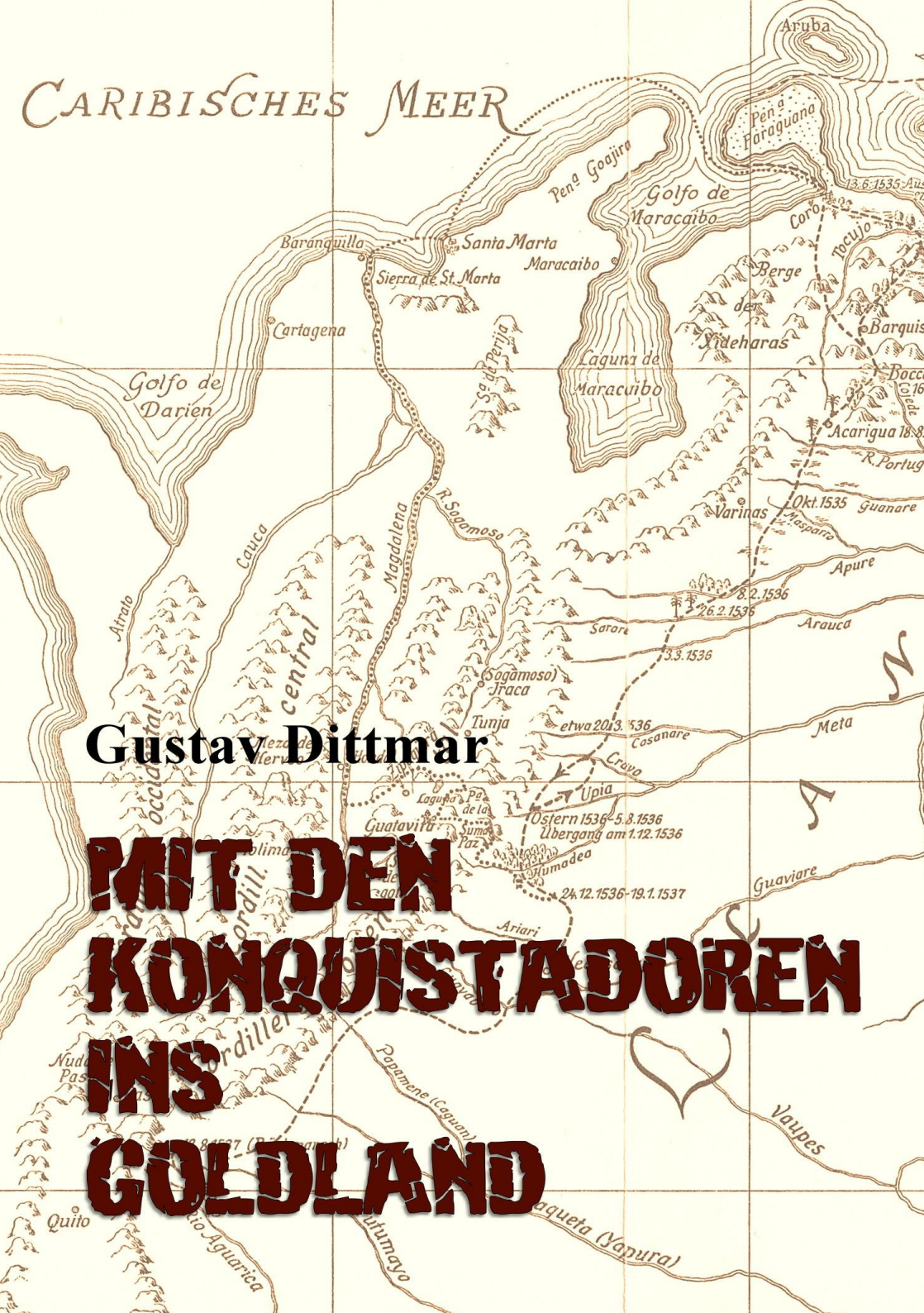


# CARIBISCHES MEER



Gustav Dittmar

# MIT DEN KONQUISTADOREN INS GOLDLAND



Gustav Dittmar

# Mit den Konquistadoren ins Goldland

Erzählung aus der Zeit der Welserzüge

Union Deutsche Verlagsgesellschaft  
Stuttgart, Berlin, Leipzig  
1890



An einem kühlen und windigen, aber sonnigen Oktobertag des Jahres 1534 herrschte am Hafen der spanischen Stadt Sevilla lebhaftes Treiben. Drei Schiffe lagen dort am Ufer des Guadalquivir, bereit zur Ausfahrt, hochbordige, see-tüchtige Fahrzeuge, nicht unähnlich den Schiffen, mit denen vor einem Menschenalter Christoph Kolumbus, der Admiral des Ozeans, ausgefahren war, um auf der Fahrt gen Westen Indien zu erreichen. Zahlreiche Schauerleute waren damit beschäftigt, Kisten, Lasten und Fässer über die schmalen Laufstege hinüberzuschleppen und in den dunkeln Schiffsbäuchen zu verstauen. Jetzt brachte man sogar eine Koppel Hunde herbei, große weiße, gelb gefleckte Tiere, die sich wütend ineinander verbissen und mit der Peitsche auseinander getrieben werden mussten. Dann kamen Pferde, mächtige, starkknochige Rosse. Es war nicht leicht, die ungebärdigen Tiere zum Betreten der schwankenden Bretter zu bewegen, und es gab viel Geschrei, bis endlich das letzte Pferd, ein schöner Rappe, glücklich an Bord war.

Auf Kisten und Ballen saßen am gepflasterten Ufer die Fahrgäste, eine stattliche Anzahl. Sie schienen noch einmal ihre Lungen mit der kühlen Luft füllen zu wollen, die vom nahen Meer herüber strich, bevor sie für Wochen eingepfercht wurden in den dunkeln, dumpfen Schiffsräumen. Zum großen Teil waren es Männer - nur wenige Frauen waren dabei - und sie unterschieden sich in Aussehen und Sprache von den zierlichen, dunklen Sevillanern, die das Schauspiel der ausfahrenden Schiffe in Scharen angelockt hatte. Fast alle waren sie blond und überragten die Spanier um Haupteslänge. Ihre Sprache aber klang härter als die spanische, und sie redeten bedächtiger als die lebhaften Südländer. Sie sprachen Deutsch, süddeutsche Mundarten

zumeist, Schwäbisch, Alemannisch, Fränkisch. Nur ein junger Mann in der Tracht des erzgebirgischen Bergknappen, der sich soeben zu seinem zwölfjährigen Sohn hinunterbeugte, um eine Frage des Wissbegierigen zu beantworten, sprach unverkennbar Sächsisch.

Die Stimmung der Auswanderer war ernst, doch schienen sie - zumal die Jüngeren, die in Gruppen plaudernd beisammenstanden - voll Zuversicht. Nur eine junge blonde Frau weinte unablässig still vor sich hin.

An einem Kistenstapel stand ein hochgewachsener junger Mann. Er steckte in einem derben dunklen Tuchwams, das schon reichlich abgeschabt und ihm sichtlich zu klein war. Er mochte siebzehn Jahre zählen. In der Hand hatte er eine Schiefertafel, auf der er mit Kreide die Zahl der Kisten vermerkte, die die Schauerleute wegtrugen, um sie in den Schiffen zu verstauen. Offenbar war er damit beauftragt, darauf zu achten, dass nichts gestohlen wurde, eine Sorge, die bei solchem Treiben wohl nicht unberechtigt war. Er entledigte sich seiner Aufgabe schlecht und recht, ohne große Aufmerksamkeit. Immer wieder schweiften seine Blicke von der Tafel und den Kisten hinüber zu den Schiffen, auf deren Masten soeben die Flaggen gehisst wurden. Er kannte die Farben gut, schon von daheim, von Konstanz her. Auch dort wehten sie auf dem stolzen Haus und den Bodenseeschiffen der Augsburger Firma *Bartholomäus Welser, Ulrich Ehinger und andere Mitverwandte*. Es waren, um es kurz zu sagen, die Farben *seines* Hauses, denn er, Hans Hauser aus Konstanz, war Angestellter des großen Augsburger Handelshauses und zurzeit Lehrling, jüngster Koppist, Botenjunge, Türschließer, Faktotum in der Niederlassung der Welser zu Sevilla.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Menge. Zwei Männer, von denen der eine, blonde, die bis zu den Knien reichende pelzverbrämte deutsche Schaubе, der andere, dunkle, den kurzen spanischen Mantel trug, näherten sich dem Ankerplatz der Schiffe.

Die Auswanderer und Matrosen liefen zusammen und rissen die Mützen von den Köpfen. »Vivat Hohermut! - Vivat Hutten!«, so schrien sie. Auch die Spanier riefen »Vivat!« und zerbrachen sich die Zunge an den ungewohnten deutschen Namen. Hans Hauser aber warf Tafel und Kreide aufs Pflaster und rannte, so rasch ihn seine Füße trugen, zum Schiffsteg, den die beiden Männer schon beinahe erreicht hatten.

»Vivat Hohermut! - Vivat Hutten!«, so schrie er aus Leibeskräften, sodass der Blonde aufmerksam wurde.

»Sieh da, Hans Hauser! Grüß Gott!«, so sagte er lächelnd und gab ihm die Hand. Dann schritt er mit seinem Gefährten über den Steg.

Hans Hauser stand wie betäubt. Dass Hohermut, der erste Faktor des Hauses Welser in Sevilla, ihn, den jüngsten Stift, des Morgens freundlich begrüßt hatte, wenn er das Kontor betrat, das war er gewohnt und fand es ganz in der Ordnung. Aber Georg Hohermut von Speyer war doch kein Kaufmann mehr! Er war jetzt Gouverneur und Statthalter des Königs in Venezuela, jener Provinz im indianischen Land, die vom deutschen Kaiser und spanischen König Karl den Welsern verpfändet war, um der großen Summe willen, die sie ihm geliehen hatten. Und dieser Hohermut, der gleich hinter dem König kam oder mindestens gleich nach dem alten Herrn Bartholomäus, dem Chef des Hauses, der morgen auszog, um unerhörte Abenteuer zu

bestehen und mit Gold und Edelsteinen beladen heimzukehren, er hatte ihn, Hans Hauser, begrüßt, ganz schlicht, auf gut Deutsch »Sieh da, Hans, grüß Gott!« und ihm die Hand gereicht.

Hans Hauser starrte den beiden Männern, die in der Kajüte des größten der drei Schiffe verschwunden waren, nach wie einer Erscheinung aus einer anderen Welt. Da wurde er plötzlich derb in die Wirklichkeit zurückgerufen.

Ein rothaariger, pockennarbiger Mensch in schwarzem Samtwams und lächerlich weiten Pluderhosen überschüttete ihn mit einer Flut spanischer und deutscher Schimpfworte. »Caramba!«, schrie er. »Stehen da, tuen nix. Faule Pelz, avanti, an die Arbeit!«

Es war Francisco Garcia, Kommiss des Hauses. Hans hassete den eitlen und tückischen Gesellen, der sich schon ganz als Nachfolger Hohermuts in Sevilla gebärdete, von ganzem Herzen. Als aber der Spanier gar eine Bewegung machte, als wolle er Hans schlagen, da riss dem Jungen die Geduld. Blitzschnell hatte er den Gecken gefasst, und im Nu lag der Spanier rücklings auf dem Pflaster. Das ging so schnell und sah so drollig aus, dass die Umstehenden in lautes Lachen ausbrachen.

Garcia, zornrot, sprang auf. »Ise Gemeinheit!«, schrie er. »'alten fest, fresche Lümmel, 'alten fest!«

Hans sah, dass die Sache nicht gut für ihn stand. Kurz entschlossen ergriff er die Flucht und war bald den Matrosen entwischt, die ihn, übrigens kaum ernstlich, auf Garcias Geheiß verfolgt hatten. Als er merkte, dass die Verfolger von ihm abließen, nahm er seinen Weg wieder zum Flussufer, das er oberhalb der Stelle erreichte, wo die Schiffe lagen. Er war hier schon außerhalb der Stadt. An der Uferbö-



sung warf er sich ins Gras. Seine Stimmung war nicht rosig. »Verdammter Welscher!«, knurrte er. Da saß er nun fern der Heimat im fremden Land, allein und verlassen. Dunkel entsann er sich seines Vaters und seiner Mutter, die bald nacheinander gestorben waren, als er kaum zehn Jahre zählte. Der Junge musste froh sein, dass ihn der Oheim und Vormund, der Präzeptor, ins Haus nahm. Er hatte es nicht gut bei dem harten, strengen Mann. Dann brachte ihn der Vormund mit dreizehn Jahren zu den Welsern als Lehrling. Er müsse die Vorsehung preisen, hatte er gesagt, dass ihm seine, des Präzeptors, hoch angesehene Stellung in der Stadt Konstanz zu solch vielbegehrter Stellung verholfen habe, und Hans hatte sich pflichtschuldigst bedankt, obwohl er eigentlich etwas ganz anderes werden wollen als Kaufmann. Was, das wusste er selbst nicht so recht, nur, dass er gewiss nicht sein Leben lang auf einem Kontorschemel hatte sitzen wollen. Trotzdem hatte er sich als leidlich anstellig erwiesen und war bald zur Welserischen Faktorei nach Lyon und von dort nach Sevilla gekommen. Und da saß er nun! Was er soeben angestellt hatte - er fühlte es immer deutlicher - war eine Riesendummheit. War erst Hohermut ausgefahren und Garcia erster Faktor des Hauses, dann war seine, Hansens, Rolle ausgespielt. Dann konnte er Betteln gehen in den Straßen von Sevilla.

Hans griff sich verzweifelt in den blonden Schopf. Da fiel sein Blick zufällig auf die Welserflagge. Sie wehte lustig auf den Masten, die die Dächer der Stadt überragten.

»Wenn ich nur mitkönnte!«, seufzte er. Doch daran war ja nicht zu denken. Er wusste die Bedingungen genau. Mindestens zwanzig Jahre musste man alt sein und eine Ausrüstung haben, die bei den Welsern gekauft sein musste,

ganz abgesehen davon, dass die Überfahrt eine Menge Geld kostete. Er war aber noch keine zwanzig Jahre alt und hatte auch kein Geld, und dass Garcia ihm nichts borgen würde - andern Auswanderern pflegte das Haus Kredit zu geben - war sicher. Was tun? Nicht einmal heimgehen ins Welserhaus mochte er, wo am gemeinsamen Tisch Garcia den Vorsitz führte.

Da er Hunger verspürte, kletterte er über den Zaun eines Gartens und plünderte einen Rebstock. Die Trauben sättigten zwar nicht viel, aber er hatte doch wenigstens nicht mehr das elende Gefühl der Leere im Magen. Dann warf er sich wieder ins Gras und träumte mit offenen Augen: vom Bodensee und von Konstanz, von der Mutter, die hochgewachsen und blond war und immer lachte, vom Vater, an dessen Hand er, ein winziger Knirps, schwimmen gelernt halte im See. Dann vom indianischen Land, von nackten Wilden mit Pfeilen und Bogen, von goldenen Schätzen, seltsamen Tempeln, schönen braunen Frauen. Über solchen Träumen musste er eingeschlafen sein, denn die Sonne stand schon tief, als er erwachte. Sofort überfiel ihn wieder die verzweifelte Frage: Was nun?

Von der Stadt her tönten Gesang und Musik. Unwillkürlich zog es den Einsamen dorthin. Die Straße zu der Schiffbrücke über den Guadalquivir, die zum Stadtteil Triana führt, war voll Menschen.

»Was geht hier vor?«, fragte Hans einen der Gaffer.

»Wisst Ihr das nicht?«, erwiderte der Angeredete erstaunt. »Sie ziehen hinüber nach Triana in das Barfüßerkloster, die Messe zu hören vor der Ausreise nach India.«

Da nahte auch schon der feierliche Zug. Musikanten eröffneten ihn. Sie vollführten mit Posaunen und Trompeten,

Schalmeien und Sackpfeifen, Trommeln und Heerpauken einen gewaltigen Lärm. Es folgten, die Litanei betend, zu vieren in der Reihe, eine Anzahl Observanzmönche, Angehörige jenes Ordens, dem die Kirche die Bekehrung der armen, irregeleiteten Indianer zum rechten Glauben zur besonderen heiligen Aufgabe gemacht hatte. Sie trugen Kreuzfixe und Bilder, auf Holztafeln gemalt, die den heiligen Vätern als Anschauungsmittel dienen sollten bei der Unterweisung der Heiden in der christlichen Lehre.

Dann kam zu Pferd in reicher spanischer Tracht der Führer Georg Hohermut von Speyer, an seiner Seite Philipp von Hutten, der fränkische Ritter. Ruhig blickte Hohermut, von Zeit zu Zeit die Hand zum Grusse hebend, auf die jubelnde Menge, die die Straße säumte. Reiter folgten auf schönen Araberpferden, deren Zaumzeug mit Schellen behangen war, deutsche und spanische Hauptleute.

»Seht«, sagte der Sevillaner, den Hans angesprochen hatte und der gut unterrichtet schien, »seht, das ist Sanchez de Murga und jener Kleine auf dem Schimmel Joacimo de la Pesia! Der andere, bärtige, ist ein Deutscher, Andreas Gundelfinger, der Majordomo der Flotte. Und jener, der allein reitet, mit dem mächtigen roten Bart ...«

»Ich weiß«, sagte Hans, »das ist Nikolaus Federmann aus Ulm.«

»Seht die Zornesfalte auf seiner Stirn«, versetzte der Spanier.

Man sprach in ganz Sevilla vom Zwist des Ulmers mit dem Führer Georg Hohermut. Federmann, der schon einmal einen kühnen Zug in die indianische Wildnis angeführt hatte und mit reichen Schätzen heimgekehrt war, hatte bestimmt damit gerechnet, dass ihn die Welser auch zum

Führer der neuen Expedition bestimmen würden. Doch die Herren Bartholomäus und Anton Welsler, kluge Kaufleute, die sich die Gunst der spanischen Krone nicht mutwillig zu verscherzen gedachten, hatten den großen blonden Pfälzer, obwohl er noch nie indianischen Boden betreten hatte, dem finsternen Federmann vorgezogen, dem der Ruf ebenso großer Tapferkeit wie unerhörter Grausamkeit vorausging. Furchtbar, so wollte das Gerücht wissen, hatte Federmann unter den armen Indios gehaust. So musste sich der Ehrgeizige diesmal mit der Stelle eines Generalkapitäns begnügen. Starr vor sich hinblickend und der Zurufe der Menge nicht achtend, ritt er allein hinter dem Führer.

Hinter dem Ulmer folgten eine Reihe Trommler und Pfeifer und endlich, in drei Fähnlein geteilt, die Landsknechte. Sie trugen hirschlederne Wämser und eiserne Sturmhauben, römischen Helmen nicht unähnlich, und waren wohlgerüstet. Die meisten hatten Armbrüste, andere Rapiere und kleine Rundschilder, sogenannte Rodellas, davon man sie *Rodellierer* nannte, oder Tartschen. Manche aber schleppten schwere Feurgewehre mit sich, in der Sprache der Landsknechte *halbe Haken* geheißen.

Die Fähnlein, die lustig im Winde flatterten, waren weißblau - sie galten als Hohermuts Farben - weiß-rot in den Welslerfarben und gelb-weiß-rot mit dem burgundischen Kreuz, die Fahne der kaiserlichen Majestät.

Der Tross machte den Beschluss, Handwerker aller Art, Schuster, Schneider, Zimmerleute und der unvermeidliche Profos mit seinen Steckenknechten.

Im ersten Glied des ersten Fähnleins fiel Hans ein starker, etwas schwerfälliger Mann auf. Er hatte ein breites, fast viereckiges Gesicht und gute blaue Augen. Die blonden

Haare standen steil gebürstet in die Höhe. Es war unverkennbar ein Deutscher. Neben ihm schritt ein schlanker, dunkler Jüngling in der Tracht des deutschen fahrenden Schülers. Auf der Stirn hatte er eine breite rote Narbe, offenbar die Spur eines Säbelhiebs. Hans Hauser ahnte nicht, dass die beiden bald seine Kameraden sein würden, Freunde auf Leben und Tod.

Der Zug überschritt die Guadalquivirbrücke und betrat die mächtige dreischiffige gotische Klosterkirche, in der die Altarkerzen nur spärliche Helligkeit verbreiteten.

Hans hatte sich mit den anderen in die Kirche gedrängt. Der Prior des Klosters hielt selbst das feierliche Hochamt. Der Gesang des Priesters stieg zum Gewölbe auf und ballte im weiten Raum, dass es klang wie die Stimme aus einer anderen Welt. Aus etlichen Kehlen respondièrent die Landsknechte. Weihrauch stieg auf und schwebte in bläulichen Wolken um die hohen Pfeiler, die sich in der schwärzlichen Dunkelheit wie im Unendlichen verloren.

Als nach beendigtem Hochamt die Scharen ins Freie strömten, war die Nacht schon hereingebrochen. Die Landsknechte verloren sich in den Weinschenken, aus denen bald Gitarrenklang und derbe Lieder schallten. Alle, Deutsche und Spanier, schienen in den letzten Stunden vor der Ausfahrt, die gegen Mitternacht mit aufkommender Flut erfolgen sollte, noch einmal die Freuden europäischer Zivilisation in vollen Zügen genießen zu wollen, die sie nun so lange werden entbehren müssen.

Hans stand wieder einsam und hungrig auf der dunklen Straße, auf die nur da und dort ein Lichtschein aus einer geöffneten Schenkentür fiel. Er suchte in seiner Tasche und fand noch zwei kleine Silbermünzen. Das war sein einziges

Vermögen. Für eine der Münzen kaufte er sich bei einem Händler, der seine Ware auf der Straße feilbot, einen Bratfisch, den er sogleich gierig verzehrte. Dann - es war nicht mehr weit bis Mitternacht - schlenderte er wieder zum Fluss. Gespenstisch ragten die Maste der drei Schiffe in den gestirnten Himmel. Schwärzlich hob sich die vom Wind bewegte Welserflagge gegen den helleren Hintergrund ab.

Hans Hauser stand lange und schaute sinnend in das schwarze Wasser, das ruhig dem Meer zuströmte. Dann sagte er plötzlich vor sich hin: »Ja natürlich, ich muss es versuchen. Es wird schon gehen.«

Er wusste, dass es völlig unmöglich war, sich vom Land aus auf eines der Schiffe zu schleichen. Die Schiffstege wurden, soweit sie nicht überhaupt eingezogen waren, scharf bewacht. Wie aber, wenn er versuchte, schwimmend ein Schiff zu erreichen? Rasch entkleidete er sich. Er trug nur ein wollenes Hemd, Wams, Hosen und ein Paar derbe Schuhe, nicht einmal Strümpfe. Alles das schnürte er mit seinem Gürtelriemen zusammen und band sich den Packen auf den Rücken. Dann glitt er lautlos ins Wasser.

*Ich muss mich treiben lassen und meine Kräfte schonen,* dachte er.

Das Wasser war ziemlich kalt. Die beträchtliche Strömung trieb ihn aber rasch bis an das Welserschiff, das am weitesten stromauf lag. Hans sah deutlich die Wache auf dem Hochdeck stehen. Der Matrose schaute zu der Stadt hin. Sicher kränkte es ihn bitter, dass er nicht mit den anderen Matrosen in einer Schenke zechen und Abschied von Europa feiern konnte. Als aber Hans versuchte, an der glatten Schiffswand hinaufzuklettern, machte das kratzende Geräusch den Wächter sofort aufmerksam.

»Wer ist da?«, rief er in die Nacht, und noch einmal: »Ist wer da?«

Hans Hauser tauchte, ohne Rücksicht darauf, dass dabei die Kleider auf seinem Rücken durch und durch nass wurden, unter Wasser. Der Matrose starrte noch eine Weile in die Dunkelheit, dann ging er wieder auf seinen Posten am Hochdeck zurück.

Aufseufzend sagte sich Hans, dass hier nichts mehr zu hoffen war. Er ließ sich also weitreiben bis zum nächsten Schiff. Doch so sehr er auch spähte, nirgends konnte er eine Möglichkeit entdecken, an Bord zu kommen. So blieb nur noch das dritte, am weitesten Strom abliegende Schiff, das Admiralschiff, die *Trinidad*, eine besonders hochbordige Karavelle. Schon wollte Hans verzweifeln an seinem tollen Wagemut, da sah er vom Bugspriet des Schiffes ein Tau niederhängen, das freilich hoch über dem Wasserspiegel endete. Mit seinen letzten Kräften - schon fühlte er, wie die Erschöpfung über ihn kam - schnellte er sich aus dem Wasser. Beim dritten Versuch gelang es ihm, das Ende des Taus zu fassen. Er kletterte empor und saß im nächsten Augenblick rittlings auf dem Bugspriet, auf dem er nun zu dem Schiffsbord rutschte. Gleich darauf fühlte er die Planken der *Trinidad* unter seinen Füßen.

Da löste sich ein Schatten aus der Dunkelheit. Blitzschnell verkroch Hans sich hinter dem Rettungsboot des Mittelschiffs. Der wachhabende Matrose näherte sich langsamen Schrittes. Ganz nahe bei Hansens Versteck beugte er sich über die Reling und sah lange ins Wasser. Hans klopfte das Herz zum Zerspringen. Endlich ging der Wächter so dicht an Hansens Versteck weiter, dass er ihn hätte berühren können. Als Hans glaubte, dass der Matrose weit genug

entfernt sei, um ihn nicht mehr zu hören, huschte er lautlos zu der Ladeluke im Vorderschiff. Sie war offen, aber die Leiter war heraufgezogen. Hans konnte nicht daran denken, sie anzulegen, das hätte zu viel Lärm gemacht.

So schwang er sich in die Luke, hing einen Augenblick mit ausgestreckten Armen am eisernen Rand und ließ sich dann in Gottes Namen fallen. Er fiel tief und hart, alle Knochen taten ihm weh. Mühsam erhob er sich. Es war stockdunkel und dumpfig heiß da unten. Trotzdem zitterte Hans, nackt und nass, wie er war. Ein verdächtiges Knistern und Rascheln regte sich ringsum. *Ratten!*, dachte Hans und ihn ekelte. Über Kisten und Fässer tastete er sich mühsam weiter. Da, da war etwas Weiches, ein Sack vielleicht mit Mehl oder Hafer. Und da, ein Packtuch schien es zu sein. Völlig erschöpft streckte Hans sich aus und zog sich das Tuch über den Kopf. Ihm war sehr elend zumute und er war nahe daran, seinen tollen und unüberlegten Streich zu bereuen. In seiner Not begann er die Litanei zu allen Heiligen zu beten. Darüber schlief er endlich ein.

Als Hans erwachte, drang ein fahler Lichtschimmer durch die Luke. Er hörte Schritte über sich auf Deck und die Rufe von Matrosen. Zugleich hatte er das Gefühl, als ob das Schiff sachte über das Wasser glitt. *Wir sind in Fahrt!*, frohlockte er, aber dann fiel ihm ein, dass sie noch auf dem Guadalquivir sein mussten. Noch vierundzwanzig Stunden, so berechnete er, waren es bis auf die hohe See. Vorher durften sie ihn nicht entdecken, sonst setzten sie ihn schlankweg an Land und er konnte sehen, wie er weiterkam. Er zog sich an. Seine Kleider waren noch feucht, aber wenigstens nicht mehr völlig durchnässt. In dem warmen Laderaum waren sie leidlich getrocknet. Der Hunger wühl-



te in seinen Eingeweiden. Er untersuchte die Säcke, auf denen er gelegen hatte, in der Hoffnung, dass sie Mehl enthielten. Aber es war Pferdefutter, Hafer und Häcksel. In den Kisten mochte vielleicht etwas Essbares sein, aber wie sollte er sie öffnen? Schließlich kaute er ein paar Haferkörner, aber das half nichts gegen den wütenden Hunger.

Plötzlich erschreckte ihn ein Geräusch. Von oben wurde eine Leiter durch die Lukenöffnung geschoben. Schnell zog er sich in sein Versteck zurück, warf sich hin und zog sich die Plandecke über den Kopf. Er beobachtete, wie zwei Männer die Leiter herunterstiegen und umständlich zu räumen und zu suchen begannen, wobei sie ein paar Mal ganz in seine Nähe kamen. Endlich schienen sie gefunden zu haben, was sie suchten. Mit Mühe schleppten sie eine große Kiste an Bord.

Hans war wieder allein, müde, zerschlagen und hungrig. Um den Hunger nicht so sehr zu fühlen, versuchte er weiterzuschlafen, und in der Tat schlief er vor Erschöpfung bald wieder ein. Er träumte sehr lebhaft. Er sah sich in Konstanz als Knabe auf dem Jahrmarkt. Verkaufsstände gab es da und Buden mit Zuckerwerk und Lebkuchenherzen. Das Schönste waren aber doch die Schaukeln. Sie hingen in der Form kleiner Nachen zu fünf nebeneinander an einem himmelhohen Gestell. Von den fünf Knaben in den Nachen will jeder am höchsten schaukeln. Um das Nachengestell herum aber stehen die Kameraden und machen ihre Glossen. »Seht den Veit!«, rufen sie. »Feste, Veit, noch höher, noch höher!« Hans packt der Ehrgeiz. Mit ganzer Kraft wirft er sich in die Seile. Da schreien sie auch schon: »Seht den Hans! Hans Hauser ist am höchsten!« Und Hans fliegt durch die Luft, ein Brausen und ein Sausen in den Ohren,

einen leisen Druck auf dem Kopf, und die Fläche des Sees scheint im Wechsel des Auf und Ab sich steil aufzurichten und wieder zurückzusinken in die Waagrechte.

Gerade als sich der Träumer über diese merkwürdige Erscheinung Gedanken machen wollte, erwachte er und bemerkte mit Staunen, wie sich das Vorderschiff hob, hoch empor, dass die Ladung in Bewegung geriet, und dann wieder vornüber sank in schier unermessliche Tiefen. So ging das auf und ab, auf und ab, wie auf der Schaukel zu Konstanz, nur viel langsamer. *Das ist die See*, dachte Haus, *das ist das offene Meer*. Aber zugleich wurde ihm übel. Ein Brechreiz kroch ihm die Kehle herauf. Hans, der zum ersten Mal in seinem Leben zur See fuhr, wusste aus Erzählungen von Matrosen, was das war: Seekrankheit. Schließlich überwältigte ihn der Brechreiz. Doch er spie nur ein wenig Galle aus, er hatte ja nichts im Magen.

Matt, kalten Schweiß auf der Stirn, sank er auf sein Lager zurück, als plötzlich von Neuem die Leiter angelegt wurde, die diesmal ein riesengroßer Matrose herabstieg. Es war, wie Hans später erfuhr, Hinnerk Klöve Korn ans Blankensee.

Der Lange sah sich zunächst einmal prüfend im Laderaum um.

Haus rührte sich nicht. Doch plötzlich kam ihn wieder das Würgen an, und da stand auch schon Hinnerk Klöve Korn vor ihm und sagte bloß: »Nu kiek mal da! Ja, Kame-rad, wo kommst du denn her?«

Statt aller Antwort fragte Hans: »Sind wir schon auf hoher See?«

»Ich denk' doch wohl«, entgegnete Klöve Korn lachend. »Merkst du nicht, dass eine höllisch steife Brise weht?«

»So!«, sagte Hans erleichtert. »Dann kann ich ja wohl an Deck gehen.« Mühsam - die Beine versagten ihm fast den Dienst - kletterte er vor Klövekorn die Leiter hinauf.

Auf Deck saßen und standen Matrosen und Fahrgäste herum. Das Schiff machte unter vollen Segeln rasche Fahrt. Das Meer war stürmisch bewegt. Man sah bis zum Horizont nichts als Wasser. Von der dunkeln, fast schwarzen Flut hoben sich hell die weißen Schaumstreifen der Wellen ab.

Das Erscheinen des jungen Burschen erregte großes Erstaunen. Von allen Seiten liefen Matrosen und Fahrgäste herbei und starrten Hans wie ein Meerwunder an.

»Nu segg man bloß, wo kommst du denn her?«, fragte Klövekorn nochmals im heimatlichen Platt.

Hans, dem im scharfen Wind ganz schwindlig wurde, antwortete nur leise: »Aus Konstanz.«

Ein allgemeines Gelächter erhob sich. »Aus Konstanz kommt er, geradeswegs aus Konstanz!« Und einer fing gar zu singen an: »Konstanz liegt am Boden - Bodensee ...«

Hans ärgerte sich. Er hatte eine scharfe Erwiderung auf der Zunge. Da ging eine Bewegung durch die Umstehenden Die Matrosen wichen zurück und machten einem großen blonden Mann Platz.

»Was geht hier vor?«, fragte Hohermut. Da traf sein Blick Hans' klägliche Gestalt. Ein Ausdrück ärgerlichen Staunens ging über seine Züge. »Hans Hauser«, rief er, »ja, zum Teufel, was tust du denn hier?«

Das war zu viel für Hans. Überwältigt von Schwäche, sank er vor dem Mann in die Knie. Das aber gefiel Hohermut vollends nicht. Er fasste ihn hart an der Schulter. »Steh auf!«, gebot er.

Doch Hans gehorchte sein Körper nicht mehr, er vermochte sich nicht zu erheben.

Einen Augenblick stand Hohermut unschlüssig. Da nahm Martin Kressel, Hohermuts Pferdeknecht, das Wort. Er hatte ein eckiges Gesicht und steil aufgebürstete blonde Haare, dazu gutmütige blaue Augen. »Euer Gnaden«, sagte er, zu Hohermut gewendet, »ich glaube, der Bursche hat Hunger.«

Hohermut sah einen Augenblick von dem derben Knecht zu dem schlanken Jüngling, der immer noch vor ihm kniete und dem die blonden Strähnen wirr über das bleiche Gesicht hingen.

»Nun, wenn du meinst, Martin«, sagte er schon etwas freundlicher, »dann gib ihm etwas zu essen!«

Kressel trat zu Haus. »Kommt!«, sagte er. Er umschlang den Jungen - Kressel mochte doppelt so alt sein wie Hans - und zog ihn, ja trug ihn fast hinunter unter Deck in sein, Martin Kressels Reich.

Das war freilich sehr klein. Kressel teilte es mit drei Pferden: mit *Jakob* und *Esau*, den Füchsen, die Hohermut und Hutten ritten, und seinem eigenen Pferd, dem Rappen *Suse*. Die Pferde standen so eng, dass ihre Leiber einander fast berührten. An der Seite hatte sich Martin eine schmale Ruhestatt bereitet. Dort bettete er nun Hans, der sich wie leblos fallen ließ. Dann ging Martin in die Kombüse zu Keil, dem Koch. »Mach mal eine Mehlsuppe«, sagte er in seiner oberhessischen Mundart - er stammte aus Laubach im Vogelsberg - »und gut geschmälzt!«

Keil aber stieß ärgerlich die Tiegel und Töpfe auf dem winzigen Herd herum. »Jetzt gibt's keine Suppe«, brummte er ärgerlich, »und überhaupt ist das Schmalz knapp und

nur für die Herren.«

Martin Kressel aber erwiderte ganz ruhig: »Siehst du, Keil, jetzt machst du mir gleich eine Mehlsuppe, und gut geschmälzt, oder ich hau' dir dein ganzes Gelump zusammen.«

Da sah ihn Keil nur schief von unten an und sagte: »Na ja doch! Warum denn gleich so grob?« Er tat Mehl und Wasser, sogar ein bisschen Milch - was eine große Leckerei war - in den Topf, und Kressel passte auf, dass auch ein gehöriges Stück Schmalz dazukam. Mit der fertigen Suppe aber ging Martin hinunter zu seinem Schützling. Der lag noch immer blass mit geschlossenen Augen. Er war zu schwach, um sich aufzurichten. Da gab ihm Martin Kressel die Mehlsuppe löffelweise in den Mund. Hans aß gierig. Kressel aber brummte, während er ihm die Suppe einflößte: »So ein Huhn, so ein Kücken, so ein verrücktes!«

Hans Hauser fühlte sich ungemein wohl. Er lag neben den Pferden, wo ihm Kressel, so eng der Raum war, ein Plätzchen eingeräumt hatte. Als Martin sich am Morgen erhoben hatte, war auch Haus erwacht. Doch Martin gebot ihm, liegen zu bleiben, und zwar in einem Ton, der Widerspruch nicht ratsam erscheinen ließ. Da lag er denn und sah durch die halb geöffneten Augenlider, wie Martin die Pferde sorglich putzte, mit besonderem Bedacht aber *Suse*, seinen eigenen Gaul. Wie lange er so lag, wusste er nicht. Da Kressel offensichtlich keine Lust zum Reden hatte, schwieg auch Hans. Ein paar Stunden mochten so verflossen sein, dann brachte Martin einen großen Topf mit Erbsen und Speck, dazu zwei Löffel. Sie langten beide gehörig zu, als aber der Topf zu zwei Drittel leer war, reichte ihm Martin Hans hinüber. »Der Rest ist für Euch.«

Hans war zufrieden. Er war nicht mehr seekrank, nicht mehr müde, nicht mehr hungrig, und ein paar Dutzend Meilen lagen zwischen ihm und dem Sevillaner Kontor nebst dem ehrenwerten Don Francisco Garcia.

Es musste Nachmittag sein, als ihn ein Matrose zu Hohermut entbot. Hans schlug das Herz, als er dem Boten zur Hütte auf dem Hinterdeck des Schiffes folgte, wo Hohermut wohnte. Als er eintrat, waren Hohermut und Hutten über Karten und Papiere gebeugt. Sie schienen beide den jungen Mann, der schüchtern in einer Ecke des kleinen Raumes stand, nicht zu bemerken.

Endlich hob Hohermut den Kopf: »Lasst Euch vom Quartiermeister warmes Zeug gehen, Hauser!«, begann er ohne weitere Begrüßung und ohne das vertrauliche Du, dessen er sich im Sevillaner Kontor im Gespräch mit Hans bedient hatte. »Und dann mögt Ihr Martin Kressel bei den Pferden helfen. Wenn wir erst auf den Inseln sind, wird sich eine Gelegenheit finden, Euch nach Sevilla zurückzuschicken.«

Damit war Hans entlassen. Aber als er wieder draußen stand auf Deck und der herrliche Seewind ihm um die Ohren blies, der die knisternden großen weißen Segel füllte, als er über die weite, bewegte Meeresfläche blickte, die jetzt blau im Sonnenschein lag, da musste er an sich halten, dass er nicht laut aufjauchzte. »Frei, frei!«, jubelte sein Herz. »Und die Welt, die schöne, unermesslich weite Welt liegt ausgebreitet vor dir. Von den Kanarischen Inseln wollt ihr mich heimschicken? Ach, edler Herr Georg Hohermut von Speyer, es wird sich schon so bald keine Schiffsgelegenheit nach Sevilla finden! Und wenn es auch eine gibt, Ihr, edler Herr, werdet den Hans Hauser schon nicht heimschicken, wenn Ihr erst wisst, was Ihr an ihm habt.«

So half er denn Martin Kressel bei den Pferden, der den »Tintenkleckser« und »Pfeffersack« zuerst etwas gering-schätzig behandelte. Er lernte mit Striegel und Kardätsche umgehen, lernte Tränken - »dass Ihr mir ja den Eimer hochhaltet, damit der Gaul sich nicht zu bücken braucht!« - und Füttern: Hafer und Häcksel, »wohl gemischt, für *Suse* aber etwas mehr Hafer, denn das braucht sie.«

Die nächsten Tage brachten schönes Wetter. Hans, der bei den Pferden nicht allzu viel zu tun hatte, benutzte sie, um sich auf dem Schiff umzusehen. Die *Trinidad* war eine stolze Karavelle, dreimastig mit zwölf Geschützen, sodass eine Breitseite von je sechs Geschützen abgefeuert werden konnte. Kapitän war ein Spanier, ein kleiner Mann mit pechschwarzem Spitzbart, dessen Haut gelb, ja braun war wie angegilbtes Pergament. Er sprach fast nichts und war unter Schiffsvolk und Fahrgästen gefürchtet, aber er galt als erfahrener Kapitän, der schon viele Schiffe in die Neue Welt geführt hatte. Ja, man erzählte sich sogar, dass er - damals noch ein Schiffsjunge - an des großen Kolumbus vierter Reise nach Westindien teilgenommen habe.

Das Schiffsvolk war aus aller Herren Ländern zusammengewürfelt: Spanier waren darunter und Portugiesen, ein Schotte, ein Flame, ein Däne und als einziger Deutscher der Hamburger Hinnerk Klöveborn. Es war eine recht rohe, ja gefährliche Gesellschaft, die sich kaum untereinander verständigen konnte, und es bedurfte eiserner Strenge, sie in Zucht zu halten. Die Fahrgäste - hundertzwanzig Köpfe, darunter auch einige Frauen - waren außer ein paar spanischen Edelleuten fast lauter Deutsche. Sie hatten daheim Pflug und Handwerkszeug verlassen, um in der Neuen Welt ihr Glück zu machen. Viele treue und biedere Land-

leute und Handwerker waren dabei, auch ein Spaßmacher, der die langen Stunden der Fahrt mit Schnurren und Späßen trefflich zu verkürzen verstand, Jakob Schmitz, ein Barbier aus Köln.

Einer von den Fahrgästen stand immer ein wenig abseits, besonders wenn der Pater Severinus, ein Augustiner aus Mainz, des Morgens die Messe las. Es war ein langer Student mit der breiten roten Narbe eines Säbelhiebs auf der Stirn. Hans Hauser gegenüber lüftete er ein wenig das Geheimnis, das seine Person umgab und das ihn in den Verdacht gebracht hatte, ein Ketzer zu sein. Er erzählte ihm, dass er, ein geborener Niedersachse, zu Wittenberg Student gewesen sei und zu Philipp Melanchthons, ja zu des streitbaren Gottesmannes Martini Lutheri Füßen gesessen habe. Eines Duells wegen, das ihm die Narbe eingetragen, dem Gegner aber das Leben gekostet habe, sei er relegiert worden. Er bekannte sich zu des Lutheri Lehre, meinte aber, dass Hans nur so beten und es mit der Kirche halten solle, wie es ihn seine Mutter gelehrt habe.

Es gab unter den Fahrgästen auch ein paar wüste und wilde Gesellen, denen daheim in Deutschland oder Spanien der Galgen drohte und die sich der irdischen Gerechtigkeit durch die Flucht übers Meer zu entziehen gedachten. Sie hockten meist im Kreis um die paar »Altgedienten« herum und lauschten ihren tollen Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt. Die »Altgedienten« - so hießen die Landsknechte, die schon an einer Expedition in das Innere Venezuelas teilgenommen hatten - überboten sich in Wundermären. Von Zwergvölkern erzählten sie, von Gegenden, wo die Menschen nicht sterben, vom Indianervolk, bei dem die Frauen gewappnet und gerüstet zu Felde ziehen, nur



einmal im April eines jeden Jahres Männer eines Nachbarstammes empfangen und die Knaben töten, die zur Welt kommen. Fiebrig aber glänzten die Augen der Erzähler wie die ihrer Zuhörer, wenn die Rede auf die Goldschätze der Neuen Welt kam. Alle kannten die Berichte des Fernando Cortez über das Wunderland Mexiko, das Reich Montezumas, das goldstrotzende, wo die Azteken ihren furchtbaren Göttern scharenweise Menschen schlachteten. Mit Feuer und Schwert hatte der ruhmreiche spanische Eroberer wider den satanischen Brauch gewüthet. Dann, wenige Jahre später, war die kaum minder seltsame Kunde von dem Inkareich, dem Goldland Peru, ans Ohr des aufhorchenden Abendlandes gedrungen, das die Spanier Pizarro und Almagro mit ebenso viel Tapferkeit wie Tücke der Krone Spaniens unterworfen hatten. Brauchte man nicht nur loszustürmen in die indianische Wildnis, wie die kleinen Abenteurerscharen um Cortez und Pizarro, um Gold zu finden in diesem Erdteil voller Wunder, scheffelweise, haufenweise, Berge von Gold?

Ein Märchen ging von Mund zu Mund, eine Sage, ein Gerücht. An einem See liegt eine große Indianerstadt. Unermesslich reich sind ihre Bewohner. Ihre Häuser sind mit Platten aus purem Gold gedeckt. Der König aber geht ganz eingehüllt in Gold. Allmorgendlich salbt man ihn und bestreicht den Körper mit Goldkörnern, dass er ganz bedeckt ist vom gleißenden Metall. Wo ist die Stadt, wo herrscht *al rey dorado*, der vergoldete König? Wo liegt der See? In den unermesslichen, von den großen ostwärts strömenden Flüssen durchzogenen Ebenen, den sonnenglühenden Llanos? Im Gebirge oder am gewaltigen Strom Orinoko? In den Schneebergen der Cordillere de los Andes? Er lockt,

der Goldene, er winkt, er zieht, ein Trugbild, ein höhnisches Gespenst, die Golddurstigen hinter sich her, unerreichbar, immer entschwindend. Überall ist sein Reich und doch nirgends.

Der lange niedersächsische Student zeigte Hans Hauser eine Karte der Neuen Welt, die er in Sevilla erstanden hatte. Sie sei von Amerigo Vespucci, dem berühmten Florentiner, in Person gezeichnet, so habe ihm der Krämer erklärt und sich seinen Schatz gehörig bezahlen lassen.

»Seht«, sagte der Student, auf die Karte weisend, »dies hier ist das Land, dem wir zusteuern, Venezuela, Klein-Venedig, wie es der Entdecker Alfonso de Hojeda nannte. Ich glaube, weil ihn die Pfahlbauten der Indianer an die Lagunenstadt erinnerten. Und hier quer über dem ganzen Land steht: *Pariás abundantia auro et margaritis*. Parias, ein Land unermesslich reich an Gold und Perlen. Dem Goldland steuern wir zu und der costa de perlas, der Perlenküste.«

»Und Ihr«, fragte Hans Hauser, »wollt Ihr auch reich werden im Welserland? Sucht Ihr auch nach dem Reich des vergoldeten Königs?«

Der Student schwieg. »Nein«, sagte er dann zögernd, »Golddurst plagt mich nicht. Aber seht, da war in meiner Vaterstadt ein Schulmeisterlein, Waldseemüller hieß es. Das brachte uns Knaben nicht nur Lesen, Schreiben, Rechnen und ein bisschen Katechismus bei. Der kleine Mann mit den feurigen Augen hatte allerhand gelesen und verstand sogar Lateinisch. Ihr hättet ihn hören müssen, wie er erzählte von den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier, vor allem aber von Christoph Kolumbus, dem großen Seefahrer, und seinen vier Reisen, die er unternahm, um auf der Fahrt nach Westen Indien zu erreichen. ›Ein neues

Zeitalter ist angebrochen«, so pflegte er zu sagen, »als Kolumbus den Fuß auf die kleine, unbekannte Insel der Neuen Welt setzte.« Damals sprang der Wunsch in mir auf, brennend, unbezwinglich: Das Land der Wunder musst du sehen! Dort, wo der Mensch ganz allein auf sich selber gestellt ist, musst du dich bewähren. Mit leiblichen Augen will ich schauen, wovon der kleine Schulmeister nur vom Hörensagen weiß.«

»Ja«, sagte Kressel, der sich zu den beiden gesellt hatte und nachdenklich Fabricius' Worten gefolgt war, »das kann ich wohl verstehen. Trotzdem, mich treiben nicht Goldgier und Abenteuerlust übers Meer. Ich glaube nicht, dass die Neue Welt schöner ist als unsere Heimat. Auch uns Bauern hat der Agent des Welserhauses, der zu uns nach Laubach kam, um Auswanderer für die Unternehmungen der Welser in der Neuen Welt zu werben, die Schönheit und den Reichtum Venezuelas in glühenden Farben geschildert. Doch es hat keinen großen Eindruck auf uns gemacht. Wir Bauern wissen zu gut, dass der Mensch im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen soll. Als aber der Agent von den drei Ernten erzählte, die der Boden drüben im Welserland in einem Jahr bringe, da haben wir aufgehört. Muss ein solches Land nicht sichtbar von Gott gesegnet sein? Ich bin der jüngere Sohn, und mein Bruder ... Sollte ich mein Leben lang Knecht sein auf seinem Hof? Ich zögerte nicht lange. Noch am selben Abend habe ich in Gegenwart von zwei ehrenhaften Zeugen den Vertrag mit dem Agenten der Welser abgeschlossen.«

»Aber«, sagte Hans Hauser und warf sich ein wenig in die Brust, »ohne mein Haus, die Welser, würdet Ihr nie auf diesen Schiffsplanken stehen auf der Fahrt ins indianische

Land. Die Welser in Augsburg, die Fugger in Nürnberg, die große Handelsgesellschaft in Ravensburg: Seht den Wagemut und die Tatkraft, mit der sie den guten Ruf und den ehrlichen Namen des deutschen Kaufmanns über das Weltmeer tragen! Eine Macht sind sie, die sich Fürsten und Herren, ja dem großmächtigen Kaiser Karl V., an die Seite stellen kann. Ist der Kaiser nicht in der Schuld der Welser und Fugger, wie jedermann weiß, seit sie ihm mit gewaltigen Summen aushalfen bei der Kaiserwahl? Darum auch, als es galt, das neu entdeckte indianische Land zu erschließen, zu besiedeln, da rief der Kaiser die Welser und belieh sie, die Kaufleute, mit einem wahren Königreich, mit Venezuela, dem Welserland.«

»Ein neues Deutschland, ein Deutschland über See!«, sagte Fabricius. »Soll es noch einmal so weit kommen? Es wäre ein Geschenk Gottes. Denn vielleicht, wer weiß, wird einmal den Deutschen die Heimat zu eng, und haben wir nicht dasselbe Recht an der Welt wie die Portugiesen und Spanier, die Engländer und Holländer?«

»Ja«, versetzte Kressel, »und die Frucht gedeiht gut in dem Land, das mit deutschem Schweiß gedüngt ist.«

Ein paar Tage später kam Alegranza, die nördlichste der Kanarischen Inseln, in Sicht. Der Kapitän ließ scharf Ausguck halten, denn in den Buchten der kleinen, unbewohnten Kanarischen Inseln pflegten die Berber, die gefürchteten afrikanischen Seeräuber, den Schiffen aufzulauern, die nach Westindien bestimmt waren oder, beladen mit den Reichtümern der Neuen Welt, zu den spanischen Häfen heimkehrten.

Hans Hauser, der ungewöhnlich scharfe Augen hatte, liebte nichts mehr, als im Mastkorb zu sitzen und Ausschau

zu halten. Wirklich sichtete er eines Morgens ein Schiff am Horizont, das ihm verdächtig vorkam. »Schiff voraus!«, gellte sein Ruf über Deck.

Der Kapitän ließ für alle Fälle die Geschütze klar machen. Mit großer Geschwindigkeit lief das unheimliche Schiff auf die viel langsameren Expeditionsschiffe zu. Doch plötzlich drehte das Piratenschiff bei und nahm Kurs auf das afrikanische Festland. Hohngeschrei und befreites Lachen ertönte auf der *Trinidad*, wo Matrosen und Reisende, an der Reling stehend, die Bewegungen des Seeräubers gespannt verfolgt hatten. Auch Haus Hauser atmete auf. Doch es war ihm fast ein wenig leid, dass er um ein wirkliches und richtiges Seegefecht gekommen war.

Am Abend tauchte im Westen die herrliche Pyramide des Pico del Teide auf Teneriffa auf. Zwei Tage später ankerten die drei Schiffe in Las Palmas auf der Insel Gran Canaria.

Die Reisenden waren froh, den engen Schiffsräumen für eine Weile entronnen zu sein. Sie gingen an Land und genossen die herrliche Luft der paradiesischen Insel in vollen Zügen. Auch Hans Hauser, Fabricius und Kressel schlenderten durch das Städtchen und erfreuten sich an dem bunten, fremdartigen Treiben. Staunend sahen sie die seltsamen Lasttiere der Inselbewohner. Sie kannten das Kamel nur von Bildern und Schnitzwerken her, denn der fromme Künstler stellt gern, wie man weiß, das Lasttier des Orientalen neben Ochs und Esel um die Krippe, darin das heilige Kindlein liegt. Nun sahen sie zum ersten Mal die Fabeltiere lebendig. Manchmal führten sie große, braune, ernste und schöne Männer am Halfter, die nicht unähnlich waren dem dunkelhäutigen König, der aus dem Morgenland kam, das heilige Kind anzubeten. Es waren die letzten Söhne der Gu-

anchen, der Urbevölkerung der Kanaren, die von den spanischen Eroberern gegen Ende des 15. Jahrhunderts fast aufgerieben worden waren. Nun war Las Palmas eine spanische Stadt und ein lebhafter Hafen, denn auch die Portugiesen pflegten auf der Fahrt nach Ostindien und den Gewürzinseln dort anzulegen.

Am Abend füllten Reisende und Matrosen die Hafenschenken in hellen Haufen. Es ging in der lauen Nacht sehr ausgelassen und lustig zu, und der feurige spanische Wein tat ein Übriges, die Köpfe zu erhitzen.

Auch Hans Hauser saß mit dem Niedersachsen, dem Hessen und Hinnerk Klövekorn auf der Veranda einer Schenke, und die vier tranken behaglich plaudernd ihren Schoppen. Da merkte Hans, dass man am Nebentisch zu ihnen herübersah und sich in Spottreden über sie erging. Fahrgäste der *Nuestra Señora de Guadalupe*, auf der sich Nikolaus Federmann, der Generalkapitän, eingeschifft hatte, saßen da, und ein Tscheche, der Backsteinbrenner Jan Novotny, führte das große Wort. Hans blieb ruhig. Da hörte er den Namen »Hohermut« fallen, und plötzlich sprang der halb betrunkene Tscheche auf und schrie, einen Becher schwingend, in seinem harten, gebrochenen Deutsch: »Nieder mit Hohermut, nieder mit dem Krämer! Es lebe Federmann, der Eroberer Venezuelas!«

Er hatte kaum beendet, da fuhr ihm die Faust des jungen deutschen Kaufmanns ins Gesicht, dass er taumelnd zu Boden sank. Im nächsten Augenblick war eine wilde Schlägerei im Gang. Hans wurde ein schwerer Zinnbecher an die Stirn geschleudert und er fühlte, wie ihm Wein und warmes But über das Gesicht flossen. Hinnerk Klövekorn warf einen Spanier, der sich an ihn machte, in eine Ecke, dass es

nur so krachte. Ein paar Stühle gingen in Trümmer. Tapfer wehrten sich die vier gegen die Angriffe der Leute von der *Nuestra Señora*, unterstützt von den Leuten der *Trinidad*, die ihnen zu Hilfe eilten. »Vivat Hohermut, vivat Federmann!«, schrien die Kämpfer. Es war ein wüster Tumult, der erst endete, als die Reisenden der *Nuestra Señora* endgültig in die Flucht geschlagen waren.

Hans Hauser saß ziemlich erschöpft auf einem Stuhl und ließ sich seine Stirnwunde von dem Studenten kunstgerecht verbinden. Hinnerk Klöveborn, völlig heil, war vergnügt wie selten. Die Keilerei schien ihm unbändigen Spaß gemacht zu haben. Kressel aber bestellte sich bei dem jammernden Wirt, dem vor Angst die Knie schlotterten, in aller Seelenruhe noch einen Becher Wein.

Hohermut, der Gubernator, nahm die Sache weniger leicht. Was sollte werden, wenn hier schon der Aufruhr wider ihn das Haupt erhob? Voll Empörung ließ er noch in der Nacht Federmann zu sich rufen. Er empfing ihn in der Gegenwart des Feldhauptmanns Junker Philipp von Hutten.

»Haltet Eure Leute besser in Zucht, Generalkapitän!«, herrschte er Federmann an.

»Ich kann niemanden verwehren, dass er Vergleiche zieht zwischen Euren und meinen Bediensteten um die Eroberung Venezuelas«, erwiderte der Ulmer trotzig.

»Hütet Euch, Generalkapitän! Ich dulde keine Auflehnung.«

Federmann erbleichte und ballte unwillkürlich die Fäuste. Er schien etwas erwidern zu wollen, besann sich aber und verließ den Gubernator mit einer steifen, förmlichen Verbeugung.

»Nun haben Euer Gnaden einen Todfeind«, meinte Philipp von Hutten ernst.

»Ich kann es nicht ändern«, erwiderte Hohermut.

Über Novotny sprach Hohermut ein strenges Urteil. Er ließ ihn peitschen und viele Stunden am Mastbaum festbinden, dazu noch auf der *Trinidad*, wo er dem Gespött der Matrosen und Reisenden ausgesetzt war. Als man ihn losband, war er so steif, dass er nicht gehen und stehen konnte.

In Las Palmas kamen noch über hundert Auswanderer an Bord, die der welserische Faktor Bartholomäus Mai auf den Kanaren geworben hatte. Auf den Schiffen herrschte nun eine unbeschreibliche Enge. In den Räumen lagen die Menschen buchstäblich übereinander, in den Hängematten die einen, auf den nackten Planken die anderen. Hans Hauser war nicht wenig froh über das enge Plätzchen, das ihm Kressel an seiner Seite bei den Pferden eingeräumt hatte. Der neue Zuzug verstärkte übrigens den spanischen Einschlag unter den Kolonisten gegenüber dem deutschen beträchtlich.

Dann, nachdem die Trinkwasservorräte ergänzt und noch einige Hunde an Bord genommen worden waren, stach nach einem Aufenthalt von fast einer Woche das Geschwader wieder in See. Eine Weile grüßte noch der Pico del Teide, dann versank die Alte Welt hinter dem Horizont.

Nirgends auf der Welt fuhren Schiffe zur damaligen Zeit so lange über See, ohne dass der Schiffer Land erblickte, wie auf der Fahrt nach Westindien. Auf der Ostindien- und Molukkenfahrt sah der Portugiese kaum einmal eine Woche lang kein Land, aber auf der Fahrt gen Westindien vergingen Wochen, ehe das Gestade der Neuen Welt vor den



Augen der Ungeduldigen aus dem Meer auftauchte. Der Kapitän der *Trinidad* nahm den Kurs, den seit Kolumbus' erste Reise alle Schiffe nach Westindien einzuschlagen pflegten. Er steuerte zunächst nicht westwärts, sondern geraden Wegs nach Süden, um die Zone des beständigen Passatwindes zu erreichen. Das Meer war ruhig, wie immer in diesen Breiten. Nicht umsonst nannten die spanischen Seefahrer diesen Meeresstrich *golfo de las damas*, den *Damengolf*. Die Matrosen brauchten fast keine Hand an die Segel zu legen.

Am dritten Tag nach der Abfahrt von Las Palmas wurde der Wendekreis des Krebses passiert, die nördliche Grenze der Tropen. Das war nach uraltem Seemannsbrauch Anlass zu Fröhlichkeit und tollem Schabernack. Es gab sonst immer nur ein halbes Maß Wein und ein Pfund Fleisch oder Fisch für je drei Mann am Tag, und auch das wurde so genau nicht genommen, was freilich Verdruss unter den Reisenden erregte. Denn sie hatten ja auch ihre acht Dukaten oder mit der Waffenausrüstung sogar zwölf Dukaten für die Überfahrt bezahlt, wenn sie nicht damit bei den Welsern in der Kreide standen. Heute gab Franz Lebzelter, der *Spensierer* oder *Pfennigmeister*, die doppelte Ration an Wein und Fleisch aus, dazu eine Menge Zwieback.

Das schöne Wetter hatte alle an Deck gelockt. Überall tönte lautes Lachen. Eine dichte Schar drängte sich um Jakob Schmitz, den Kölner Barbier, der schier unerschöpflich war in seinen tollen Schnurren und saftigen Späßen. Inzwischen bereiteten die Matrosen alles für die feierliche Handlung vor, die Taufe aller derer, die zum ersten Mal den Wendekreis passierten. Es waren fast alle, Hohermut und Hutten nicht ausgenommen. Gegen Mittag rief die Pfeife des Steu-

ermannes die Fahrgäste zum Oberdeck. Hier stand auf der Treppe, die zum Hüttendeck hinaufführte, Hinnerk Klövekorn, der seebefahrene Hamburger, toll herausgeputzt mit einer spitzen bemalten Papiermütze und einem weißen Laken. Halb war er wie ein Bischof, halb wie ein Ketzerrichter anzusehen. Der Hamburger hielt eine feierliche Ansprache, deutsch, mit spanischen und englischen Brocken gemischt. Dann stützten sich auf seinen Wink die Matrosen auf die Reisenden und übergossen sie mit Seewasser aus Büten und Eimern, dass bald das ganze Deck voll Wasser stand. Auch Hohermut und Hutten wurden nicht verschont, und die Matrosen ließen erst ab, als Hohermut dem Spensierer gebot, noch ein Fass Wein zu opfern. Mit einigen Täuflingen verfahren die Matrosen besonders schlimm, zumal mit Gundelfinger, der als Majordomo ein strenges Regiment führte und eisern auf Ordnung sah. Sie banden ihnen ein Tau um die Brust und warfen sie schlankweg über Bord. Es gab allemal ein großes Gelächter und Gekreis, wenn die des Schwimmens Unkundigen schnaubend und prustend baten, dass man sie um Gottes und aller Heiliger willen wieder an Bord ziehe.

Natürlich hatten die Matrosen es auch auf Hans Hauser abgesehen, der neben dem Schiffsjungen der Jüngste an Bord war. Doch er entschlüpfte schnellfüßig seinen Verfolgern und kletterte so rasch die Wanten hinauf, dass keiner ihm folgen konnte. Einen Augenblick stand er hoch aufgerichtet auf der Rahe des Großmastes, dann warf er sich mit kühnem Schwung ins Meer. An der zugeworfenen Leine wurde er wieder an Bord gehievt. Der kühne Streich erhöhte sein Ansehen bei Matrosen und Reisenden gewaltig.

»Büst ein fixen Jung!«, sagte Klövekorn anerkennend.

Sogar der schweigsame Kapitän warf ihm einen freundlichen Blick zu.

Kressel war ziemlich übler Laune. Man hatte ihn auch über Bord werfen wollen, aber er hatte mit seiner Bärenkraft die beiden kleinen spanischen Matrosen, die sich an ihn machten, fortgeschleudert, dass sie hart auf die nassen Planken fielen. Aus Rache übergossen sie ihn hinterrücks mit Strömen von Wasser. Nun saß er schimpfend am Vordersteven, nackt, wie ihn Gott erschaffen hatte, und trocknete seine Kleider. Erst als ihn Hans Hauser einen großen Zinnbecher mit Wein brachte, besserte sich seine Stimmung. Joachim Fabricius, der Niedersachse und Wittenberg Student war ziemlich glimpflich davongekommen. Die Matrosen behandelten ihn fast wie einen Offizier, obwohl er keinerlei militärischen Grad bekleidete.

Nach etwa zweiwöchiger Fahrt gelangte das Geschwader in das merkwürdige Grasmeeer, das schon Kolumbus und seine Gefährten erstaunt, ja erschreckt hatte und das bei den Spanier und Portugiesen *Mar de Zargasso* heißt. So weit das Auge reichte, war das Meer von grünbraunem schwimmendem Tang bedeckt, dass es aussah, als glitte das Schiff über eine Wiese. Ängstliche meinten schon, die Schiffe würden im zähen Geflecht steckenbleiben, aber sicher fand die *Trinidad*, ein wackerer Segler, ihren Weg, gefolgt von der *Nuestra Señora*, die nur ein wenig zurücklag, und der kleinen *Santa Marta*, die tapfer den größeren Schwestern zu folgen sich bemühte.

Seit man den Wendekreis passiert hatte, war es sehr heiß. In den engen, niedrigen Schiffsräumen herrschte eine furchtbare Temperatur. Auch in dem Verschlag bei den Pferden war es kaum auszuhalten. Hans Hauser verbrachte

die Nächte meistens auf Deck. Kressel, Joachim Fabricius und Klövekorn gesellten sich gewöhnlich zu ihm. Dann lagen die vier auf einem Haufen Segel und blickten in den schwarzen Nachthimmel, wo im Norden die heimatlichen Sternbilder immer tiefer sanken und im Süden neue, unbekannte Sterne auftauchten. Schon hob sich das herrliche Sternbild des Südlichen Kreuzes über den Horizont. Es war den vieren ganz fromm zu mute, als das heilige Zeichen eines Nachts gegen die zwölfte Stunde fast senkrecht am Himmel stand.

Manchmal erzählte Klövekorn. Er hatte viel erlebt und alle Meere befahren, die man damals kannte. Mit einem Portugiesen war er am Kap der Guten Hoffnung und in Ostindien gewesen und schon zweimal in Westindien, einmal in Santo Domingo auf der Insel Hispaniola und einmal in Santa Cruz, der mexikanischen Hafenstadt. Er sprach nicht viel von sich, aber er schilderte die fremden Länder, die farbigen Menschen, die riesigen Tiere, die seltsamen Tempel lebhaft und eindringlich.

»Aber das schönste Land ist doch meine Heimat«, schloss er einmal seine Erzählung. »Kennt ihr Blankenese?« Und als sie verneinten: »Blankenese liegt an der Elbe, und der Strom ist grau und es regnet oft. Aber es gibt feine Deerns dort und einen heißen Trank, wenn man durchnässt nach Hause kommt. Und wenn eine steife Brise weht, Jungs, da ist das ein feines Segeln.« Mit Nachdruck spuckte er über Bord. Er rauchte unablässig Tabak aus einer Rohrpfeife, die ihm ein englischer Matrose geschenkt hatte, der mit Sebastian Cabot unterwegs gewesen war. Seitdem verachtete er die Spanier, die die Tabakblätter gerollt als Cigarros rauchten.

Es gab viel Merkwürdiges zu sehen. Stundenlang konnten Hans Hauser und Fabricius den lustigen Sprüngen der Delfine zusehen, die das Schiff begleiteten, oder den fliegenden Fischen, deren silberglänzenden Leiber im flachen Bogen über die Flut schnellten, wohl ein dutzendmal auf- und nedertauchend, wie Kiesel, die man flach aufs Wasser wirft. Riesige Haie verrieten sich durch die mächtige Rückenflosse, die aus dem Wasser ragte, und Polypen, *Seeblasen*, groß wie Kinderköpfe, segelten mit dem Wind.

Am 28. November 1534, als gerade der Morgen dämmerte, rief die Stimme des wachhabenden Matrosen, der im Mastkorb saß, schallend über Deck: »Land in Sicht!«

Die Fahrgäste, die zum Teil noch unter Deck gewesen waren, drängten zum Vorderschiff. Hans Hauser stand mit klopfendem Herzen ganz vorn am Bugspriet. Wirklich, da hoben sich aus der Flut, die im Morgenlicht wie flüssiges Blei schimmerte, ein paar zerrissene schwarze Felsen, an denen die Brandung emporschäumte. Der äußerste Vorposten der Neuen Welt begrüßte den jungen deutschen Kaufmann finster, ja drohend. Aber das Eiland, das sich ein wenig später aus dem Wasser hob, die Insel Tobago, eine der Kleinen Antillen, bot einen lieblichen Anblick. Das blendende Weiß des Gesteins hob sich scharf gegen das Grün der zerstreuten Palmengruppen ab. Riesige Fackeldisteln krönten den Kamm der ansehnlichen Berge. Ganz anders sah diese Landschaft aus als eine europäische. Das Geschwader lief um das gebirgige Nordkap der Insel herum in das Karibische Meer.

Gegen Abend - man hatte Tobago längst im Rücken - wurde es plötzlich diesig und sehr heiß. Die untergehende Sonne färbte den Horizont in den seltsamsten Farben. Ein

schwefliges Gelb herrschte vor, das an den Rändern in ein dunkles Violett überging. Der Wind war ganz eingeschlafen. Trotzdem schaukelte das Schiff in starker Dünung. Die Luft war so voll Feuchtigkeit, dass man kaum atmen konnte.

Hinnerk Klövekorn deutete mit dem Daumen zum Horizont, wo die Sonne, ein riesiger roter Ball, aus dem Nebel glühte.

»Da kriegen die Landratten wieder ihre abergläubische Angst«, sagte er zu Hans, »und meinen, die Reise ginge schnurstracks ins Fegefeuer, wo ja die meisten von ihnen auch hingehören. Was sie sich nicht alles einbilden! Vom Magnetberg faseln sie, der alles Essen aus den Schiffen zieht, vom großen Strudel im Ozean, in dessen Sog das Schiff stürzt, das ihm zu nahe kommt. Ja, so ist das, Kamerad, ersaufen kannst du allemal auf See, auch ohne Magnetberg, Strudel und solche Dinge.«

»Hast du schon einmal einen schweren Sturm erlebt?«, fragte Hans.

Klövekorn spuckte über die Reling. »Frag nicht so dumm«!

Der Kapitän erschien auf dem Hüttendeck. Einen Augenblick sah er zum Himmel und zu den Segeln, die schlaff an den Rahen hingen. Dann gebot er ruhig: »Alle Mann an Bord, alle Fahrgäste unter Deck!«

Widerwillig gehorchten die Reisenden. Man sah Hohermut mit dem Kapitän sprechen. Dann zog auch er sich in die Kajüte zurück.

In den von schwitzenden Menschen überfüllten unteren Räumen herrschte eine unbeschreibliche Luft. Dazu war es vollkommen dunkel, denn die Matrosen hatten alle Luken

dichtgemacht.

»Ich bleibe an Deck«, sagte Hans und versteckte sich hinter dem riesigen Klöve Korn.

Der Hamburger, merkwürdig ernst, zuckte nur die Achseln.

Die Matrosen kehrten gerade vom Dichten der Luken an Deck zurück, als mit unglaublicher Geschwindigkeit von Nordwesten pechschwarze Wolken am Horizont aufstiegen. Im Nu war der ganze Himmel bedeckt. Ein erster greller Blitz zuckte auf, dem ein furchtbarer Donnerschlag folgte. Dann prasselte der Regen nieder, ein richtiger tropischer Regen. Es goss wie aus Eimern. Rasch brach die Dunkelheit herein.

»Junge, wir bekommen schlechtes Wetter«, sagte Klöve Korn zu Hans. Sie standen im Winkel der Treppe, die zum Hüttendeck hinaufführte. Dort waren sie ein wenig geschützt.

Klöve Korn sah nach den Segeln, die immer noch schlaff herabgingen. Doch da kam auch schon, von einem entfernten Brausen sekundenschnell zum wilden Geheul anschwellend, aus Nord-Nord-West die erste Bö. Tief sank das Vorderschiff ins Meer wie in einen Abgrund, und eine gewaltige Sturzsee ergoss sich über Deck.

»Halte dich fest!«, warnte Klöve Korn, während das wackere Schiff sich langsam wieder aufrichtete. Besorgt sah er nach den Segeln.

Die Blitze folgten einander so schnell, dass die Luft von ununterbrochenem Donner dröhnte. Mitten in den Lärm gellte die Bootspfeife. »Segel einholen!« Die Matrosen riefen einander den Befehl zu. Es war höchste Zeit, die Masten ächzten unter dem ungeheueren Druck. Mit Mühe arbeite-

ten sich die Matrosen an die Masten heran. Sie mussten auf dem glitschigen Deck jederzeit gewärtig sein, von einer neuen Sturzsee über Bord gespült zu werden.

Hans Hauser folgte Klöve Korn, der zur Segelbedienung des Großmastes eingeteilt war.

Das Lateinsegel am hinteren Mast fiel rasch, aber die Segel an Fock- und Großmast konnten nur eingeholt werden, indem man in die Wanten stieg. Das war bei solchem Wetter ein Unternehmen auf Leben und Tod.

Gerade als Klöve Korn und Hans Hauser den Großmast erreicht hatten, übergoss sekundenlang ein Blitz das Deck mit fahlem bläulichem Licht, ein Donnerschlag ließ das Schiff bis zum Kiel erzittern, und dann kam eine Bö voll furchtbarer Gewalt. Hans wurde zu Boden geschleudert. Er klammerte sich an das mittschiffs liegende Rettungsboot. Die Sturzwelle ging über ihn weg und durchnässte ihn bis auf die Haut. Es war nun stockfinster.

Plötzlich knallte es wie ein Kanonenschuss. Die vom Wind prall gefüllten Segel des Großmastes waren geplatzt. Doch dem dumpfen Schlag folgte ein Krachen, als wenn ein Baum im Sturm splittert. Der Großmast war in der oberen Hälfte gebrochen. Das Bruchstück hing, am Tauwerk gehalten, über Backbord. Sofort bekam das Schiff Schlagseite.

»Äxte!«, schrie Klöve Korn. »Äxte! Jetzt geht's ums Leben!« Er stürzte, von Hans gefolgt, die Treppe hinunter zum Steuerraum. Auch dieser war - ganz vorschriftswidrig - angefüllt mit Fahrgästen. Sie lagen in tödlicher Angst, Gebete lallend oder fluchend, seekrank auf den Planken.

»Äxte!«, brüllte Klöve Korn in die Finsternis. Doch der Ruf verhallte, als hätte niemand ihn gehört. Er bahnte sich rücksichtslos seinen Weg durch die verknäulten Menschen. Es



war ihm gleichgültig, ob er mit seinen schweren Seemannsstiefeln einem ins Gesicht trat oder auf Brust oder Bauch. In der hinteren Ecke des Raums war eine Kiste mit Werkzeug für den Schiffszimmermann. Klövekorn riss eine Axt heraus und gab eine andere Hans Hauser. Dann suchten sich die beiden ihren Weg zurück über die Menschenleiber. Deutlich war selbst hier unter Deck zu spüren, dass das Schiff starke Schlagseite hatte. Einen Augenblick später standen sie wieder an Deck. Vom Vorderschiff rannten ein paar Matrosen an ihnen vorbei.

»Wir kentern!«, schrien sie. »Macht das Rettungsboot klar!«

Klövekorn spuckte hinter ihnen her. »Wenn ihr man bloß heil bleibt!«

Man konnte den gebrochenen Großmast unmittelbar über den Deckplanken kappen - das kostete bei dem starken Mast viel Zeit - oder oben an der Bruchstelle.

Das ging sicher schneller, vorausgesetzt, dass man über das zerrissene Tauwerk der Wanten überhaupt noch hinaufkam. Überdies mochte Gott dem gnädig sein, der jetzt da oben in den Wanten hing bei solchem Sturm auf einem Schiff, das jeden Augenblick kentern konnte!

Das Gesicht des Kapitäns tauchte einen Augenblick aus der Dunkelheit auf. »Gut, dass ihr kommt! Sie haben sich alle verkrochen, die Lumpen.«

»Hinauf!«, schrie Klövekorn.

Wunderbarerweise stürzten die beiden nicht ins Leere. Sie kamen hinauf bis an die Bruchstelle. Dicht unterhalb der Rahe, die das Großsegel trug, war der Mast gebrochen. Das Bruchstück hing noch mit dem Stumpf zusammen, wie bei einem Baum, dem der Wind die Krone geknickt hat.

Wieder kam eine Bö. Mit Armen und Beinen krallten sie sich ins Tauwerk. Das Schiff neigte sich unter dem Druck noch mehr nach Backbord. Hans beobachtete es - seltsam zu sagen - mit einer Art Neugier. Entweder kentern wir jetzt, dachte er ganz ruhig, oder ...

Das Schiff richtete sich wieder auf. Die wuchtigen Axtschläge dröhnten. Mit voller Kraft schlugen die beiden auf das weißlich schimmernde Holz der Bruchstelle. Dann fiel krachend und splitternd das Bruchstück mit der Großsegelrahe, den Segelfetzen und zerrissenem Tauwerk auf Deck. Blitzschnell waren Klövekorn und Hauser wieder unten.

»Gott lohn euch!«, schrie der Kapitän durch den heulenden Sturm.

Mit ein paar Axtschlägen kappten sie die Taue. Der Kapitän half dabei. Auch der Steuermann hatte sich eingefunden.

»Kommt her, Kanailen!«, brüllte Klövekorn einigen Matrosen zu, die sich am Rettungsboot zu schaffen machten.

Zögernd kamen sie näher.

»Anfassen!«

Mit vereinten Kräften warfen sie das Bruchstück des Mastes über Bord.

Die Sturzsee, die einen Augenblick später über das Schiff ging, spülte einen jungen Matrosen, einen Schotten, über Bord.

»Mother«, schrie er, »mother dear!«

Man konnte ihm nicht helfen. Hans wurde von der gleichen Welle heftig an die Verschanzung geworfen. Er fühlte, wie warmes Blut ihm über das Gesicht rann.

Doch das Schiff lag wieder ohne Schlagseite im Wasser.

»Geh, mein Jung«, sagte Klövekorn, »geh man unter

Deck! Hier ist nun doch einstweilen nichts mehr zu tun.«

Hans tappte zur Treppe. In stockfinsterer Dunkelheit tastete er zu Kressels Verschlag. Er fand zu seinem Erstaunen den Studenten bei Kressel.

»Wie steht's?«, fragte Fabricius. Seine Stimme war merkwürdig rau.

»Ich glaube, das Schlimmste ist überstanden«, sagte Hans Hauser und ließ sich wie tot auf das Stroh fallen.

Der Sturm flaute so rasch ab, wie er gekommen war. Als am Morgen die Sonne strahlend aufging, erinnerte nur das immer noch wild bewegte Meer an die Schrecken der Nacht. Der Kapitän hatte wieder Segel setzen lassen, auch an dem Stumpf des Großmastes. Bald zeigte sich aber, dass Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit der »Trinidad« stark beeinträchtigt waren.

Hohermut stand mit Hutten und dem Kapitän auf dem Hüttendeck und schaute besorgt nach den beiden anderen Schiffen des Geschwaders aus. Alle atmeten auf, als nach einigen Stunden ungeduldigen Harrens die »Nuestra Señora« am Horizont auftauchte und wenig später auch die »Santa Marta«. Der Kapitän ließ kreuzen, um die beiden Schiffe an die »Trinidad« herankommen zu lassen. Die »Nuestra Señora« holte rasch auf. Sie fuhr mit vollen Segeln und schien den Sturm ohne Schaden überstanden zu haben. Auch der kleinen »Santa Marta« war nichts Ernstliches geschehen.

Gemeinsam nahmen die drei Schiffe Kurs auf das Festland. Bald kamen die vorgelagerten Inseln und die Küste der Tierra firme, das venezolanische Land, in Sicht. Die Kolonisten, die gespannt zur Küste hinüber sahen, fühlten eine leise Enttäuschung. Nirgends war eine menschliche

Wohnstätte zu erkennen, völlig menschenleer schien dieses Land zu sein, nirgends sah man eine saftige grüne Wiese oder gar ein angebautes Feld. Wo war auch nur der strotzende Urwald, von dem die Altgedienten wahre Wunderdinge erzählt hatten? Zwar wiegten sich am Strand ein paar schlanke Kokospalmen im Wind, aber die Berghänge dahinter bedeckte kein grüner Wald, sondern lichter Busch, aus dem riesige Säulenkakteen aufragten. Da und dort leuchteten zwar lebhaft gefärbte Blüten hervor, aber das erhöhte nur den Gegensatz zu dem staubigen, stumpfen Grün des blattarmen Buschs.

Der Kapitän - er war seit dem Missgeschick in der Sturmnacht noch finsterner und verschlossener als vorher - erwies sich als erfahrener Pilot, der das Geschwader sicher durch die Klippen der Küste hindurchsteuerte. Zwischen der Insel Aruba und der Halbinsel Paraguana gelangten die Schiffe wohlbehalten in den Golf von Maracaibo und seine östlichste Ausbuchtung, den Golf von Coro.

Rasselnd gingen die Anker nieder. Das Ziel - das erste - war erreicht. Die Schiffe lagen auf der Reede von Coro.

Vor den Augen der Kolonisten erhoben sich, um ein steinernes Kirchlein gedrängt, ein paar armselige Hütten aus braunrotem Sand. Das Mangrovengebüsch, das sich vom Strand weit ins Meer erstreckte, ließ gerade nur den Sandfleck frei, auf dem das Städtchen stand. Hinter den Häusern erhob sich ein mit lichtem Dornestrüpp bedeckter niedriger Hügelzug. Erst dahinter, in ansehnlicher Entfernung vom Strand, stieg das Gebirge zu größerer Höhe auf. Es war indianischer Sommer, Trockenzeit. Die Sonne brannte erbarmungslos. Das Land machte einen versengten, trostlos dünnen Eindruck. Wo war der paradiesische

Boden, von dem die Werber der Welser erzählt hatten, der fette, fruchtbare, der drei Ernten im Jahre bringt?

»Wehe euch«, sagte Kressel zu Hans Hauser, »wehe den Welsern, wenn ihr gelogen habt!«

Der junge Vertreter des deutschen Welthandelshauses schwieg ein wenig betreten.

Das Ausbooten begann. Kanu auf Kanu legte an den Schiffen an und brachte die Kolonisten und ihre Habe an Land. Die meisten Boote wurden von Indianern gerudert, zierlichen braunen Männern, denen das glatte schwarze Haar auf die Schultern fiel. Es waren »christliche« Caquetios und sie trugen als Zeichen der Gesittung kurze europäische Barchenthosen, die vielleicht einmal weiß waren. Auch ein paar tiefschwarze Guineasklaven tauchten auf. Sie schienen viel kräftiger zu sein als die Indianer. Mit starken Stößen trieben sie ihre Kanus durch die tiefblaue Flut. Unsäglich traurig blickten ihre großen Tieraugen. Alle trugen eingebrannt das Sklavenzeichen auf dem schweißnassen Rücken.

Martin Kressel und Hans Hauser brachten die drei Pferde, Jakob und Esau und Kressels Stute Suse, an Deck. Die Tiere blähten die Nüstern und begrüßten Licht und Sonne nach dem langen Eingesperrtsein mit lautem Wiehern. Es war nicht schwer, sie an Land zu bringen. Man drängte sie einfach vom Tiefdeck ins Wasser, und vom Instinkt sicher geleitet, schwammen sie schnaubend der Küste zu. Sie hatten rascher festen indianischen Boden unter den Füßen als Martin und Hans, die ihnen mit Fabricius im Kanu folgten.

Der Gouverneur, Hutten und Federmann fuhren als Letzte an Land. Am Strand hatten alle Kolonisten geordnet in ihren drei Fähnlein Aufstellung genommen, die drei jungen

Deutschen, der Kaufmann, der Student, der Bauer nebeneinander. Das Gefühl, endlich wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, beglückte sie. Voll Mut und Zuversicht sahen sie in die Zukunft.

Gerade als das Kanu mit den Führern den Strand berührte, näherte sich von der Stadt her ein kleiner Zug. Bischof Bastidas, der Seelenhirt der Diözese Coro, schritt im priesterlichen Ornat an der Spitze. Es folgten einige spanische Kolonialbeamte, darunter der würdige, stockblinde Schatzmeister, dann der Häuptling oder - »Kazike«, wie die Spanier zu sagen pflegten - der christlichen Caquetios, merkwürdig genug anzusehen in seiner halb europäischen, halb indianischen Kleidung, endlich der Leiter der Welserischen Faktorei in Coro, Melchior Grubel.

Bischof Bastidas schritt auf Hohermut zu und machte das Zeichen des Kreuzes über ihn. »Gesegnet seist du, der da kommt im Namen des Herrn!«, rief er laut.

Gewaltiger Jubel brach los. »Vivat Hohermut! Vivat Hutten!«, schrien die Kolonisten. Dünn riefen ein paar Stimmen dazwischen: »Vivat Federmann!«

Dann zelebrierte Bischof Bastidas an einem rasch errichteten Feldaltar - die Kirche hätte die Menge nicht gefasst - ein feierliches Hochamt.

Coro, die vor sieben Jahren gegründete Hauptstadt Venezuelas, des Welserlandes, war nach dem Muster der spanischen Kolonialstädte angelegt. Um die »Plaza«, wo die steinerne Kirche stand - das erste Bauwerk, das errichtet worden war - lagen die öffentlichen Gebäude: das Stadthaus, die Häuser des Gouverneurs, des »Adelantado«, und des Bischofs, alle drei schlichte, einstöckige Steinhäuser. Strahlenförmig gingen von der »Plaza« die Straßen aus, an de-

nen die dürftigen Hütten standen, die gleichsam in Eile und nicht für die Dauer gebaut schienen. In den Straßen versank man knöcheltief im Sand.

An den Abhängen der Hügel, die die Stadt begrenzten, waren ein paar Felder angelegt, wo »Indianerkorn« (Mais) gezogen wurde, auch Maniok, das nützliche Gewächs, aus dessen Wurzeln die Ansiedler bald nach Indianerart ein recht schmackhaftes Mehl zu gewinnen gelernt hatten - man buk ein haltbares Brot daraus, das sogenannte Cassavebrot sowie Bataten, die süßen Kartoffeln. Ein Versuch, Baumwolle zu ziehen und Zucker anzupflanzen, war über die ersten Anfänge noch nicht hinausgekommen.

Jetzt quoll das Städtchen über von Menschen. Kressel ging sofort daran, mit Hans Hausers und Fabricius' Hilfe eine Hütte zu bauen, groß genug, sie alle drei aufzunehmen, und einen Verschlag für die Pferde. Auch Hinnerk Klövekorn half beim Bau, nicht viel allerdings, »denn das ist keine Seemannsarbeit«, meinte er. Die Arbeit war schwierig genug. Es mangelte an Arbeitsgerät und an Baustoffen. Die wenigen Kokospalmen, die am Strand standen, waren bald den Äxten zum Opfer gefallen. Der Busch mit seinen Kakteen, Agaven, Lorbeer- und Mimosenbäumen lieferte höchstens Material, um das Dach zu decken. So mussten die drei von weither Steine zusammentragen. Zum Glück war Trockenzeit, doch kündigte sich die Regenzeit bereits durch gelegentliche Gewitter an.

Eines Tages gesellte sich zu den vieren ein alter Indianer, ein Caquetio, der auch ein wenig Hand anlegte, nachdem ihm Hans Hauser drei Messingknöpfe geschenkt hatte, die den Alten in einen wahren Taumel des Entzückens versetzt hatten. Er trug sie seitdem an seinem Lendenschurz, stolz

wie daheim die vornehmen Herrn ihre Ordenssterne.

»Der war gewiss schon ein erwachsener Mann«, meinte Fabricius, den Alten musternnd, »als Christoph Kolumbus anno 1492 die Neue Welt entdeckte.«

Sicherlich war der alte Nepomuk einer der Ersten, die in der Kirche der neugegründeten Siedlung Coro getauft worden waren. Seinen alten indianischen Namen hatte er vergessen. Wenn man ihn fragte, wie er heiÙe, antwortete er mit Würde: »Don Juan Nepomuceno.« Niemals vergaÙ er den »Don«. Seit er getauft war, sah man ihn immer in der Kirche, wenn Bischof Bastidas die Messe las, aber auch viel in der Schenke »Zu den drei Meermädchen«, die ein auf abenteuerliche Weise nach Coro verschlagener Engländer führte. Fiel auch die Hilfe des Indianers kaum ins Gewicht, so hatte die gemeinsame Arbeit doch das Gute, dass Hans Hauser und Fabricius rasch und recht gut das Aruak erlernten, die Sprache, die die Indianerstämme Venezuelas bis weit in die Llanos hinein sprechen.

Höchst drollig war die Scheu des Alten vor den Gäulen. Er nannte sie »Hirschungeheuer« und ging immer in großem Bogen um sie herum. Hatte er in den sieben Jahren seit der Besiedlung Coros auch schon manches Pferd gesehen, die alte Indianerangst vor den riesigen Vierbeinern steckte ihm doch noch tief im Blut, und noch niemals hatte er eines der schrecklichen Tiere berührt. Einmal überredete ihn Hans mit Mühe, dass er Kressels Stute ein paar Maiskörner auf der flachen Hand reichte. Doch als der Rappe vor Freude und Fressgier wieherte, erschrak der Indianer so entsetzlich, dass er buchstäblich auf den Rücken fiel.

Hans Hauser und Klövekorn lachten unbändig.

Fabricius aber blieb nachdenklich. »Ihr solltet nicht la-



chen«, meinte er. »Was würde wohl aus uns weißen Männern werden hier in der Neuen Welt, wenn wir nicht zwei Dinge besäßen, die die Indianer nicht haben: Feuerwaffen und Pferde? Nimmermehr hätten Cortez und seine kleine Schar Mexiko erobert und das Reich des Kaisers Montezuma mit seinen Festungen, seinen riesigen Städten und gewaltigen Tempeln zerstört, wenn die Spanier nicht ein paar Arkebusen und sogar zwei kleine Kanonen mitgeführt hätten und dann diese schrecklichen ›Hirschungeheuer‹, vor denen sich die Indianer so maßlos entsetzten.«

»Und dann die Hunde«, versetzte Hans Hauser, »die weißen Pumas, wie die Indianer sagen. Eigentlich scheußlich, dass wir die Indios mit Pferden und Hunden hetzen wie daheim in Deutschland die Fürsten und großen Herren das Wild.«

Der alte Indianer hatte sich inzwischen einigermaßen von seinem Schrecken erholt. Hans Hauser schenkte ihm zum Trost noch einen Knopf. Doch der Indianer war nicht zu bewegen, sich noch einmal dem schnaubenden Ungeheuer zu nähern.

Eines Tages verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, dass an der Ostküste der Halbinsel Paraguana, nicht weit von der Siedlung, an einer bis dahin noch nicht bekannten Stelle, Perlen gefunden worden seien. Die Ansiedler wurden wie vom Fieber ergriffen bei dieser Nachricht. Schon am nächsten Tag zogen sie in Scharen aus, um Perlen zu suchen. Auch Hans Hauser schloss sich ihnen an. Bei glühender Hitze zog er stundenweit mit den Perlenfischern über die sandige Halbinsel, um die perlengesegnete Ostküste zu erreichen. Das Perlenfischen war ein mühsames und der vielen Haie wegen höchst gefährliches Geschäft. Hans ka-

men dabei seine im Bodensee erworbenen Schwimm- und Tauchkünste sehr zustatten. Unverdrossen warf er sich ins Wasser und brachte die grauen, unscheinbaren Muscheln an die Oberfläche, die sich allmählich zu Bergen häuften. Die Ausbeute war nicht groß. Aus vielen Hundert Muscheln, die er mit Mühe öffnete, erbeutete Hans fünfundzwanzig kleine und ein Dutzend größere, fast erbsengroße Perlen. Als er am Abend wieder heimwärts zog, sausten ihm die Ohren. Die Perlen aber nähte er in sein Hemd. Damals ahnte er noch nicht, dass sie, in ein Kettlein gefasst, einmal den Hals eines Konstanzer Mädchens schmücken würden, das er zum Altar in das Münster führte.

In der überfüllten Stadt wurden die Lebensmittel knapp. Solange die Schiffe noch auf der Reede lagen, konnte man von den Vorräten zehren. Aber dann sperrten die Proviantmeister rücksichtslos ihre Räume, und eines Tages rüsteten die Schiffe zur Heimfahrt.

Am Abend vor der Ausfahrt erschien Hinnerk Klövekorn in der Hütte bei Hans Hauser, Fabricius und Kressel. »Ich möchte Abschied nehmen«, sagte er und reichte ihnen die Hand.

»Leb wohl, Hinnerk Klövekorn!«

Sie begleiteten ihn zum Strand und er ließ sich von einem Indianer zum Schiff rudern.

»Grüß mir Blankenese!«, rief Hans Hauser ihm nach.

»Viel Glück im indianischen Land!«, rief Klövekorn zurück.

Die Schiffe lichteten die Anker und waren bald am Horizont verschwunden. Zwischen den drei jungen Deutschen und der Heimat war das letzte Band zerrissen. Hinnerk Klövekorn aber sahen sie niemals wieder.

Allmählich wurde der Lebensmittelmangel zur Hungersnot. Zwar wuchsen im Busch Früchte aller Art, darunter herrliche und ganz unbekannte, die den dreien prächtig schmeckten, wie die Ananas, die Melone, der Breiapfel. Man fand auch da und dort den merkwürdigen Kuhbaum, dessen Saft wie Milch schmeckt. Doch das alles reichte nicht aus. Der Mangel an Mehl und Fleisch wurde immer fühlbarer. Gab es doch kaum jagdbares Wild in der Nähe der Siedlung.

Hohermut konnte nicht verhindern, dass die hungernden Ansiedler Raubzüge in das Innere des Landes unternahmen. Die Räuber pflegten in der Dunkelheit ein Indianerdorf - »Pueblo« sagten die Spanier - zu umstellen und bei Tagesanbruch über die ahnungslosen Eingeborenen herzufallen. Beladen mit Maniokmehl, Mais und Fleisch kehrten sie an die Küste zurück.

Oft aber brachten sie nicht nur Lebensmittel heim, sondern auch Indios, grausam gefesselt, Männer und Frauen. Wohl galt das Gesetz, dass nur solche Indianer zu Sklaven gemacht werden durften, die sich der Bekehrung zum rechten Glauben hartnäckig widersetzen oder die Waffen gegen ihre weißen Gebieter erhoben. Hohermut hatte es von Neuem unter Trompetenschall verkünden lassen. Wer aber konnte sagen, wie es bei diesen nächtlichen Überfällen zging? Und sollten sich die armen Indios etwa nicht wehren, wenn die Weißen über sie herfielen wie die Wölfe. So traf die Gefangenen fast immer das Los der Sklaverei. Es war ein gräuliches Schauspiel, wenn der Profos auf der Plaza die Unglücklichen brandmarkte, dass das Geschrei der Gemarterten die Luft erfüllte.

Eines Tages brachte eine Freibeuterschar von einem sol-

chen Raubzug wiederum einige Indianer ein. Diesmal waren es Xidehara, Angehörige eines wilden, kriegerischen und von den Ansiedlern sehr gefürchteten Bergvolkes. Die starken schönen Männer stachen den berufsmäßigen Menschenhändlern, die die Pflanzer auf den Inseln mit ihrer lebenden Ware zu versorgen pflegten, sehr in die Augen. Das Urteil über die Unglücklichen war bald gefällt, nachdem der Anführer der Rotte, der spanische Hauptmann Francisco de Velasco, bezeugt hatte, dass die Indios im Kampf rechtmäßig überwältigt worden seien. Der Profos traf seine Vorbereitungen, um den Gefangenen das Sklavenzeichen aufzubrennen, und wie immer hatte sich eine Schar Neugieriger auf der Plaza eingefunden, um dem Schauspiel zuzusehen. Da riss sich ein junger Xidehara, dem man schon die Fesseln abgenommen hatte, von den Wächtern los, warf mit ein paar Stößen die Umstehenden zur Seite und flüchtete in großen Sprüngen. Ehe die verblüfften Henkersknechte recht wussten, wie ihnen geschah, hatte der Flüchtling schon einen großen Vorsprung gewonnen. Nun begann eine wilde Hetzjagd. Der Eingeborene schlug wie ein verfolgtes Tier einen Haken. Er wandte sich zunächst zum Strand, lief aber dann plötzlich zu den Bergen, geradewegs auf die Hütte zu, wo Kressel, Hans Hauser und Fabricius hausten. Überrascht trat ihm Hans - die anderen waren nicht daheim - in den Weg. Der Indianer sah einen Augenblick keuchend mit verzerrtem Gesicht und Augen, die aus den Höhlen quollen, auf den neuen Gegner. Dann sank er in die Knie. Er war am Ende seiner Kraft. Hinter ihm wurden die Stimmen der Verfolger laut und Hundegebell. Man hatte einen der furchtbaren Bluthunde auf die Fährte des Indios gehetzt.

Überrascht sah Hans Hauser auf den vor ihm Knienden. Dann sagte er in einer plötzlichen Eingebung in der Sprache der Aruakstämme: »Da hinein!« Er wies zu der Tür der Hütte.

Im Augenblick war der Verfolgte in der Hütte verschwunden.

Da stürzte sich auch schon mit großen Sprüngen und wütendem Geblaff der riesige Bluthund auf Hans. Der hatte gerade noch Zeit, einen Stein zu ergreifen und ihn mit voller Kraft dem Tier zwischen die Augen zu schleudern, das aufheulend zurückwich. Eine Sekunde später hätte ihn der Hund in Stücke gerissen.

Hinter dem Hund zeigten sich die Verfolger, an ihrer Spitze Hauptmann Velasco.

»Haltet mir die verdammte Bestie vom Leib, Hauptmann Velasco!«, schrie Hans Hauser, der in Erwartung eines neuen Angriffs des Hundes einen Knüppel ergriffen hatte.

Hauptmann Velasco piffte den Hund zurück, der nur unwillig gehorchte.

»Richtet den Hund besser ab! Um ein Haar hätte er mich zerrissen.«

Statt aller Antwort fragte der Spanier atemlos: »Habt Ihr einen Indio gesehen, einen flüchtenden Sklaven?«

Ein Gedanke schoss Hans Hauser durch den Kopf. Sollte er den Indianer verbergen? Es war ein gefährliches Spiel, ein sehr gefährliches. Velasco brauchte nur einen Blick in die Hütte zu werfen ...

»Euer Hund taugt nichts, Hauptmann Velasco«, rief er mit raschem Entschluss. »Er fällt den ersten Besten an, der ihm begegnet. Die Spur des Indianers hat er verloren. Da hinaus ist der Indio geflüchtet.« Er wies weg von der Hütte.

Der Hauptmann, den widerwilligen Hund am Halsband mit sich fortziehend, und seine Kumpane stürzten fort in die Richtung, die Hans ihnen gewiesen hatte.

Hans sah sie im Busch verschwinden. Er lächelte. Als sie weit genug fort waren, trat er in die Hütte. Der Indio stand im Halbdunkel vor ihm, ein schöner junger Mann, nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Als Schmuck trug er einen grünen Stein, vielleicht einen Smaragd, in der Unterlippe.

»Lauf fort!«, sagte Hans.

Der Indio trat unentschlossen an ihm vorbei ins Freie. Dann, als er sah, dass ihn wirklich niemand festhielt, schlug er sich blitzschnell in den Busch.

Haus Hauser sah ihm lächelnd nach.

Am nächsten Morgen - es war ein glühend heißer Tag - überkam Hans Hauser, als er gerade die Pferde tränkte, plötzlich ein schreckliches Frostgefühl. Er fror erbärmlich und die Zähne klapperten ihm. Eine Stunde später war das Fieber ausgebrochen. Er war nicht der Einzige, der sich krank fühlte.

Bald forderte das gefürchtete Küstenfieber unter den vom Hunger geschwächten und an das heiße Tropenklima noch nicht gewöhnten Ansiedlern seine Opfer. Ein junger Bayer, groß und blauäugig, war der Erste, den man auf dem kleinen Friedhof vor der Stadt bestattete, wo auf eingesunkenen Gräbern schon einige schiefe Kreuze standen. Er stammte aus Mittenwald. Seine Lungen waren Alpenluft gewohnt. In der Hitze Venezuelas verdorrte er wie ein Baum, den man aus frischem, kühlem Erdreich in die Wüste versetzt. Andere folgten. Man schaffte die Kranken ans Meeresufer, wo es ein wenig kühler war, bekümmerte sich aber nicht viel um sie. Nur Pater Severinus, der Mainzer

Augustiner, war unermüdlich, den Sterbenden Trost zu spenden. Was mochten ihre letzten Gedanken sein? Träumten sie auch jetzt noch vom Dorado oder sahen ihre fieberglänzenden Augen ein tröstliches Bild, die Heimat, vor sich, regenfeuchte Schwarzwaldtannen, blühende Obstbäume am Rhein, die lieblichen Dörfchen und Städte des Main-tals?

Hans Hausers kräftige Natur überwand den Anfall rasch. Nach wenigen Tagen fühlte er sich wieder gesund und das Fieber kehrte nicht wieder.

In Coro schwelte der Aufruhr. War man von den Agenten des Welserhauses nicht belogen und betrogen worden? Wo war der fette Boden, der drei Ernten trägt, wo die Indianerscharen, über die der weiße Mann in der Neuen Welt wie ein Fürst gebieten sollte? Was zögerte der Gubernator noch? Sollten erst alle am Hunger und am Fieber zugrunde gehen? Warum zog er nicht aus, das Reich des vergoldeten Königs zu suchen, das Dorado?

Der schlimmste Hetzer war Jan Novotny, jener Tscheche, der schon den Aufruhr in der Schenke zu Las Palmas angezettelt hatte. Ein Spanier gesellte sich zu ihm, ein »alter Ansiedler«, Juan de Carvajal, ein übler Mensch, aber einflussreich - er saß im Stadtrat - und ein wütender Parteigänger Federmanns. Eingeweihte wollten wissen, dass er mit dem Ulmer dunkle Sklavenhandelsgeschäfte getrieben habe und nun auf Gedeih und Verderb an ihn gebunden sei. Die beiden hetzten ganz unverhüllt gegen Hohermut.

»Was soll uns der Krämer? Mag er in seinem Kontor bleiben! Auf, lasst uns ins Dorado ziehen! Einer, der das Land kennt, soll uns führen: Federmann!«

Hohermut schien nichts von der wachsenden Gärung zu

bemerken. Man sah ihn häufig in den Straßen Coros, groß, blond, wohlgekleidet. Die finsternen Gesichter, die ihm nachblickten, schien er nicht zu sehen.

Man wusste, dass er Vorbereitungen traf, die auf einen Expeditionszug hindeuteten. Ein Transport Pferde war aus Santo Domingo angekommen, und das Schiff hatte auch eine Anzahl Hakenbüchsen mitgebracht nebst Munition, übrigens auch ein paar Zentner Mehl, sodass für einige Zeit die Hungersnot gemildert war. Doch über seine nächsten Pläne hüllte sich Hohermut völlig in Schweigen, selbst Hütten gegenüber. Inzwischen führte er ein strenges Regiment. Gegen Indianermisshandlungen ging er unerbittlich vor. Einen Ansiedler, der eine Indianerin überfallen hatte, ließ er auf der Plaza an den Schandpfahl binden. Die strenge Maßnahme fand keineswegs allgemeine Billigung, im Gegenteil machte sie bei den alten Ansiedlern, verwilderten Gesellen, die selbst allerhand auf dem Kerbholz hatten, viel böses Blut.

So kam das Jahr 1535 heran und die Osterwoche, ohne dass eine Entscheidung gefallen wäre. Der Karfreitag war ein ungewöhnlich heißer Tag, kein Lüftchen regte sich, es herrschte tiefe Stille. Selbst die Seevögel schwiegen, die sanft die Luft mit ihrem Geschrei erfüllten. Die Menschen hatten sich in den Hütten verkrochen, um den sengenden Strahlen zu entgehen, die die Sonne unbarmherzig vom Himmel sandte. Sie waren müde, stumpf, gleichgültig. Öde lag das Städtchen am Meeresstrand, als sei es von allem Lebendigen verlassen.

Um die siebente Stunde, also zu der Zeit, da unser Herr Jesus Christus auf Golgatha verschied, erscholl ein gewaltiges Donnern. Die müden Menschen horchten auf: ein Ge-



witter, Gott sei Dank!

Es klang wie der Kanonendonner einer fernen Schlacht.

Aber der Donner kam nicht aus der Luft, er kam aus den Eingeweiden der Erde. Entsetzen packte die Menschen. Alle stürzten auf die Straßen, auf die Plaza.

»Die Welt geht unter!«, schrien einige. Andere fielen betend auf die Knie oder irrten ziellos wie von Sinnen umher.

Unablässig donnerte die Erde, und dann - plötzlich - begann sie in ihren Grundfesten zu beben.

Auch die drei jungen Deutschen in ihrer Hütte sahen sich bleich ab, aufs Tiefste erschrocken.

»Rettet die Pferde!«, schrie Kressel. Die drei stürzten hinaus und zogen die angstvoll wiehernden Tiere aus dem Stall. Kaum war das geschehen, als der Stall mit lautem Krachen zusammenstürzte.

Die Erdstöße folgten einander in kurzem Abstand. Eine undurchdringliche Staubwolke senkte sich aufs Land, darin man die verzweifelt herumlaufenden Menschen nur wie Schatten sah. In ihr Schreien mischte sich das Krachen der zusammenstürzenden Gebäude. Deutlich war aber auch das Gewimmer des Glöckchens der Kirche zu hören, das anschlug, obwohl keine Menschenhand das Glockenseil berührt hatte. Zugleich geriet das Meer in ungeheuren Aufruhr und wälzte donnernd seine Wogen an den Strand.

Bis in die Abendstunden hinein bebte die Erde. Die entsetzten Menschen knieten auf der Plaza und flehten mit inbrünstigen Gebeten zu Gott und allen Heiligen. Bischof Bastidas, im staubbedeckten Ornat, stand mitten unter ihnen. »Tut Buße!«, rief er mit bebenden Lippen. »Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!«

Endlich ließen die Erdstöße nach. Es blitzte über dem Ge-

birge, und bald darauf ging ein milder Regen nieder wie eine Gnade, die vom Himmel strömt.

Der Schaden, den das Erdbeben angerichtet hatte, war ziemlich groß. Zwar waren nur wenige Menschen unter den Trümmern zusammenstürzender Hütten begraben worden, aber eine größere Zahl von Pferden war umgekommen. Die steinernen Gebäude, auch die Kirche, zeigten große Risse im Mauerwerk.

Am nächsten Morgen aber machten einige Ansiedler im Busch einen grausigen Fund. Es war ihnen aufgefallen, dass Geier fortwährend über einer Stelle kreisten. Als sie näher herantraten, fanden sie einen Erhängten. Es war Jan Novotny, der Tscheche.

»Judas!«, flüsterten die Ansiedler. »Judas Ischarioth! Der böhmische Judas, er hat sich erhängt wie der Verräter des Herrn.«

Es gab einen völligen Stimmungsumschwung in Coro. Niemand wollte mehr etwas gemein haben mit den Aufrehrern, alle gingen Carvajal aus dem Weg. Als am Ostersonntag Bischof Bastidas in der Kirche die Messe las, rückten die Beter von Federmann ab, der finster am Altar kniete. Georg Hohermut aber ließ durch den Trompeter Sebastian Luck ansagen, dass sich alle Ansiedler am nächsten Tag um die siebente Morgenstunde auf der Plaza einfinden sollten. Luck verkündete es in Deutsch und in Spanisch. Das Spanische war stark frankfurterisch gefärbt, denn der wackere Trompeter stammte aus der freien Reichsstadt am Main.

Zur angesagten Stunde füllte eine erwartungsvolle Menge die Plaza. Pünktlich erschien auf der Treppe des Gouverneurhauses Georg Hohermut, umgeben von den Unterfüh-

ren: Philipp von Hutten, den Hauptleuten Gundelfinger, Sanchez de Murga, Alonso und Joacimo de la Peña, Francisco Velasco. Ein wenig abseits stand ein kleiner, magerer Spanier mit schon ergrautem Haar, Estéban Martin, der berühmte Pfadfinder, der die Expedition des Ambrosius Ehinger nach dem Tod des Führers durch tausend Gefahren glücklich heimgeleitet hatte. Auch Federmanns roter Bart wurde sichtbar und das unbewegte Gesicht des Bischofs Bastidas, das niemals die Gedanken des klugen, ja verschlagenen Priesters verriet.

Vivatrufe wurden laut. Hohermut hob den Arm. Sofort trat tiefe Stille ein.

Hohermut sprach Deutsch, einige wichtige Sätze auf Spanisch wiederholend. Seine Stimme klang fest, ruhig, bestimmt.

»Deutsche Landsleute, tapfere Spanier«, so sagte er, »die Stunde der Entscheidung ist da. Ihr seht, wie es um uns steht. Wir können nicht alle miteinander in Coro leben, der Boden ernährt uns nicht. So mag hier bleiben, wer pflügen, säen und ernten will. Gott möge seine Arbeit segnen! Die anderen aber will ich fortführen von hier in das unbekanntere indianische Land. Wir wollen den Herrn bitten, dass er uns gnädig geleite. Vielleicht dass er uns das Land des vergoldeten Königs finden lässt. Ihr wisst, ungeheure Gefahren warten unser, hohe Gebirge und reißende Flüsse, sonendurchglühte Ebenen, feindliche Indianerstämme, Hunger und Durst. Wer nicht stark genug ist, ihnen zu trotzen, der ziehe nicht mit uns, damit nicht der Schwache den Starken behindere. Keiner soll mir folgen ...« Hohermut sprach es mit erhobener Stimme. »... der mir nicht vertraut. Wer aber mutig und voll Gottvertrauen mit mir in das Land zie-

hen will, das noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hat, dem verspreche ich, ein unerschrockener und gerechter Führer zu sein. Treu will ich sein, wie ihr mir die Treue halten werdet, tapfere Deutsche, kühne und edle Spanier!

Auf denn, auf ins indianische Land, auf ins Dorado! Gott und die Heilige Jungfrau, Dios y la Virgen, das sei unser Feldgeschrei!«

Gewaltiger Jubel brach los. »Auf ins indianische Land!«, schrien die Begeisterten. »Auf ins Dorado! Gott und die Heilige Jungfrau! Vivat Hohermut!«

»Ich lasse«, fuhr Hohermut fort, als wieder der Stille eingetreten war, »den Generalkapitän Nikolaus Federmann als meinen Stellvertreter in Coro zurück. Er wird in meiner Abwesenheit die Regierung der Provinz führen, wie es den Befehlen des allerkatholischsten Königs und den Interessen des Welserhauses entspricht. Wer in der Stadt zurückbleibt, wird ihm treu und gehorsam sein. In einem Jahr hoffe ich wieder an der Küste zu sein, beladen, wenn Gott es will, mit unermesslichen Reichtümern, wie sie Fernando Cortez in Mexiko und Pizarro in Peru erworben haben. Alle Not wird dann ein Ende haben. Und nun, Kameraden, rüstet zum Zug ins Dorado! Sobald wie möglich brechen wir auf.«

Noch einmal erfüllte brausender Jubel die Luft, dann zerstreute sich die Menge. Zwei Drittel der Bewohner Coros waren entschlossen, Hohermut in die Wildnis zu folgen.

Der Goldene lockt, »el rey dorado«, der vergoldete König. Überall und nirgends ist sein Reich. Tausende zieht er, immer entschwindend, hinter sich her - ins Verderben.

Joachim Fabricius und Hans Hauser waren selbstverständlich entschlossen, dem Führer durch dick und

dünn zu folgen. Schwerer fiel Martin Kressel der Abschied von der Küste. Er hatte gerade ein Maisfeld angelegt, und die Frucht schoss unter den ersten Güssen der beginnenden Regenzeit mit großer Schnelligkeit üppig auf. Sie schienen doch nicht gelogen zu haben, die welserischen Agenten, mit ihren Erzählungen von den zwei und drei Ernten im Jahr.

Durch Zufall kam Hans Hauser zu einem Pferd. Von den aus Santo Domingo herbeigeschafften Pferden hatte sich eins beim Ausladen verletzt. Es schien völlig unbrauchbar und kein Mensch kümmerte sich um das Tier, das stocklahm, jämmerlich wiehernd am Strand herumhumpelte und da und dort ein Büschel Strandhafer zwischen den Zähnen zermalmt. Mit vieler Mühe zog es Hans zum Stall, wo die Pferde standen, die Kressel pflegte. Der Oberhesse sah misstrauisch auf den unerwarteten Stallzuwachs, erhob aber keinen Einspruch, als Hans das arme Tier mit viel Eifer und gutem Willen in Pflege nahm. Zum Erstaunen der drei Kameraden erholte sich das Pferd sehr rasch. Schon nach wenigen Tagen konnte Hans die ersten Reitversuche machen. Kressel war dabei ein strenger Lehrmeister. Doch Hans, jung, kräftig und verwegen, wurde bald mit dem Braunen fertig, der sich als ein lebhaftes, schnelles und ausdauerndes Pferd erwies. Er war froh, den Weg ins Dorado nicht zu Fuß machen zu müssen. Das Pferd nannte er »Lutz«, nach einem Freund aus seiner Konstanzer Zeit, einem Schifferknaben, der bei einem der berühmtesten Föhnstürme ums Leben gekommen war, die das Schwäbische Meer bisweilen heimsuchen.

Die Vorbereitungen schritten so rasch voran, dass Hohermut das Fußvolk schon im April vorausschicken konnte. Er

gab dem Führer, Joacimo de la Peña, Befehl, in Barquisimeto, einer großen Indianersiedlung am Rand der »Llanos«, der riesigen Grasebenen Südamerikas, so lange zu rasten, bis er selbst zu dem Zug stoßen werde.

Für die Reiterschar wurde der Abmarsch auf Anfang Mai festgesetzt.

Es waren noch zwei Stunden vor Tag, als sich am 13. Mai 1535 die Reiterschar auf der Plaza vor der Kirche in Coro sammelte.

Hans Hauser, Joachim Fabricius und Martin Kressel reiheten sich nebeneinander in die Front ein. Sie gehörten zum ersten Fähnlein, das Sanchez de Murga befehligte. Die Pferde schnaubten und scharrten ungeduldig. Prüfend ritten die Hauptleute die Reihen entlang. Abseits, ganz für sich, als bemerke er nicht, was um ihn vorging, hielt Estéban Martin, der Pfadfinder. Der kleine Spanier, dessen Gesicht runzlig war wie rissiges Leder, saß mit schiefer Schulter und hochgezogenen Knien auf seinem Gaul. Er bot ein wenig stolzes Bild. Wen aber zufällig der Blick seiner schwarzen Augen traf, der erschrak fast, so scharf und durchdringend blitzten sie ihn an. In einer Ecke des Platzes hielten berittene Trossknechte eine Schar Indianer umringt, neben denen schwere Traglasten lagen: das Gepäck der Truppe, der »Plunder«, wie es in der Sprache der deutschen Landsknechte hieß. Auch die Bluthunde gehörten zum Tross und eine stattliche Schweineherde. Wie immer hatten sich die Hunde im Nu verbissen. Die Peitschen der Trossknechte trieben die Aufheulenden auseinander.

Die in Coro Zurückbleibenden, Bischof Bastidas und Federmann an ihrer Spitze, hatten sich vollzählig eingefunden, um von den Ausziehenden Abschied zu nehmen. Kei-

ner wollte das ungewöhnliche Schauspiel des Auszugs einer Expedition versäumen, wie sie so stolz und stattlich noch niemals von der Küste aufgebrochen war.

Das Hundegebell und die halblauten Kommandorufe verstummten allmählich. Die Hauptleute nahmen ihre Plätze vor ihren Fähnlein ein. Niemand sprach. Nur das Klirren einer Waffe oder das Wiehern eines Pferdes durchbrach dann und wann die Stille.

Im Osten hellte sich der Himmel auf. Man vernahm Hufschläge. Georg Hohermut von Speyer und Philipp von Hutten erschienen. Befriedigt sah Martin Kressel, wie prächtig und stolz ihre Pferde waren. Wahrhaftig wie der Erzengel Michael sah der Gubernator aus mit seiner eisernen Sturmhaube und seinem Koller aus Elenhaut, und wie ein jugendlicher Sankt Georg war Philipp von Hutten anzuschauen.

Hohermut sprach vom Pferd herab einige Worte mit Bischof Bastidas und Federmann. Mit ernster Miene reichte er zuerst dem Priester, dann Federmann, dem Feind, die Hand zum Abschied.

»Haltet mir die Kolonie in Ordnung, Generalkapitän!«, sagte er ernst.

Federmann verbeugte sich schweigend. Dann winkte der Führer.

Sebastian Luck, der Trompeter, stieß mit Macht in sein Instrument. Eine Bewegung ging durch die Truppe. Die Indianer nahmen die Lasten auf den Rücken.

Da und dort reichte ein Zurückbleibender einem ausziehenden Reiter die Hand. Es dämmerte stark.

Ein zweites Trompetensignal. Hoch hob Hohermut den Arm. »Gott und die Heilige Jungfrau!«, rief er laut.

»Gott und die Heilige Jungfrau! Dios y la Virgen!«, antworteten donnernd die Reiter.

Hinter dem Führer setzte sich die Truppe in Marsch, zuerst die Reiter, etwa achtzig an der Zahl, dann, von Trossknechten umschwärmt, die Farbigen, gebückt unter ihren Lasten. Hohermut ritt zum Strand und schlug die Richtung nach Osten ein.

Gerade als der Zug die letzten Hütten von Coro hinter sich gelassen hatte, stieg blutrot die Sonne aus dem Meer. Ihre ersten Strahlen trafen drei ernste Männer, die im ersten Glied des ersten Fähnleins hinter dem Führer ritten: Martin Kressel mit Hans Hauser zur Linken und Joachim Fabricius zur Rechten.

Ein deutscher Reiter stimmte ein Landsknechtslied an. Rau und trotzig klang die deutsche Weise in den indianischen Morgen. Stumm lauschten die Spanier.

Hohermut zog zunächst in östlicher Richtung der Küste entlang. Der Weg führte durch endlose, gleichförmige, auf weiten Strecken völlig versumpfte Savannen, über denen schwarze Wolken von Stechmücken standen. Der trügerische Boden war von hohem, giftig grünen Gras und Schilf bedeckt, das den Pferden bis an den Bauch reichte. Vergebens hoffte Hohermut, indem er sich vom Meer weg dem Gebirge zuwandte, festeren Boden unter die Füße zu bekommen. Es wurde immer schlimmer. In einer flachen Mulde, die zwischen zwei breit geschwungenen Hügeln eine Art Pass bildete, blieb die Expedition beinahe im Schlamm stecken. Bei jedem Schritt quoll das schwarze morastige Wasser unter den Hufen der strauchelnden, ängstlichen Pferde empor. Nur sehr langsam kam man vorwärts. Mau brauchte Tage, um ein paar spanische Meilen zurück-



zulegen.

Endlich, am zehnten Marschtag, erreichte die Expedition herrlichen, immergrünen tropischen Urwald. Voll Staunen sah der junge Konstanzer Kaufmann, sahen der Hesse und der Niedersachse seine Wunder. Gleich gewaltigen Säulen ragten die mächtigen Stämme in die Luft, deren Wipfel im grünen Schlingwerk der Lianen verschwanden. Purpurrot, tiefblau, leuchtend gelb glühten die Blüten der Orchideen und Passionsblumen aus dem dunkeln Grün. Stechpalmen und riesige Baumfarne bedeckten den Boden. Oft waren die Lianen, die sich von Stamm zu Stamm zogen, so dick wie Taue. Mit der »Machete«, dem Buschmesser, mussten sich die Reiter ihren Weg durch die schier undurchdringliche Wildnis bahnen. Bunte, fasanenartige Vögel flogen mit hässlichem Schreien von Ast zu Ast, und wundervoll gefärbte riesige Schmetterlinge taumelten durch die schwüle Luft. Nachts war der Wald voll vom Lärm der Affen.

Dann, am dreizehnten Tag, stand die Expedition plötzlich am Ufer eines mächtigen Flusses. Von den starken Regengüssen der letzten Tage weit über sein gewöhnliches Maß angeschwollen, wälzte der Tocuyo seine braunen Fluten in reißender Strömung dem nahen Meer zu.

Philipp von Hutten suchte lange nach einer Stelle, wo der Übergang gewagt werden konnte. Er fand schließlich einen Werder, der ziemlich weit in das Wasser reichte. Eine zu Fuß oder auch nur zu Pferd benutzbare Furt konnte er nicht entdecken.

Das Übersetzen der Reiter ging glatt und schnell. Man trieb einfach die Pferde ins Wasser, und die Tiere zogen ihre nackten Reiter, die sich in den Mähnen festhielten, sicher ans andere Ufer. Selbst die des Schwimmens Unkundi-

gen kamen glücklich, wenn auch ein wenig bleich, hinüber. Manche Gäule wollten freilich durchaus nicht ins Wasser. Schnaubend, mit gestäubten Mähnen widersetzten sie sich den Reitern, die sie in die braune Flut zu drängen versuchten. Auch Hansens Hengst war sehr ungebärdig, und erst als Kressels Rappstute ruhig ins Wasser ging und dem anderen Ufer zuschwamm, bequemte er sich, der Stallgefährtin zu folgen.

Schwieriger war das Übersetzen des Trosses. Man baute zu diesem Zweck auf indianische Art ein großes Floß. Aus den Zweigen des Balsabaumes, eines mächtigen Malvengewächses mit Zweigen von weidenähnlicher Biegsamkeit, wurde ein Geflecht hergestellt und die Lücken mit dem zähen Bast und dem dickflüssigen Harz abgedichtet, das aus dem entrindeten Holz floss. Das im Wasser aufquellende Flechtwerk erwies sich als hervorragend tragfähig. Mit Bambusstangen wurde das Floß über den Fluss gesteuert, wobei ein Rheinschiffer aus der Gegend von Kaub der unermüdliche Fährmann war. Er war glücklich, wieder einmal Wasser unter den Füßen zu spüren. Hoch aufgerichtet stand er auf dem schwankenden Fahrzeug und führte es sicher durch die reißende Strömung. Ein Dutzend Mal schon hatte das Floß den Weg hin und her gemacht. Endlich stieß es schwer beladen zur letzten Fahrt vom Ufer ab. Es kam glücklich bis zur Flussmitte. Da bemerkten die am Ufer Stehenden mit Schrecken, wie es der Leitung des Fährmanns entglitt und von der Strömung im Kreis herumgewirbelt wurde. Die Ladung, offenbar nicht gehörig befestigt, kam ins Rutschen, und das Floß begann sich nach der Seite zu neigen. Die fünf Indianer, die der Kauber mitgenommen hatte, verloren den Kopf und taten nichts, um die Ladung

zu stützen, so sehr auch der wackere Fährmann schrie und drohte. Mit aller Kraft suchte er allein die wertvolle Ladung - es waren Säcke mit Mais - vor dem Versinken zu retten, indem er sich mit dem Rücken gegen sie stemmte. Vergebens, die gleitende Last drückte ihn ins Wasser, das Floß schlug um, und die Indianer mitsamt dem Schiffer lagen im Wasser. Vom Ufer sahen die anderen dem Verhängnis untätig zu, aufgeregte hin und her laufend, aber keiner wagte es, sich in die reißende Flut zu stürzen. Da warf Hans Hauser die Kleider ab und sprang ins Wasser. Er schwamm mit starken Stößen auf zwei Indianer zu, die hilflos mit den Wellen kämpften. Gespannt sahen die Kameraden auf den blonden Schopf, der sich durch die reißende Strömung langsam, aber unaufhaltsam an die zappelnden Indianer heranarbeitete. Da packte der junge Deutsche auch schon den einen, dann den anderen der beiden Indios bei den langen schwarzen Haaren. Zum Glück hatten diese schon so viel Wasser geschluckt, dass ihnen das Zappeln einigermaßen vergangen war und sie den Retter, der sie, auf dem Rücken schwimmend, hinter sich herzog, gewähren ließen. Einen Augenblick sah es so aus, als verließen Hans die Kräfte.

»Um Gottes willen!«, flüsterte Kressel.

Doch da tauchte auch schon der blonde Kopf des jungen Konstanzers wieder aus dem Wasser auf.

»Er schafft's«, sagte Fabricius heiser vor Erregung.

Einen Augenblick später erreichte Hans keuchend und völlig erschöpft mit den beiden Geretteten das Ufer. Jubelgeschrei empfing ihn. Er schien es nicht zu hören. Wie ohnmächtig ließ er sich ins nasse Gras fallen, während Kressel und Fabricius sich um ihn bemühten und den Körper des

halb Erstarrten rieben.

Die drei anderen Indianer hatten unterdessen schwimmend das Ufer erreicht. Den Kauber dagegen hatte das umschlagende Floß am Kopf getroffen. Zweihundert Schritte unterhalb spülte der Tocuyo seine Leiche ans Ufer.

Es war der erste Tote der Expedition. Man bestattete den Fährmann am Abend unter einer hohen Palme unweit des Flusses. Mit ernsten Gesichtern standen die Reiter, die Führer, Hohermut und Hutten mit den deutschen und spanischen Hauptleuten an ihrer Spitze um das Grab. Feierlich klang die Stimme des Priesters in die tiefe Stille des Waldes, die nur von dem gleichmäßigen Rauschen des Stroms und den Stimmen der Soldaten unterbrochen wurde, die dumpf das Responsorium murmelten.

»Herr, schenke ihm die ewige Ruhe!«, betete der Priester.

»Und das ewige Licht leuchte ihm!«, antworteten die Soldaten.

Es war allen sehr ernst zumute, und mancher fragte sich insgeheim: Wer ist der Nächste? Bin ich's, bist du's, Kamerad?

Der aufgehende Mond beschien das Lager der Expedition, das unmittelbar am Ufer des Tocuyo aufgeschlagen worden war, wo der saubere weiße Schwemmsand förmlich dazu einlud. Hans Hauser, Kressel und Fabricius lagen zusammen um das Feuer, in dem sie Fische brieten, die sie im Fluss gefangen hatten. Sie sprachen von der Heimat und von dem gefallenem Kameraden, den alle gern gehabt hatten. Ermüdet von den Anstrengungen des Tages streckten sie sich früh zum Schlaf aus. Bald herrschte tiefe Stille im Lager, nur der Fluss rauschte eintönig.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Hans Hauser er-

wachte. Ihm kam es vor, als hätte sich das Rauschen des Flusses verstärkt. Ein kühler Wind kam vom Gebirge. Hans empfand ihn nach der Hitze des Tages wohltuend, obwohl ihn ein wenig fröstelte. Er sah über sich zum Himmel, er war klar. Mond und Sterne schauten auf ihn herab, und die Milchstraße zog ihr leuchtendes Band durch das unergründliche Schwarz des Firmaments. Bald schlief Hans wieder ein.

Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte, als ihn Rufe weckten. Sofort fiel ihm das ungeheure Brausen des Flusses auf. Unwillkürlich sah er zum Himmel. Er war klar, kein Tropfen fiel. Doch er hatte keine Zeit, über die rätselhafte Naturerscheinung nachzudenken. Ein Blick belehrte ihn über die furchtbare Gefahr. Der Fluss war klafferhoch gestiegen. Buschwerk, dessen Wurzeln am Abend das Wasser bespült hatte, ragte jetzt kaum mehr aus dem Wasser. Dazu hatte sich der Fluss geteilt und wälzte seine Fluten in zwei Strömen dem Meer zu. Das Lager war jetzt rings vom Wasser umschlossen, wie auf einer Insel. Deutlich war zu erkennen, wie diese Insel, von den heranbrausenden Fluten benagt, immer kleiner wurde. Stieg das Wasser weiter, so konnte es zwei, vielleicht auch drei Stunden dauern, bis das ganze Lager überflutet war.

Geschrei erhob sich beim Tross.

»Die Pferde!«, rief Martin Kressel und eilte, von Hans Hauser und Fabricius gefolgt, den Trossknechten zu Hilfe, die die Pferde offenbar nicht mehr bändigen konnten. Da das Wasser immer mehr stieg, waren die Tiere eng zusammengedrängt. Sie witterten die Gefahr, bäumten sich auf und wieherten ängstlich. Kressel sah sich vor allen Dingen einmal nach seiner Suse um. Sie stand gottlob gelassen da

und zupfte ein paar Grashalme ab. Doch ein wild ausschlagender Gaul brachte das ganze Rudel durcheinander. Vergeblich versuchten die herbeieilenden Reiter die Tiere zu beruhigen. Zwei Pferde rissen sich los und waren fast augenblicklich von dem reißenden Strom erfasst. Sie wurden fortgeschwemmt.

»Verdammt!«, knirschte Kressel. Er sorgte zunächst mit Flüchen und derben Püffen dafür, dass die Indianer, die teilnahmslos dem Verderben zusahen, die Pferde und den Plunder in die Mitte der Insel schafften, die vorläufig noch trocken war. Fabricius und Hans Hauser halfen eifrig. Der Niedersachse schleppte zentnerschwere Säcke, Hans lud sich Sättel und Zaumzeug auf.

Menschen und Pferde drängten sich in der Mitte der Insel zusammen. Dort stand auch Hohermut und erteilte seine Befehle. Die wertvollsten Stücke des Gepäcks, besonders Säcke mit Lebensmitteln, dann die Waffen und die Ausrüstung, ließ er in den Kronen einiger Weidenstämme verstauen. Das war gerade geschehen, als ein erster Wasserschwall die Insel völlig überflutete.

Fabricius versuchte vergeblich seine Füße vor der Nässe zu schützen. »Das gibt den schönsten Schnupfen«, meinte er grimmig.

Der Wasserschwall kam wieder, diesmal noch stärker.

Hauptmann Gundelfinger, der so etwas von daheim kannte - er stammte aus Augsburg, wo der Lech im Frühjahr oft das Land überschwemmt - kletterte seelenruhig auf einen Baum. Viele folgten seinem Beispiel.

Wieder ging das Wasser über die Insel. Da und dort blieben Pfützen stehen, in denen das Wasser brodelte. Ringsum sah man nichts als eine wildbewegte Wasserfläche. Es

war unmöglich, durch die tosenden Fluten das Ufer zu erreichen. Untätig mussten alle auf der immer schmaler werdenden Sandbank ausharren. Das Schicksal der Expedition Georg Hohermuts von Speyer hing an einem Faden. Stieg das Wasser weiter, so waren Ross und Reiter verloren.

Hans Hauser sah auf Hohermut. Das Gesicht des Führers war ernst und bleich. Fabricius lehnte an einem Baum. Seine Augen waren weit in die Ferne gerichtet. Kressel hielt sein Pferd am Zaum. Er schien entschlossen, sich auch im Tod nicht von seinem getreuen Ross zu trennen. Hell beleuchtete der Mond das geisterhafte Bild.

Alle warteten gespannt. Würde das Wasser wiederkehren und alles Lebendige mit sich reißen?

Minutenlang blieb die Flut aus. Ein jeder merkte es, keiner wagte es zu sagen, aber eine leise Hoffnung glomm in den Herzen auf. Eine bange Viertelstunde verging. Das Wasser kam nicht wieder.

»Das Wasser scheint zu fallen«, sagte Hans Hauser.

»Auch mir scheint es so«, erwiderte Kressel.

Als der Morgen graute, war deutlich zu erkennen, dass das Wasser fiel. Noch umbrausten zwar die Fluten wild den Fleck Erde, auf dem sich Menschen und Tiere eng zusammendrängten, aber die Insel war nicht kleiner geworden, sie wuchs sogar allmählich.

Andreas Gundelfinger stieg vom Baum herab und schlug sich die Arme wie Windmühlenflügel gegen die Brust. Ihm war kalt geworden auf seinem luftigen Sitz.

Frierend und übermächtig standen die Reiter zusammen.

»Woher mag das Wasser nur so plötzlich gekommen sein?«, wandte sich Hans Hauser an Fabricius.

»Ich kann mir die Sache nur so denken«, erwiderte der

Niedersachse, »dass droben im Gebirge ein ungeheurer Wolkenbruch niedergegangen ist, von dem wir hier gar nichts gemerkt haben. Da ist dann der Fluss angeschwollen und über die Ufer getreten, und wir wären dabei um ein Haar ertrunken.«

Das Wasser verlief sich so schnell, wie es gekommen war. Nach knapp zwei Stunden lief der Tocuyo wieder im alten Bett und die Strömung war kaum stärker als am Tage vorher. Nur der Schlamm und Schmutz, mit dem Mensch, Tiere und Tross bedeckt waren, kündete noch vom Schrecken der Nacht. Es ging an ein eifriges Putzen und Scheuern. Sehr viel war durch das Wasser nicht verdorben, nur ein paar Säcke mit Mehl waren unbrauchbar geworden. Die Weinschläuche waren sämtlich gerettet worden, wie Jakob Schmitz, der Barbier, mit Befriedigung feststellte.

Im Laufe des Tages fand sich im Ufergebüsch noch manches Trossstück, das sich dort verfangen hatte. Ja, es gelang sogar, die in der Nacht fortgeschwemmten Pferde wohlbehalten wieder einzufangen. Ein Trossknecht fand sie etwas weiter unten friedlich grasend am Uferstrand. Es gab ein großes Hallo, als er die verloren geglaubten Tiere im Triumph ins Lager zurückbrachte.

Auf Estéban Martins Vorschlag wurde beschlossen, die Richtung nach Süden einzuschlagen und das Gebirge zu überschreiten, die blauen Berge, die man während des Marsches durch die Savanne schon lange im Südosten erblickt hatte. Wie einst Federmann im Jahre 1532, gedachte der Pfadfinder die Expedition durch das »valle de las damas«, das »Frauental«, zu führen, um auf diesem Weg die Indianersiedlung Barquisimeto zu erreichen.

Der Aufstieg war steil und äußerst mühsam. Als die



Truppe endlich auf dem Kamm des Gebirges stand - so hoch wie der Feldberg im Schwarzwald, schätzte Hans Hauser - öffnete sich noch einmal überraschend der Blick zurück auf das Meer. Jenseits der Savanne und der dunklen Urwälder, die das Auge weit überschaute, glänzte fern im Nordosten ein blauer Streifen: die See, die die Schiffe mit den weißen fröhlichen Segeln hinüberträgt in die deutsche Heimat.

Gedankenvoll, die beschattende Hand vor den Augen, schaute Hans Hauser hinüber.

Wie lange wird es dauern, bis er das Meer wieder sieht? Wird er es überhaupt noch einmal erblicken? Unwillkürlich musste er an Konstanz denken, sein Vaterhaus, das Münster, den See im Kranz der Berge. Grüß dich Gott, Vaterland, Heimatland, grüß dich Gott, Deutschland vieltausendmal!

Estéban Martin, der Pfadfinder, litt wieder an seinem Gliederreißen. Solange er zu Pferde saß, ging es noch. Er ritt immer noch den gleichen alten, hochbeinigen Gaul, der ihn schon anno 1531 auf Ambrosius Ehingers Expedition durch das indianische Land getragen hatte. Aber das Auf- und Absitzen fiel dem Alten schwer und es ging selten ab, ohne dass ihm ein derber Soldatenfluch dabei entschlüpfte. Einmal, als die Truppe gerade ein Lager für die Nacht bezogen hatte und der Pfadfinder nach einem Ritt von vielen Stunden absitzen wollte, mochte er, steif, wie er war, das alte Ross mit den Sporen gekitzelt haben. Genug, es wieherte und bockte und der Pfadfinder hing einen Augenblick hilflos in der Luft. Schnell sprang Hans Hauser hinzu, beruhigte das Pferd und half dem Alten auf die Füße.

Estéban Martin sah seinen jungen Helfer einen Augenblick mit seinen durchdringenden schwarzen Augen an,

dann verbeugte er sich mit der vollendeten Höflichkeit des Spaniers. »Ich danke Euch, Señor! Seid Ihr es nicht, der damals am Tocuyo die beiden Indianer aus dem Wasser zog?«

Errötend bejahte Hans.

»Eine brave Tat«, fuhr der Spanier fort, »eine tapfere Tat! Euer Name?«

»Hans Hauser.«

Estéban Martin schüttelte den Kopf: »Was habt ihr Deutsche für unaussprechliche Namen! Nochmals, ich danke Euch, Don ...«

»Juan«, ergänzte Hans.

»Ich danke Euch, Don Juan.«

So kam es, dass der schweigsame Spanier und der junge Deutsche miteinander Freundschaft schlossen. Häufig rief der Spanier nach »Don Juan el joven« - dem »jungen Herrn Hans«, wie er zum Unterschied von zahlreichen anderen Don Juans in der Truppe bald genannt wurde - und ritt mit ihm dem Zug voraus.

Der Alte sprach kaum ein Wort. Er hing im Sattel wie eine Puppe. Aber seine Augen lebten, sie sogen die Landschaft förmlich in sich ein. Mit der Sicherheit des Schlafwandlers fand er immer wieder den Pfad, der für Ross und Reiter gangbar war. Manchmal waren die beiden der Truppe um Stunden voraus. Sie kennzeichneten den Weg durch Steinmale oder abgehauene Äste. Von einer Bergkuppe, einem Felsenvorsprung zurückschauend, sahen sie, wie ihnen der lange Zug der Reiter und Lastträger mühsam folgte.

Einmal stießen sie auf Spuren der Federmann'schen Expedition von 1532: Gerippe, die in der Sonne bleichten, zerfallene Hütten, wie sie die Soldaten ans Zweigen zu erbauen

pflegen, wenn länger gerastet wird, eine Feuerstelle mit zerbrochenem Gerät europäischer Herkunft. In einem Hochtal fanden sie die verkohlten Trümmer einer Indianersiedlung. Überall grinsten aus dem Schutt weiße Totenschädel. Menschenknochen lagen in Haufen herum. Furchtbar musste der Kampf gewütet haben. Ein schiefes, von Schlingpflanzen überwuchertes Holzkreuz gab Kunde davon, dass auch einer von Federmanns Soldaten sein Leben hatte lassen müssen. Mit grüßend erhobener Hand ritt Hans Hauser an dem heiligen Zeichen vorüber, das einsam in der weiten indianischen Wildnis vom Leben und Sterben eines braven Landsknechts kündete.

Bald wurden die Lebensmittel knapp. Zwar hatte Hohermut reichlich Cassavabrot mitnehmen lassen, aber man hatte in den ersten Tagen wohl etwas zu unbekümmert von den Vorräten gezehrt, in der Hoffnung, sie in dem reichen Land, das man zu entdecken hoffte, leicht ergänzen zu können. Besonders fühlbar war der Mangel an Fleisch. Nur höchst ungern gab Franz Lebzelter, der Spensierer, eines der kostbaren Schweine aus der Herde heraus, die als letzte Verpflegungsreserve von Coro mitgeführt worden war. So lernten die Christen bald den Leibriemen enger schnallen. Besser waren die lasttragenden Indianer dran. Sie fraßen wahllos alles in sich hinein, Würmer, Schlangen, Eidechsen und Schnecken. Dazu konnten sich die Weißen vorläufig noch nicht entschließen. Die Zeit war nicht fern, wo sie es ebenfalls lernten.

Seit Wochen waren das Hauptnahrungsmittel der Expedition die »Pitahayas«, Kaktusfeigen, die in Menge im Busch wuchsen. Dass der Genuss der ungewohnten Speise den Urin blutrot färbte, erschreckte die Neulinge gewaltig, was

dann für die Altgedienten, die das schon kannten, eine unerschöpfliche Quelle des Spotts war. Das kärgliche Mahl ein wenig zu verbessern, gingen viele Reiter, wenn die Truppe ein Lager bezogen hatte, oder an Rasttagen, die der Gubernator einlegte, auf die Jagd. Glückliche, wer ein Aguti heimbrachte, eines jener merkwürdigen Tiere, die halb wie ein Hase, halb wie ein Meerschweinchen aussehen. Das begehrteste Wild aber waren die Spießhirsche, kleine Tiere, kaum größer als Rehe. Wo man sie fand, waren sie nicht schwer zu erlegen, denn sie waren nicht scheu. Ja, es kam vor, dass die Hirsche die noch nie erblickten Pferde für Artgenossen hielten und sie arglos so nahe herankommen ließen, dass ihnen der Jäger mühelos die Schlinge um den Hals werfen konnte.

Trotz Estéban Martins Warnung entfernten sich die Jäger oft weit vom Lager. Eines Morgens, als die Truppe aufbrechen wollte, fehlte ein Spanier, der am Tag vorher allein zur Jagd geritten war. Hohermut war ärgerlich, wartete aber auf den Säumigen. Als sich jedoch auch am Nachmittag der Spanier noch nicht wieder eingefunden hatte, befahl er, nach ihm zu suchen. Estéban Martin selbst erklärte sich dazu bereit. Er bat Hans Hauser, ihn zu begleiten.

Die beiden folgten der Spur des Spaniers. Sie ritten ungefähr zwei Stunden, und Hans bewunderte die Sicherheit, mit der der Pfadfinder auch da die Spur immer wieder fand, wo sie für ein weniger geübtes Auge schlechterdings nicht mehr zu erkennen war. Plötzlich stiegen krächzend einige Raubvögel vor ihnen auf. Don Estéban verhielt sein Pferd und ritt dann ein wenig tiefer in den Busch. Dort bot sich ihnen ein schrecklicher Anblick. Der vermisste Spanier lag tot, völlig nackt und scheußlich verstümmelt vor ihnen.

Hans Hauser erbleichte und alles Blut strömte ihm nach dem Herzen.

»Xidehara«, sagte Estéban Martin ernst, »das waren Xidehara.«

Die Spur der Mörder - es musste eine größere Zahl gewesen sein - war im niedergetretenen Savannengras leicht zu erkennen. Estéban Martin und Hans verfolgten sie schweigend. Schon nach einer Stunde wies der Pfadfinder nach Süden. Eine dünne Rauchsäule stieg dort senkrecht zum Himmel.

Estéban Martin parierte. »Versucht, Don Juan«, sagte er, »zu Fuß näher heranzukommen! Ich bleibe hier und erwarte Euch.«

Hans Hauser saß ab und ging vorsichtig weiter in der Spur. Als er nicht mehr weit von der Rauchsäule entfernt war, begann er zu kriechen. Bald sah er in einer Bodensenke ein Indianerdorf vor sich: drei mächtige Rundhütten. Langsam, mit größter Vorsicht schob er sich näher heran. Er erkannte eine Anzahl Indianer, die um ein Feuer saßen. Andere, Frauen und Kinder, gingen ab und zu. Die Wilden sahen ganz anders aus als die halb zivilisierten gutmütigen Caquetio in Coro und an der Küste. Sie waren fast nackt, mit Uruku-Rot am ganzen Körper leuchtend bemalt, und trugen prächtige Kronen aus bunten Papageienfedern. Hans sah dem Treiben der Eingeborenen lange zu. Er war wie gebannt von dem seltsamen, aufregenden Anblick. Plötzlich glaubte er zu bemerken, wie einer der Indianer, der am Feuer saß, den Blick starr auf den Busch richtete, hinter dem er sich versteckt hatte. Hans erschrak. Lautlos zog er sich zurück und erreichte auf einem Umweg Estéban Martin, der schon ungeduldig nach ihm Ausschau hielt.

In scharfer Gangart ritten sie zurück, dem Gubernator Bericht zu erstatten.

Hohermut war sofort entschlossen, den Mord blutig zu rächen. Er führte in der Nacht vierzig Reiter an das Dorf heran, von denen er die Hälfte absitzen ließ. Sie erhielten Befehl, sich von der einen Seite an das Dorf heranzuschleichen und von dort die Eingeborenen anzugreifen. Inzwischen wollte der Führer mit dem Rest der Reiter und mit den Bluthunden von der anderen Seite über die Indianer herfallen.

Hans Hauser und Kressel gehörten zu der Abteilung, die zu Fuß angreifen sollte, während Fabricius den Reitern zugeteilt war. Neben dem Hessen kroch Hans an das Dorf heran, dessen Hütten friedlich im Mondschein lagen. Ihm war nicht wohl zumute. Ja, wenn man den Indianern im offenen Kampf gegenübergetreten wäre! Aber dieser heimtückische nächtliche Überfall war nicht nach seinem Sinn. Dicht vor ihm ging plötzlich mit lautem Gekrächze ein Nachtvogel hoch. Er erschrak, erschrak bis ins Mark. Sekundenlang hämmerte sein Herz an die Rippen. Bist du feige, fragte er sich. Nein, stellte er dann mit kühler Sachlichkeit fest, ich bin nicht feige, aber ungeheuerlich aufgeregt. Ich wünschte von Herzen, die Geschichte wäre vorbei.

Die Arkebusiere verdarben um ein Haar den ganzen Angriff. Sie schossen viel zu früh, ehe noch die Reiter nahe genug herangekommen waren. Dadurch wurden die Überfallenen aufmerksam und konnten sich zur Wehr setzen. Sie kämpften hartnäckig. Es floss viel Blut. Hans Hauser hatte in dem Augenblick seine Ruhe wiedergefunden, als er merkte, dass es um Leben und Tod ging. Wenn schon einer ins Gras beißen soll, dachte er, dann lieber ein Indianer als

ich. Er legte seine Armbrust ruhig an und schoss in den dichten Haufen der Indianer, die ungeordnet, aber mit wilder Tapferkeit anstürmten. Schließlich brachten Pferde und Bluthunde, die *Hirschungeheuer* und die *weißen Pumas*, die Entscheidung. Mit dem Namen Gottes und der Heiligen Jungfrau auf den Lippen stürzten sich die Reiter auf die Indios, die entsetzt zurückwichen. In das Geschrei der Männer mischte sich das Kreischen der jammernden Frauen. Furchtbar wüteten die Bluthunde. Auch die Tapfersten erfasste beim Anblick der wilden Bestien lähmender Schrecken, und gar mancher Indio verendete grässlich zugerichtet unter ihren Bissen.

Als die Sonne aufging, war der Kampf beendet. Eine Schar von etwa sechzig Männern und Frauen wurde von den Landsknechten zusammengetrieben. Etwa zwanzig Indianer waren im Kampf erschlagen. Der Verlust der Christen betrug zwei Tote und sieben Verletzte.

Aus den Gesichtern der Gefangenen war alle Kampfeswut gewichen. Sie waren nur noch scheue, zu Tode verängstigte Tiere. Die Frauen schrien nicht mehr, stumm hockten sie am Boden und starrten vor sich hin. Wimmernd drängten sich die Kinder an sie. Einen Augenblick ging eine Bewegung durch die Schar der Gefangenen, als plötzlich eine Frau röchelnd hintenüber sank. Sie hatte in einem unbewachten Augenblick einen Indianerpfeil erfasst, der am Boden lag, und sich die Spitze in die Brust gestoßen. Ein spanischer Soldat gab der Sterbenden mit seinem Rapier den Gnadenstoß.

Der Gouverneur zog den Rest der Truppe und den Tross heran. Mit dem Tross trafen auch die Priester ein: Pater Severinus der Mainzer und zwei spanische Observanzmön-

che. Die Gesichter der Spanier glühten vor Glaubenseifer. Wahrlich, für sie war dieser Zug ins Dorado ein Kreuzzug, zur Ehre Gottes unternommen, den Heiden das Licht des Evangeliums zu bringen, ihre armen, verirrtten Seelen vor der Qual ewiger Verdammnis zu retten. Es war ihnen heiliger Ernst mit ihrer Aufgabe. Sie priesen die Wilden glücklich, über die die Christen wie der Sturmwind Gottes gekommen waren, und beim Anblick des kläglichen Häufleins der Gefangenen empfanden sie nichts als tiefe Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der die armen Seelen durch Not und Trübsal gnädig zu sich zog.

Mit Eifer gingen sie an das Werk der Bekehrung. Der Dolmetscher Alfonso Ruiz sprach den Wilden in der Sprache der Aruak das Glaubensbekenntnis vor. Die Übersetzung war eine Leistung des Bischofs Bastidas, auf die er sehr stolz war. Doch die Wilden sahen verständnislos auf den weißen Mann, der in einer Sprache, die der ihren ähnlich klang, eindringlich zu ihnen sprach.

»Niedergefahren zur Hölle, aufgefahren gen Himmel ...« Ach, die Sprache der Indianer ist zu arm, um so hohe Gedanken auszudrücken! Die Mönche hielten den Täuflingen die gemalten Holztafeln vor, armselige Schildereien. Die Blicke der Wilden starrten erschrocken auf den Gekreuzigten. Doch die weiße Gottesmutter mit dem blauen Mantel und dem Christkind auf dem Schoß - es schien, als dächten sie nach, als gefiele ihnen das Bild der holden Frau.

Pater Severinus' Glaubensunterricht war einfacher. Er lehrte die Indianer das Kreuz schlagen und die Hände falten.

»Sie sind ja noch wie die Kinder«, sagte er. »Der liebe Gott in seiner Gnade wird ihnen auch das schon anrechnen,



wie er's ja auch den Kindlein tut.«

Die Taufe am nächsten Tag ging mit Feierlichkeit vor sich. Pater Severinus und die Mönche taufte die Indianer im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes in einem Bach, wie einst Johannes der Täufer im Jordan taufte. Die Täuflinge erhielten christliche Namen. Die Landsknechte, die ihre Väter, Söhne und Brüder erschlagen hatten, waren die frommen Paten. Es gab einen Martino und Joacimo unter den Getauften. Nach Hans wurde ein Indianermädchen Johanna getauft. Es war ein schwächliches, hübsches Ding, das seinen Paten aus glänzenden schwarzen Augen unverwandt und ohne Furcht ansah.

Die Kräftigsten unter den Gefangenen wurden als Lastträger in die Truppe eingereiht. Es hatte unter den Caquetio, die man von Coro mitgenommen hatte, schon viele Ausfälle gegeben. Gar mancher war zu Tod erschöpft am Weg liegen geblieben, und auch die Peitsche des Trossknechts hatte ihn nicht mehr zum Aufstehen bewegen können. Nun konnten die Lücken ausgefüllt werden, die der Tod in die Trägerschar gerissen hatte. Da schließlich auch reiche Vorräte an Mais- und Maniokmehl erbeutet wurden, konnte man mit dem Erfolg des ersten Kampfes mit den Indianern zu Frieden sein.

Nach drei Tagen erreichte die Expedition den Südrand des Gebirges. Man war jetzt in einer öden Ebene, die fast den Eindruck einer Wüste machte, da der stark salzhaltige Boden kaum eine Pflanzendecke trug. Nur die Hoffnung, das reiche Frauental bald zu erreichen, hielt die Hungrigen und Erschöpften aufrecht. Dann, nach Überwindung der Salzsteppe, kam man wieder in Wald, »Trockenwald« diesmal, aus dem die weißen Stämme der Mimosen hell hervor-

leuchteten. Die mächtigen Bäume des Trockenwaldes, die vielfach im »Sommer« - das heißt in der Trockenzeit - die Blätter abzuwerfen pflegen, begannen jetzt im »Winter«, in der Regenzeit, frisch zu grünen.

Endlich gelangte man in ein breites, von mächtigen, teils bewaldeten, teils kahlen Höhenzügen im Nordwesten und Südosten begrenztes Tal, das ein ansehnlicher Fluss, dem Karibischen Meer zuströmend, durchfloss. Es musste Federmanns »Frauental« sein. Schien auch das Land fruchtbar, von menschlichen Niederlassungen und gar von den schönen Frauen, von denen Federmann und seine Begleiter erzählt hatten, war nichts zu erblicken. Nur dann und wann tauchten einmal in der Ferne ein paar Indianer auf, vielleicht Xidehara, vielleicht auch Angehörige eines anderen Stammes, die beim Erscheinen der Weißen rasch verschwanden.

Estéban Martin riet zur Vorsicht. »Sie sind ein rachsüchtiges Volk, die Xidehara«, sagte er.

Hohermut war wegen des Fußvolkes in Sorge, das er unter Joacimo de la Peña von Coro mit dem Befehl vorausgeschickt hatte, ihn in der Gegend von Barquisimeto zu erwarten. Nirgends hatten sich bis jetzt Spuren gezeigt, die auf den Durchzug einer Truppe schließen ließen. Da außerdem seine Schar dringend der Ruhe bedurfte - viele Reiter waren fieberkrank - beschloss Hohermut, für etwa zwei Wochen ein Ruhelager zu beziehen, zugleich aber einen stärkeren Reitertrupp auszusenden, der Joacimo de la Peña aufsuchen und ihm den Befehl überbringen sollte, sich näher an die Reiterschar heranzuziehen. Zum Führer des Trupps bestimmte er einen Spanier, den Leutnant Oviedo v Valdes. Hans Hauser, Kressel und Fabricius meldeten sich

freiwillig. Dazu gesellten sich außer dem Führer auch noch zwei Spanier und zwei Deutsche.

Es war trotz der Regenzeit ein klarer und beinahe kühler Tag, als der Trupp des Leutnants Oviedo aufbrach, und ein fröhliches, ja nach langer Zeit wieder einmal ein wirkliches Reiten hob an. Denn im gleichen Schritt mit dem Tross durch das Land zu ziehen, das konnte man kaum ein Reiten nennen, auch wenn man dabei im Sattel saß. Nicht weit vom Lager kam die Schar über eine ausgedehnte, fast ebene Savanne. Oviedo setzte sein schönes Araberpfund in Trab. In leichte Staubwolken gehüllt, sprengte die Schar dahin. Haus Hausers Lutz war so übermütig, dass er ihn kaum bändigen konnte. Etwas von dem starken Lebensgefühl seines Reiters schien auf das Tier übergegangen zu sein. Immer wieder fiel der Braune in einen kurzen, tänzelnden Galopp.

Kressel schaute missbilligend hinüber. »Nehmt die Zügel kurz, Hauser!«, sagte er. »Schont Euer Pferd!«

Außer einem verlassenem Pueblo fand man keine Spuren von Indianern. Wo waren die schönen Frauen, von denen Federmann, der Aufschneider und Märchenerzähler, so viel Wesen gemacht hatte?. Hans musste Spottreden der Kameraden über sich ergehen lassen.

»Feinsliebchen ist ausgeflogen«, meinte Kressel.

»Hätten die Frauen gewusst, dass Hans Hauser kommt, sie wären nicht geflohen«, spottete Fabricius.

So vergingen drei Tage. Allmählich gerieten die Reiter in eine gefährliche Sorglosigkeit. Die wilden Xidehara? Sie würden auf gut bewaffnete und berittene weiße Männer schon keinen Überfall wagen. Arglos plaudernd ritten die Kameraden dahin. Die Spanier räkelteten sich lachend und

Zigarros rauchend in den Sätteln. Wahrhaftig, ein Spazierritt schien der Zug ins Dorado!

Plötzlich warf Oviedo die Arme in die Luft und sank mit einem röchelnden Laut vom Pferd. Hans sprang aus dem Sattel und bemühte sich um den Gestürzten, während Kressel das reiterlose Pferd einfing.

Des Spaniers weit geöffnete Augen waren starr, ein Pfeil steckte ihm in der Kehle. Er war tot.

Auf einmal schwirrten von allen Seiten Pfeile durch die Luft. Die Weißen rissen ihre Gäule herum. Aber auf einer Anhöhe vor ihnen erschien ein Haufen Indios, die schreiend Lanzen und Kriegskeulen schwangen. Auch der Rückweg war versperrt.

»Dorthin!«, schrie Fabricius und sprengte die Berglehne hinauf. Eine enge Schlucht nahm die Fliehenden auf und bot fürs Erste Deckung vor den Pfeilen. Fabricius sprang vom Pferd und die anderen folgten seinem Beispiel. Allen erschien es selbstverständlich, dass der hagere deutsche Student mit den flammenden braunen Augen jetzt ihr Führer sein müsse. Auch Kressel ordnete sich unter, obwohl er zehn Jahre älter sein mochte als der Niedersachse.

Das Tal wimmelte plötzlich von nackten, behänden Indianern.

»Der Geier soll sie holen! Wir hätten die Augen besser aufmachen sollen«, knirschte Fabricius.

Die Indianer stürzten sich mit wildem Geheul auf die Leiche des gefallenen Spaniers, und die Christen sahen mit Grausen, wie sie dem Toten die Kleider vom Leib rissen und sich daran machten, mit ihren scharfen Feuersteinmessern die Glieder vom Rumpf zu trennen. Die Verfolgten mussten trotz des abscheulichen Schauspiels verständiger-

weise alles vermeiden, was sie verraten konnte. Aber ehe Fabricius es verhindern konnte, riss ein heißblütiger Spanier die Armbrust von der Schulter und schoss mitten hinein in den Haufen, der sich um den Toten drängte. Ein Indianer brach zusammen. Sofort aber stürmten an die hundert Indianer laut schreiend auf das Versteck der Weißen zu, das der Schuss ihnen verraten hatte.

Fabricius überflog die Zahl seiner Getreuen. Es waren nach Oviedos Tod noch sieben, dazu mit dem Pferd des Gefallenen acht Pferde. Zwei Spanier und ein Deutscher trugen Arkebusen, die übrigen hatten Armbrüste.

Gegen das kleine Häuflein waren die anstürmenden Indianer an Zahl ungeheuer überlegen.

»Nicht zu früh schießen!«, gebot Fabricius. Dann, als die Indianer auf weniger als hundert Schritt herangekommen waren, donnerten die Büchsen, schwirrten die Sehnen der Armbrüste. Ein paar Angreifer fielen, die anderen stutzten. Der Angriff schien abgeschlagen. Doch noch einmal liefen die Indianer an. Diesmal drangen sie bis an den Eingang der Schlucht vor. Es kam zu einem Handgemenge. Ein Indianer zückte schon seinen Speer auf Hans Hauser, aber Fabricius' Rapier war schneller. Mit einem Stich in der Brust sank der Indianer zu Boden. Verwirrt zogen sich die Indianer zurück. Den Belagerten war eine Atempause gegönnt, aber ihre Lage war übel.

»Können wir sie nicht überreiten?«, fragte Fabricius die Gefährten. »Ihr wisst, wie die Wilden die ›Hirschungeheuer‹ fürchten.«

»Unmöglich«, erwiderte einer von den Spaniern, ein Altgedienter, der schon unter Federmann gekämpft hatte. »Auch wenn wir die Vordersten überwältigen, werden sie

uns durch ihre Übermacht erdrücken.«

»Da stecken wir schön in der Mausefalle!«, meinte Kressel.

Hans Hauser sah prüfend an den Wänden der Schlucht in die Höhe. »Da hinauf zu kommen, ist kaum möglich«, meinte er. »Überdies können wir die Pferde nicht im Stich lassen.«

Fabricius nahm wieder das Wort auf: »Die steilen Wände sichern uns aber auch gegen den Angriff aus der Flanke. Freilich, die Indios könnten auf den Gedanken kommen, uns ein paar Felsbrocken von da oben auf den Kopf zu schmeißen. Greifen sie uns aber von vorn an, so werfen wir sie allemal zurück, solange unsere Arkebusiere Munition und unsere Armbrustschützen noch Pfeile haben. Nur sparsam müssen wir mit der Munition sein. Ja, und dann ...« Fabricius wies nach dem Innern der Schlucht. »... in den Rücken könnten sie uns kommen. Sie könnten höher im Gebirge in die Schlucht hinabsteigen ...«

Ein gewaltiges Krachen erschütterte die Luft und schnitt Fabricius das Wort ab. Große Steine schlugen klatschend auf den Boden.

»Da haben wir's!«, schrie Fabricius.

Eine gewaltige Staubwolke erhob sich. Es gab ein großes Durcheinander. Die Pferde bäumten sich auf und waren nur mit Mühe zu bändigen.

»Alle dicht an die Wand!«, gebot Fabricius. Als die Staubwolke sich verzogen hatte, stellte sich heraus, dass zum Glück niemand verletzt war. Auch die Pferde waren unverehrt. Nur waren Menschen und Pferde über und über mit Staub bedeckt.

Die Christen drängten sich eng an die Felswand und zo-

gen auch die Pferde dahin. Gleich darauf ging eine noch größere Steinlawine nieder. Es erwies sich aber, dass hart an der Felswand Menschen und Pferde leidlich Schutz fanden. Nur wer aus der Deckung heraustrat, war in Gefahr, getroffen zu werden. Das ließ sich freilich nicht vermeiden, denn nun gab Fabricius Befehl, den Eingang der Schlucht durch einen Verhau aus Buschwerk und Felsen zu sperren. Alle machten sich an die Arbeit, mit ihren Buschmessern das Gestrüpp abzuhaufen, das reichlich in der Schlucht wuchs. Nur einen Spanier stellte Fabricius als Posten aus, um gegen einen überraschenden Angriff in den Rücken seiner kleinen Schar gesichert zu sein.

Die Dornenhecke wuchs rasch empor.

Fabricius rief Kressel und Hans Hauser zu sich. »Was nun?«, begann er. »Wir sind in einer belagerten Festung. Der Schuss des Spaniers hat uns die ganze Gesellschaft auf den Hals gelockt. Ich will versuchen, mich unter dem Schutz der Nacht in Richtung des Gebirges durchzuschlagen.«

»Unmöglich«, erwiderte Kressel ernst. »Soeben hat uns die Wache am rückwärtigen Verhau gemeldet, dass die Schlucht weiter oberhalb von Indianern wimmelt.«

»So bleibt uns nur die Hoffnung, dass Hohermut uns entsetzt«, sagte Hans Hauser.

»Gewiss«, versetzte Fabricius. »Können wir uns aber so lange halten, bis der Gubernator kommt?«

»Man müsste ihm eine Botschaft senden«, meinte Kressel.

Fabricius rechnete nach. »Wir sind drei Tagesmärsche vom Lager entfernt. Ein Reiter, der Tag und Nacht reitet, kann in zweimal vierundzwanzig Stunden das Lager erreichen. Mindestens ebenso lange dauert es, bis Hohermut

hier sein kann. Was haben wir heute für einen Tag? - Sonntag - ja, wirklich Sonntag. Vor Freitag kann Hohermut nicht eintreffen. Es geht nicht!«, entschied er mit einer Handbewegung. »Heute Nacht brechen wir durch und reiten und schlagen alles nieder, was sich uns in den Weg stellt.«

»Wenn Ihr Befehl dazu gibt, Fabricius, so werde ich Euch folgen, selbstverständlich «, sagte Kressel ernst. »Nur glaubt nicht, dass wir alle sieben durchkommen! Einer vielleicht, auch zwei, drei. Ihr vielleicht oder ich oder Hans Hauser. Der Verlust an Menschen und an Pferden - Ihr wisst, wie unersetzlich sie sind - wird auf alle Fälle groß sein.«

»Wollt Ihr hier zugrunde gehen und Euch von den Indios fressen lassen?«, brauste Fabricius auf.

»Man müsste Botschaft an Hohermut senden«, erwiderte Kressel hartnäckig. »Ein einzelner Reiter schлüge sich vielleicht durch.«

Alle drei schwiegen.

Dann sagte Hans Hauser: »Ich will reiten.«

»Es ist ein Ritt auf Leben und Tod«, warnte Fabricius.

»Ich weiß es«, erwiderte Hans ruhig.

Die Belagerten blieben tagsüber von neuen Angriffen der Indianer verschont. Nur noch einmal ging - glücklicherweise ohne Schaden anzurichten - eine gewaltige Steinlawine nieder, die die Indianer in Bewegung gesetzt hatten. Als die Nacht hereinbrach, rüstete sich Hans Hauser zum Ritt. Er entlastete seinen Hengst den allem überflüssigen Gepäck. Die Kameraden versorgten ihn mit Mundvorrat, so knapp auch ihre eigenen Vorräte waren. Da Hans die Armbrust nicht brauchen konnte und außer ihr nur noch die Machete, das Buschmesser, trug, gab ihm Fabricius sein Ra-



pier. Es war eine prachtvolle Toledaner Klinge. In den Stahl waren die Worte »Patria ac honos« geätzt.

Die Indianer hatten außerhalb des Wirkungsbereichs der Waffen ihrer Feinde ein mächtiges Feuer entzündet, das sie mit lautem Geschrei umtanzten. Vermutlich brieten sie dort den unglücklichen Oviedo. Fabricius war es aber nicht unerwünscht, dass die Wilden, durch das schauerliche Fest angezogen, sich in dichten Scharen um das Feuer drängten. Dadurch wurde ihre Aufmerksamkeit von der Schlucht abgelenkt und die Aussicht größer, dass Hans sich unbemerkt durch den Ring der Belagerer hindurchschleichen könne. Aufmerksam verfolgten die Kameraden das Treiben der Wilden. Glücklicherweise war die Nacht dunkel. Es hatte stark geregnet, und das Tal war von leichten Nebelschleieren erfüllt. Ernst sah Hans Hauser in die Dunkelheit. Kressel, der neben ihm stand, fragte ihn leise, ob für den Fall, dass ihm Unheil zustoße, er, Kressel, irgendjemand etwas ausrichten solle. Hans überlegte. Dann erwiderte er zögernd, dass er ganz allein auf der Welt stehe. Immerhin könne Kressel das da - der Junge nestelte etwas verlegen ein Amulett los, das er am Hals trug - mit einem Gruß der Jungfer Berta Köhler übergehen, die in Konstanz am Münster wohne. Doch hoffe er, es der Jungfer mit Gottes Hilfe noch einmal selbst zurückzubringen. Kressel versprach, den Auftrag zu erfüllen, soweit es in seinen Kräften stehe.

Die Zeit drängte. Kurz vor Mitternacht schien Fabricius der Augenblick gekommen, wo die Tat gewagt werden musste. Das Fest der Wilden war auf seinem Höhepunkt. Schreiend führten sie einen Tanz um das Feuer auf. Offenbar hatte auch die Chicha, das berauschende Getränk, seine Wirkung getan, das die Indios aus gegorenem Mais zube-

reiten pflegen.

Mit möglicher Lautlosigkeit wurde ein Stück des Verhauses weggeräumt, sodass eine Lücke entstand, gerade groß genug, um einen Reiter hindurchzulassen. Hans gab den Freunden die Hand. Die Stahlklinge des Rapiers, das er in der Hand hielt, blinkte matt. Dann glitt der Schatten eines Reiters aus der Schlucht. Hans hielt sich zunächst an der Berglehne, angestrengt in die Dunkelheit spähend. Er konnte nichts vom Feind entdecken. Sollte sich wirklich die ganze Schar schreiend und betrunken um das Feuer drängen? Dann hätte doch vielleicht den Christen der gemeinsame Durchbruch gelingen können? Einen Augenblick überlegte Hans, ob er nicht zurückreiten und Fabricius seine Beobachtung melden sollte. Da ging wie ein Stück Wild ein Indianer vor ihm hoch und rannte schreiend auf das Freudenfeuer seiner Stammesgenossen zu. Zugleich tauchten überall vor dem Reiter dunkle Indianergestalten auf.

»Gott sei mir gnädig!«, murmelte Hans und gab Lutz die Sporen. Drei Indianer, auf die er mit geschwungenem Rapier zuritt, stoben auseinander. Groß war doch immer noch, selbst bei den Xidehara, die Furcht vor den Hirschungehuern der weißen Männer. Hans sah aber jetzt, wie die Wilden vom Feuer auf ihn zuliefen.

Ein Indianer war den anderen weit voraus. Offensichtlich versuchte er Hans den Weg abzuschneiden. Hans spornte das Pferd, aber der Abstand zwischen ihm und dem Wilden verringerte sich immer mehr. Nun war der Indianer auf Speerwurfweite an ihn heran. Hans bückte sich auf den Pferdehals, handbreit über ihm flog der Speer des Indianers und bohrte sich in das Erdreich. Doch kostbare Sekunden waren verloren. Wie eine Katze sprang der Indio den

Reiter an und hängte sich in die Zügel. Hans schlug ihm eine Terz über den Schädel, dass es krachte. Mit einem gelenden Aufschrei ließ der Wilde die Zügel fahren.

Hans sprengte auf den Bach zu, der den Talgrund durchstoß. Gelang es ihm, die andere Talseite zu erreichen, so war viel gewonnen. Er gab Lutz die Sporen, um über den Bach zu setzen. Doch da geschah das Unerwartete, dass der aufgeregte Hengst das Hindernis verweigerte. Hans schlug ihm die flache Klinge über die Kruppe, aber das Pferd bäumte sich nur steil in die Höhe, sodass Hans Mühe hatte, im Sattel zu bleiben. Immer näher hinter sich hörte er die Rufe der Indianer. Es blieb ihm nichts übrig, als bachaufwärts zu galoppieren. Das Pferd keuchte. Versagte es, so war Hans verloren. An einer schmälern Stelle des Baches setzte er noch einmal zum Sprung an. Diesmal sprang das Pferd, aber beim Landen auf dem jenseitigen Bachufer stürzte es in die Knie. Hans kam aus dem Sattel, hatte aber Geistesgegenwart genug, das Pferd am Zügel zu halten, das sofort wieder aufsprang. Blitzschnell schwang sich der Reiter wieder in den Sattel. Ohne Bügel und Zügel, die Linke in der Mähne des Braunen, in der Rechten das blutige Rapier, so galoppierte er auf einen Wald zu, der den jenseitigen Talrand dunkel begrenzte. Hinter sich am Bach hörte er das Geschrei der Wilden. Es klang schon entfernter. Hatten sie seine Spur verloren? Gaben sie die Verfolgung auf? Hans wagte es kaum zu hoffen.

Einen Augenblick später nahm ihn der schützende Wald auf. Hans atmete tief. Gott sei Dank, es war geglückt, der Durchbruch durch den Ring der Belagerer gelungen! Hans saß ab und untersuchte, ob Lutz bei dem Sturz eine Verletzung davongetragen hatte. Er konnte aber außer einer

leichten Hautabschürfung am rechten Knie, die nur wenig blutete, nichts weiter entdecken. Doch die Flanken des braven Pferdes flogen. Hans beschloss, längere Zeit Schritt zu reiten. Jetzt kam alles darauf an, dass Ross und Reiter einen achtundvierzigstündigen, so gut wie ununterbrochenen Ritt durchhielten. Der Gedanke, dass er erschöpft am Wege liegen bleiben könne, trieb Hans den kalten Schweiß auf die Stirn.

»Es muss gehen, um der Kameraden und um meinetwillen«, murmelte er vor sich hin. Er versuchte, sich nach den Sternen, die da und dort durch das Blätterdach schimmerten, zu orientieren. Immer hatte er sich etwas zugut getan auf seinen Ortssinn. Doch jetzt würgte ihn die Angst, dass er sich in Nacht und Dunkelheit verreiten könne. Mit gespannter Aufmerksamkeit starrte er in die Dunkelheit. Noch am Vortag hatte er mit den Kameraden den gleichen Wald durchritten. Da war ihm der Weg nicht weit erschienen, aber nun wollte er kein Ende nehmen. Gespenstig ragten die Stämme und Äste in die Dunkelheit. Auch den Kühnsten konnte eine leise Bangigkeit ankommen, so mutterseelenallein zur Nacht im indianischen Wald.

Tapfer kämpfte der Einsame solche Anwandlungen nieder. Längst hatte er es aufgegeben, den Hengst zu lenken. Er überließ sich dem Instinkt des Tieres, das leise schnaubend seinen Weg suchte. Hans beugte sich auf den Hals des Pferdes. »Lutz«, flüsterte er, »halt aus, Lutz!« Einmal stutzte das Pferd. Hans strengte seine Augen an, um die Dunkelheit zu durchdringen, konnte aber nichts erkennen als etwa in Mannshöhe einen dicken Ast. Plötzlich aber überlief ihn Grauen und Ekel, als sich das, was er für einen Ast gehalten hatte, langsam fortbewegte. Es war eine jener rie-

sigen Baumschlangen, die Hans schon häufig auf seiner Fahrt ins indianische Land begegnet waren, ohne dass sie im hellen Tageslicht einen besonderen Eindruck auf ihn gemacht hätten.

Endlich war der Wald durchritten. An einem seltsam geformten Bergkegel, den die Kameraden auf ihrem allzu sorglosen Ritt zur Linken gehabt hatten und den Hans jetzt zur Rechten lassen musste, konnte er sich im Gelände zu rechtfinden. Allmählich begann es zu dämmern.

Reiten, reiten, reiten! Wo immer es ging, fiel Hans sin einen ruhigen Reisetrieb.

Dazwischen lagen viele Strecken, wo Lutz seinen Weg schrittweise suchen oder Hans das Pferd am Zügel führen musste.

»Schont Euer Pferd!« Auch in seinem verzweifelten Drang, vorwärtszukommen, vergaß Hans die Mahnung des getreuen Kressel nicht. Um die Zeit der größten Mittagshitze gönnte er dem Pferd und sich eine Stunde Rast. Er aß ein paar Bissen Cassavebrot, Lutz ließ er ein wenig grasen.

»Nun habe ich schon die Hälfte«, sagte er sich. Aber belog er sich nicht selbst?

Reiten, reiten! Es kommt der Nachmittag und der Abend, dann die zweite Nacht. Ross und Reiter sind todmüde, aber Hans hielt die Zügel kurz und die Augen offen. Einen Augenblick blieb ihm vor Schreck fast das Herz stehen. Ihm war, als lahme sein Pferd, aber Gott sei Dank, es war nur eine Täuschung. Immerhin saß er ab und führte das Tier eine ganze Weile. Mühsam stolperte er vorwärts, das Pferd hinter sich am Zügel. Bei Tagesgrauen fand er den Platz, wo sie nach dem Aufbruch aus dem Lager zum ersten Mal

gerastet hatten. Ein Aschehaufen bezeichnete die Feuerstelle, um die sie sich am Abend essend, plaudernd und rauchend gelagert hatten. Wie

mochte es den Kameraden in der Schlucht zumute sein, belagert von blutgierigen Indianerscharen? Waren sie noch am Leben? Rechneten sie noch auf ihn, seine Willenskraft und Treue? Hans überlegte, dass sie bis zum ersten Rastplatz acht Stunden gebraucht hatten. Mit seinem müden Pferd konnte er den Weg nicht in kürzerer Zeit zurücklegen. Also konnte er frühestens am Nachmittag im Lager eintreffen. Ein, zwei Stunden später konnte eine Reiterschar aufbrechen, stark genug, um die Belagerten zu befreien. Reiten, reiten!

Gegen Nachmittag war Hans am Ende seiner Kraft. Im Sattel nickte er sekundenlang ein. Die müden Sinne gaukelten ihm Bilder vor von der Sturmnacht auf dem Meer, von der Meuterei in Coro und der Verfolgung des jungen Indianers, vom Elternhaus in Konstanz am See. Ein paar salzige Tropfen rollten ihm über die Wangen. Waren das Tränen? Er wischte sie nicht ab. Er betete die Litanei. Mühsam formten seine trockenen, verdursteten Lippen die Worte. Doch dann reckte er sich mit letzter Kraft im Sattel auf. »Herrgott, erbarm dich meiner!«, schrie er in die brütende Mittagstille. Höhnisch hallte von den Felsen das Echo wider.

Doch was war das? Rief da nicht jemand?

»Hallo!«, schrie Hans, dass ihm am mageren Hals die Adern schwellten. Und wieder antwortete aus weiter Ferne ein Ruf. Das war kein Indianerschrei. Ein Jodler war es, wie ihn die Allgäuer Hirten auszustoßen pflegen, wenn sie das Vieh auf die Alm treiben.

Hans verspürte einen Schwindel. Nur nicht noch schwach

werden! Am Horizont tauchten drei Reiter auf. Sie ritten Hans entgegen. Noch hatten sie ihn nicht bemerkt, aber die Entfernung zwischen ihm und den Reitern wurde kleiner. Dann sahen sie ihn und hielten auf ihn zu. Hans erkannte den Vordersten: Philipp von Hutten.

Im Nu waren die Reiter bei ihm.

»Helft, helft!«, rief Hans. »Fabricius, Kressel! Dort ... dort ...« Er wies in die Richtung, aus der er gekommen war, dann stank er ohnmächtig vom Pferd.

Am vierten Tag nach Hans' Ausritt aus der Schlucht - die Spanier nannten sie später *Valle del muerte*, Todesschlucht - war die Lage der Eingeschlossenen verzweifelt. Immer wieder stürmten die Indianer mit ungeheurer Tapferkeit gegen die Verhaue an. Jedes Mal wurde der Angriff abgeschlagen. Die Gefallenen lagen vor den Verhauen, vom Feuer, das die weißen Männer schleuderten, wie vom Blitz der Götter getroffen, den nie fehlgehenden Pfeil eines Armbrustschützen in der Brust. Die rot und schwarz bemalten Gesichter der anstürmenden Wilden waren wutverzerrt. Grässlich war ihr markerschütterndes Geschrei. Jedes Mal, wenn der Feuerstrahl in den dicht gedrängten Sturmhaufen fuhr, gab es ein tolles Durcheinander. Die einen drängen in Angst und Schrecken zurück, die anderen trieben umso wilder vorwärts. Unter den vordersten Angreifern bemerkten die Weißen immer wieder einen fast zierlichen Indianer, der trotz seiner Jugend den Rang eines Anführers oder Häuptlings zu bekleiden schien. Darauf deuteten die besonders prächtige Federkrone auf seinem Kopf und der grüne Stein, den er in der Unterlippe trug, anscheinend ein Smaragd von ungewöhnlicher Größe. Zweimal hatte Fabricius die Armbrust auf den Indianer angelegt, zweimal verfehlte der

unersetzliche Pfeil sein Ziel. Fabricius knirschte vor Zorn. Wahrhaftig, man konnte glauben, der Teufel habe seine Hand im Spiel!

Am Morgen des vierten Tages ließen die Angriffe der Indianer plötzlich nach. Die Belagerten hofften schon, dass die Indios unverrichteter Dinge abziehen würden. Doch als ein Spanier vorsichtig über das Verhau spähte, flogen ihm sofort ein paar Pfeile um den Kopf. Aufmerksamem denn je beobachteten die Indianer den Schluchtausgang. Nur schießen sie sich nun auf das Aushungern der Festung verlegen zu wollen. Eine furchtbare Gefahr! Die mitgenommenen Vorräte waren längst verzehrt, die trockene Schlucht bot den Verschmachtenden keinen Tropfen Wasser. Schweren Herzens entschloss sich Fabricius, das Pferd des erschossenen Spaniers schlachten zu lassen. Das Fleisch, roh heruntergeschlungen, schmeckte fade und widerlich, und das Blut stillte nicht den Durst. Der in der Hitze rasch verwesende Kadaver des Pferdes und die Leichen der gefallenen Indianer erfüllten die Luft mit einem abscheulichen süßlichen Geruch.

Noch schlimmer war der sich allmählich bemerkbar machende Munitionsmangel. Schon hatten die Büchenschützen ihr letztes Pulver verschossen. Was noch übrigblieb, war eine kleine Zahl von Pfeilen für die Armbrüste. Kam nicht bald Entsatz, so war das Häuflein dem sicheren Untergang geweiht. Sie wussten es alle. In den Pausen zwischen den Angriffen der Indianer brüteten sie dumpf vor sich hin. Zum hundertsten Mal rechnete Kressel die Zeit nach, die Hans bis zum Lager brauchte und Hohermut bis zur Todesschlucht. Am Sonntag war Hans Hauser fortgeritten. Es war bereits Freitag um die Mittagsstunde, und nir-



gends zeigte sich Hilfe.

Finster wandte sich Fabricius an Kressel. »Wir hätten den Durchbruch wagen

müssen. Warum widersetzt Ihr Euch, Kressel? Euer Rat war nicht tapfer und nicht einmal klug.«

In Kressels Gesicht zuckte es. »Ich sagte es Euch schon einmal, dass Ihr hier zu befehlen habt, Fabricius, und nicht ich. Ich habe Euch die Gründe nicht verschwiegen, die gegen den Versuch des Durchbruchs sprachen. Und schließlich: Hans Hauser wird Hilfe bringen.«

Fabricius zuckte mit den Achseln. »Wisst Ihr denn überhaupt, ob Hauser durchgekommen ist?«

»Hans Hauser wird uns Hilfe bringen«, wiederholte Kressel.

Gegen Abend rüsteten die Indianer zum entscheidenden Angriff. Sie zündeten ein mächtiges Feuer an. Die Belagerten zweifelten nicht daran, dass die Indianer versuchen würden, den Verhau in Brand zu stecken und sie wie Füchse auszuräuchern. Sicher würde das trockene Dorngebüsch wie Stroh brennen. Sie waren, geschah nicht ein Wunder, verloren. Keiner sprach es aus, aber jeder war entschlossen, bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Nur nicht lebend in die Hände dieser Bestien fallen!

Fabricius ließ die letzten Pfeile gleichmäßig verteilen. So erwarteten die sechs weißen Männer den letzten Kampf. Feuerbrände schwingend näherten sich die Indianer. Dieses Mal waren die Donnerrohre stumm. Die vordersten Angreifer schleuderten die Feuerbrände in den Verhau. Flammen züngeln knisternd empor. Im beizenden Rauch standen die Weißen. Einem Indianer, der durch Rauch und Flammen einbrach, stieß Kressel den Dolch in die Kehle.

Ruhig zielten die Armbrustschützen. Kein Pfeil verfehlte sein Ziel.

Ein Deutscher brach aufstöhnend zusammen. »Ade, Kameraden!« waren seine letzten Worte.

Fabricius' Gesicht war maskenhaft starr. Mit einer Ruhe, die fast nicht mehr menschlich war, legte er Pfeil um Pfeil auf die Armbrust, zielte, drückte ab. Nur noch eine kleine Weile, und er würde den letzten Pfeil auflegen, den allerletzten.

Da plötzlich, was war das? War das nicht ein Schuss? Hundertfach gaben die Felsen den Knall zurück.

»Sie kommen«, schrie Fabricius in plötzlich ausbrechender wilder Erregung.

»Ich wusste es«, sagt Kressel ruhig.

Unruhe kam in die Angreifer. Die Belagerten hörten sie wild durcheinander schreien. Wieder dröhnten Schüsse, diesmal eine ganze Salve. Die Indianer waren plötzlich fassungslos. So wild ihr Ansturm gerade gewesen war, so toll war nun die Flucht. Als der Boden unter den Hufen galoppierender Pferde dröhnte, erfasste sie maßloses Entsetzen. Die Reiter kreisen die Fliehenden ein. Wie eine Herde Schafe trieben sie etwa zweihundert Indianer zusammen. Der Rest entkam in der Dunkelheit.

An der Spitze der Reiter galoppierten Hutten und neben ihm Hans Hauser, der statt des übermüdeten Lutz ein frisches Pferd ritt. Haus verfolgte einen Indianer, der schnellfüßig wie ein Hirsch vor ihm floh. Einen Augenblick später erreichte er ihn. Er packte ihn am Haar und schleifte ihn eine Strecke weit neben dem Pferd her. Dann warf er die Zügel einem Kameraden zu, sprang vom Pferd und stürzte sich auf den Gefangenen. Er sah in weit aufgerissene

schwarze Augen. Der Indianer trug einen großen grünen Stein in der Unterlippe. Kein Zweifel, es war der Xidehara, den er damals in Coro aus den Händen seiner Verfolger rettete.

Das Zusammentreiben der gefangenen Xidehara war schrecklich. Die Soldaten, die deutschen und erst recht die spanischen, behandelten die Besiegten roh und grausam. Je zehn wurden sie aneinander gebunden. Hans Hauser wandte sich unwillkürlich ab, als harte Landsknechtsfäuste auch den stolzen Indianerjüngling packten und fesselten, den er gefangen hatte. Keine Miene im Gesicht des jungen Indianers verriet seine Empfindungen. Schweigend ließ er sich binden.

Dann ließ Philipp von Hutten die Verteidiger der Todeschlucht zu sich kommen. Hans stand an seiner Seite. Bewegt begrüßten sich die Kameraden. »Brav seid Ihr geritten, sehr brav!«, flüsterte Kressel, Hans Hauser die Hand drückend.

Auch Philipp von Hutten reichte einem jeden die Hand. Dann forderte er sie höflich auf, das Mahl mit ihm zu teilen. Gierig stürzten sich die Verhungerten auf die kärglichen Speisen. Das trockene Cassavebrot, das zähe, in der Sonne getrocknete Hirschfleisch, die süßen Kartoffeln schmeckten ihnen wie Götterspeise. Die Ehre, mit dem Feldhauptmann, dem Ranghöchsten nach dem Gubernator, zu tafeln, machte Hans Hauser und Kressel schweigsam und befangen. Fabricius aber geriet unversehens mit dem fränkischen Ritter in einen gelehrten Diskurs. Lateinische Wörter flossen ein. Wiederholt vernahm der ehrerbietig aufhorchende Hans das Wort Aristoteles. Doch auch an die Spanier richtete Philipp von Hutten das Wort in ihrer Mut-

tersprache, die er gut beherrschte.

Am Nachmittag des nächsten Tages traf Hohermut mit dem Rest des Expeditionskorps ein. Er gab Befehl, die gefangenen Xidehara, soweit sie nicht als Träger nötig waren, unter die Christen als Sklaven zu verteilen. Der Kapitän Francisco de Velasco erkannte sofort in dem jungen Xidehara mit dem Smaragd in der Unterlippe den Gefangenen wieder, der ihm in Coro entflohen war. Er verlangte ihn für sich, stieß aber dabei zu seinem maßlosen Erstaunen auf den Widerstand des halben Knaben Hans Hauser.

»Ihr seid nicht bei Trost, Señor«, sagte Velasco verächtlich.

»Und ich sage Euch, Kapitän, dass der junge Xidehara mir gehört«, erwiderte Hans trotzig.

Blass vor Zorn rief Velasco die Entscheidung des Führers an. Hohermut sprach, nachdem er die Streitenden angehört hatte, den Xidehara Hans Hauser zu. Der Spanier fügte sich, aber er warf seinem Rivalen einen hasserfüllten Blick zu.

Haus gab dem Verschmachteteten vor allen Dingen einmal zu essen und zu trinken. Der Wilde erholte sich bald. Er hatte ein schönes, männliches Gesicht, die Backenknochen standen nur wenig vor. Bloß um die Mundwinkel war er ein wenig blau tätowiert. Goldbraun schimmerte die Haut, und die schwarzen Augen blickten ohne Furcht auf den weißen Mann, der nun sein Herr war. Der Indio aß und trank ohne Hast und Gier. Dann begann Hans Hauser ein Gespräch mit ihm. Seine Kenntnisse des Aruak reichten für eine Verständigung leidlich aus. So erfuhr er die einfache Lebensgeschichte des Indios. *Zischende Viper*, so ist sein Name, ist in der Tat so etwas wie ein Adliger, Sohn eines

Kaziken der Xidehara. Seinen Vater hatten ihm die Sklavenjäger bei einem Überfall auf das heimatische Pueblo erschlagen.

»Nehmt Euch in acht vor dem rachsüchtigen Wilden!«, warnte Kressel. »Der bringt Euch noch einmal um.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Hans. »Er hat etwas von der Treue eines Hundes in den Augen. Auch verdankt er mir sein Leben.«

Am Abend schmetterte die Trompete des Sebastian Luck lustig durch das Lager. Den Aufhorchenden verkündete Luck in deutscher und spanischer Sprache, dass der Führer ernannt habe:

Joachim Fabricius zum Leutnant an des gefallenen Oviedo Stelle,

Hans Hauser zum Kornett,

worauf hinfort von allen gebührend zu achten sei.

Hans trieb der Stolz die Röte ins Gesicht. »Und Ihr, Kressel?«, wandte er sich an den Kameraden.

Kressel lächelte. »Es kann nicht nur Offiziere, es muss auch Gemeine geben«, erwiderte er ruhig.

Fabricius näherte sich mit einem Zinnbecher spanischen Weines, den er irgendwo beim Tross aufgetrieben hatte. »Ich habe Euch abzubitten«, wandte er sich an Kressel.

»Ist nicht der Rede wert«, erwiderte der Hesse.

»Wir wollen Blutsbrüderschaft trinken«, sagte Fabricius ernst. Mit dem Rapier ritzte er sich den Arm und ließ ein paar Tropfen Blut in den Becher rinnen. Hans Hauser und Martin Kressel folgten seinem Beispiel.

Fabricius brachte den ersten Spruch aus: »Auf Karolus' des Fünften, deutschen Kaisers und hispanischen Königs, und unserer Führer Georg Hohermut von Speyer und Phi-

lipp von Huttens Wohl!«

Martin Kressel tat den zweiten Spruch: »Auf Deutschland, unsere Heimat!« Hans Hauser machte den Abschluss: »Auf treue Freundschaft bis in den Tod!« Dann reichten sie einander die Hände.

Das bösartige Wechselfieber griff in der Truppe immer mehr um sich. Nur mit Mühe konnten sich die Kranken noch auf den Pferden halten. Mit gelben Gesichtern, von rasendem Durst geplagt, hingen sie in den Sätteln. Was halfen die Quacksalbereien Jakob Schmitz', des lustigen Kölner Barbiers, dagegen! Seine Hauptkunst, ja eigentlich seine einzige, bestand darin, seine Patienten zur Ader zu lassen. Keiner ahnte, dass in der Rinde eines unscheinbaren Baums, dem man häufig begegnete, das Heilmittel schlummerte, das Chinin, mit dem eine spätere Zeit das Tropenfieber so erfolgreich bekämpfen sollte.

Kornett Hans Hauser ritt nun bei den Führern. Trefflich beritten, wie er war, verwendete ihn Hohermut gern als Ordonnanzoffizier. Alle hatten den jungen Konstanzer gern, nur Velasco hasste ihn. Sogar die Fieberkranken lächelten matt, wenn Hans ihnen im Vorbeireiten ein freundliches Wort zurief oder einen Becher Wasser reichte, den selbst zu schöpfen sie zu schwach waren. Sein schneidiger Ritt hatte ihm die Herzen der Reiter gewonnen. Keiner, auch der Altgediente nicht, verweigerte dem jüngsten Offizier der Truppe die schuldige Achtung, wenn auch mancher an Jahren sein Vater hätte sein können.

Abends am Lagerfeuer saß Hans Hauser mit den Freunden, mit Fabricius und Kressel, zusammen. Sie redeten sich nun untereinander mit dem vertraulichen Du an. Mitten unter ihnen hockte *Zischende Viper*, der Xidehara. Er sprach

kein Wort, aber seine Augen hingen unverwandt an seinem Herrn. Was ging in seiner Seele vor? Hasste er den Weißen, der ihn der Freiheit beraubt hatte? Hing er an ihm, wie der Hund an dem Herrn, der ihn aus Raubtierkrallen befreit hat? Sah und empfand er auch nur, dass ihn sein junger Herr besser behandelte als die rohen und grausamen Landsknechte seine Stammesgenossen? Niemand vermochte die Gedanken des Schweigsamen zu erraten.

Manchmal gesellte sich Estéban Martin zu den Freunden. Wenn das Feuer am Erlöschen war, in dem zur Abendmahlzeit das Fleisch eines Aguti oder eines Paca geröstet worden war, und sich über den vier Männern der tropische Sternhimmel in seiner unbeschreiblichen Pracht wölbte, dann geschah es wohl, dass der Pfadfinder ins Erzählen kam. Stockend sprach er zunächst, wie widerwillig, aber dann überkam ihn mächtig die Erinnerung. Voll Rührung sprach er von Ambrosius Ehinger, dem ersten welserischen Statthalter, dem er schon als Pfadfinder bei der berühmten Expedition ins Tal des Magdalena gedient hatte.

»Glaubt mir, Señores«, sagte er, »damals am großen Strom, am Magdalena, standen wir an der Pforte des Dorado! Wäre euer tapferer Landsmann nicht dem Giftpfeil eines Indianers erlegen, vielleicht lebte ich jetzt in Glanz und Reichtum im Land des vergoldeten Königs.«

»Was hält Euch hier, Don Estéban?«, wandte sich Kressel an den Pfadfinder. »Ihr seid keiner der Jüngsten mehr. Verspürt Ihr keine Sehnsucht nach der Heimat, nach einem beschaulichen Dasein, nach dem Frieden eines stillen Hauses?«

Estéban schüttelte den Kopf. »Nein, Don Martino«, sagte er hart. »Ihr wisst, es sind nicht Goldgier und Ruhmsucht,

die mich in die Wildnis treiben. Aber ich habe zu lange mit Pflanze und Tier und wilden Indianern in der Freiheit zusammen gelebt, als dass ich je wieder in einer dumpfen Straße zu Valladolid, wo man kaum ein Stückchen Himmel sieht, unter feigherzigen Krämern hausen könnte. Hier im indianischen Land will ich leben, will ich sterben und einstmals begraben sein.«

Er erhob sich. »Gute Nacht, Señores!«, sagte er und wandte sich langsam zum Gehen.

Barquisimeto! Die Züge der Kranken beleben sich, die Gesunden spornen unwillkürlich ihre Pferde, wenn das Wort fällt. Barquisimeto, das ist die Indianerstadt, die Federmann als erster weißer Mann betreten hat. Nahrungsmittel in Hülle und Fülle hatten ihm die friedfertigen Indianer gebracht und Gold »ob dreitausend Pesos, welches bei fünftausend Gulden Rheinisch tut, nicht aus Furcht, sondern um ihre Herrlichkeit damit zu beweisen«. So hatte er geschrieben. Kein Wunder, dass Barquisimeto den erschöpften Soldaten Hohermuts wie das Land der Verheißung erschien. Ein paar Altgediente vertrösteten die Ungeduldigen, dass es nur mehr Stunden dauern könne bis dahin, wo das Frauental sich nach Süden öffne und der großen Indianersiedlung Platz gewähre.

Eines Abends - es dunkelte schon - schnupperte Martin Kressel, der mit Hans Hauser und Fabricius ritt, in die Luft. »Es riecht brenzlich«, meinte er. »Sicher sind wir nicht mehr weit von dem Indianer nest mit dem unaussprechlichen Namen. Sie braten schon den Hirsch, mit dem sie uns empfangen wollen.«

Fabricius schüttelte den Kopf. »Es stinkt mehr nach verbranntem Holz, Martin. Was mag da brennen? Der Wald



kann es nicht sein, der ist zu feucht dazu.«

Als die Truppe ein wenig später das Lager für die Nacht aufschlug, war der Himmel im Süden wie von einer gewaltigen Feuersbrunst gerötet. Die schaurig-schöne Erscheinung gab zu den seltsamsten Vermutungen Anlass. »Ein Feuer speiender Berg«, sagten die einen, »der Eingang zur Hölle«, raunten abergläubisch die anderen. »Dort bricht das höllische Feuer aus der Erde und verzehrt alles Lebendige.«

Hohermut befahl Hans Hauser beritten zu sich. Er fand auch den Führer und Hutten zu Pferde.

»Folgt uns, Kornett!«, gebot Hohermut.

Die drei ritten auf den glühenden Schein zu, der den Himmel weithin erhellte. Dunkel standen ihre Gestalten in der ungewissen Helligkeit. Sie folgten dem Ufer eines Baches, der in vielen Windungen der Ebene zustrebte. Dann klotzten die Pferde leise schnaubend einen Hügel hinauf. Da - plötzlich - lag vor den Reitern ein Flammenmeer. Vor ihnen brannte die Indianerstadt, brannte Barquisimeto. Zerstört waren alle Hoffnungen auf reiche Verpflegung und kostbare Beute. Ein Aschehaufen, von allem Lebendigen verlassen, das war Barquisimeto, das Land der Verheißung.

Hans sah auf Hohermut. Der Feuerschein spielte auf der Sturmhaube des Gubernators und beleuchtete sein unbewegliches Gesicht. Keine Miene verriet, was in ihm vorging. Dann wendete er das Pferd und ritt zum Lager zurück. Hutten und Hans Hauser folgten ihm schweigend.

Noch in der Nacht berief Hohermut die Hauptleute zu sich. »Lasst keine Mutlosigkeit aufkommen, Señores!«, gebot er. »Ich lasse jeden in Ketten legen, der von Umkehr

spricht. Ein Rückmarsch über das Gebirge wäre unser Untergang. Ewige Schande, wenn wir verzagen wollten! Vor uns liegen unsterblicher Ruhm und unermessliche Reichtümer, vor uns liegt das Dorado. Nach Süden führt der Weg. Es gibt keinen anderen für Männer von Ehre. Vorwärts!«

Sanchez de Murga, der älteste Hauptmann, ergriff das Wort: »Wir folgen Euch, Don Jorge! Wir verlassen Euch nicht!«

»Wir verlassen Euch nicht!«, riefen auch die anderen durcheinander, und Francisco de Velasco hob die Hand zum Schwur. »Bei der heiligen Gottesmutter, ich will nicht rasten noch ruhen, bis ich das Dorado gefunden habe!«

»Ich danke euch, Señores«, sagte Hohermut. »Ich habe es nicht anders von euch erwartet.«

Grüßend zogen sich die Hauptleute zurück.

Am nächsten Tag betrat die Truppe die ausgebrannte Indianerstadt. Enttäuschung spiegelte sich auf allen Gesichtern. Selbst Jakob Schmitzens Witze verfehlten heute ihre Wirkung. Die Reiter blickten trübsinnig auf die Aschehaufen am Wege, aus denen Rauch quoll und da und dort noch Flammen emporzüngelten. An dem Umfang der Trümmer war zu erkennen, dass hier ein paar Hundert, vielleicht ein paar Tausend Indianer gehaust hatten, wohl ein ganzer Stamm, der im fruchtbaren Tal ohne Mühe seinen Lebensunterhalt fand. Jetzt waren die Eingeborenen in alle Winde zerstoßen, von Entsetzen gepackt vor den weißen Männern, deren Nahen sie wohl durch flüchtende Xideharas erfahren hatten. Vorher aber hatten sie ihr heimatliches Pueblo angezündet. Sie hatten ganze Arbeit getan, die Bewohner von Barquisimeto, um die gefürchteten und gehassten Fremdlinge aller Hilfsmittel zu berauben. Nicht nur die

Hütten, auch alle Anpflanzungen von Mais, Kartoffeln, Hirse hatten sie vernichtet, alle Vorräte zerstört. Reiterstreifen, die Hohermut aussandte, fanden keine Spur von den Flüchtigen.

Missmutig wühlten die Soldaten in dem Brandschutt, in der Hoffnung, etwas Essbares zu finden oder wenigstens goldenes Gerät. Hatten nicht die Bewohner Barquisimeto vor fünf Jahren den Nikolaus Federmann fürstlich beschenkt? Wo hatten die Heiden, die Gott verdammen möge, den Schmuck, die Edelsteine verborgen?

Aus einer halbverbrannten Hütte zerrten ein paar Reiter ein altes Indianerweib hervor. Ihr Auge starrte irr. Sie sprach Worte vor sich hin, die niemand verstand, auch der Dolmetscher nicht. Sie klangen dumpf und drohend.

»Eine Hexe«, murmelten die deutschen Landsknechte und bekreuzigten sich. »Sie weiß, wo das Gold ist«, riefen einige. »Man muss ihr den bösen Geist austreiben, von dem sie besessen ist«, schrien ein paar Spanier.

Man holte den Pater Severinus und drang in ihn, dass er den Teufel austreibe, der die Indianerin plage. Dem guten Pater war nicht wohl zumute. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, dass das arme Weib krank sei und der Herrgott sich seiner erbarmen werde auch ohne sein, des Paters, Zutun. Doch er wagte nicht, dem Drängen der Soldaten zu widerstehen.

»In nomine patris et filii et spiritus sancti!«, begann er zögernd.

Die Indianerin sah den Priester, der ihr das Kruzifix vorhielt, aus irren Augen verständnislos an. Dann brach sie plötzlich in ein gellendes Lachen aus. Es klang wie das Meckern eines Ziegenbocks.

Nun waren die Soldaten, Deutsche und Spanier, nicht mehr zu halten. »Sie muss brennen, die Hexe!«, brüllten sie.

Vergeblich versuchte Hans Hauser die Unglückliche zu retten. »Seht ihr denn nicht, dass sie eine Wahnsinnige ist?«

»Hört nicht auf ihn! Hört nicht auf den Ketzer!«, schrien die Landsknechte und drängten Hans zur Seite, der sich schützend vor die Unglückliche gestellt hatte.

Der Priester wagte nicht, sich den Wütenden zu widersetzen. Ein Scheiterhaufen war bald errichtet und die Indianerin an den Pfahl gebunden. Während die Flammen emporleckten, lag Pater Severinus auf den Knien und betete inbrünstig: »Gott, erbarme dich ihrer, Christi, erbarme dich ihrer!«

Plötzlich sprang Hauptmann Velasco vor. Sein Gesicht war von wilder Gier verzerrt. »Wo ist das Gold, verdammte indianische Hexe?«, schrie er in die Flammen.

Das Lachen der Gemarterten klang so grausig, dass selbst Velasco sich verfärbte. Sein gelbes Gesicht wurde ganz grau. Dann erstickte das Prasseln der Flammen das Ächzen der Sterbenden.

Am 16. Juni, an der Boca de los Llanos, da, wo der Rio Cojedes den südlichen Gebirgsrand durchbricht, um sich der Ebene zuzuwenden, traf man endlich mit dem Fußvolk zusammen.

Peñas Truppe war in keiner guten Verfassung. Mancher brave Landsknecht war dem Fieber und den Pfeilen der Indianer erlegen. Die Überlebenden sahen übel aus. Die Kleidung war zerrissen, die Waffen waren schartig. In jämmerlichem Zustand war das Schuhwerk. Viele gingen barfuß, andere hatten sich nach Indianerart Sandalen aus den Blattstielen der Mauritiuspalme gemacht. Bei manchen hatten

sich Sandflöhe unter den Fußnägeln eingenistet und schlimme eiternde Wunden erzeugt. Aber in der Freude des Wiedersehens wurde das alles kaum beachtet.

Im Angesicht der unermesslichen Llanos hielt der Gouverneur eine Truppschau ab. Es war immer noch eine stattliche Schar, die vor dem Führer in Reih und Glied stand. Freilich, die Gesichter waren hager, gebräunt von der Sonne, ausgedörrt vom Fieber, und den Gäulen standen die Beckenknochen weit heraus. Aber in den Mienen, auf denen das Auge des Führers prüfend ruhte, lag wilde Entschlossenheit. Sie werden ihm nachjagen, unermüdlich, bis sie ihn fangen, den »Goldenen«, diese deutschen und spanischen Landsknechte, und müssten sie ihn aus den Klauen der Hölle holen.

An einem rasch errichteten Feldaltar las Pater Severinus die Messe. Alle sanken auf die Knie und beteten inbrünstig. Sie beteten um glückliche Heimkehr, um ein seliges Ende, sie beteten, dass Gott sie das Dorado finden lasse und Gold, Gold, viel Gold. Dann ließ Hohermut die letzten Schweine der aus Coro mitgenommenen Herde schlachten - viele Tiere waren auf dem Marsch an einer Seuche eingegangen - und einige Weinschläuche öffnen. Das reichliche Mahl und der feurige Wein hoben die Stimmung gewaltig. Die Deutschen sangen ihre geliebten Landsknechtslieder und umringten den Kölner Barbier, der wieder einmal seine Schnurren und Späße zum Besten gab. Die Spanier hörten nachdenklich einem jungen Offizier, dem Leutnant Cevallos, zu. Er sang mit schöner Stimme Romanzen aus seiner andalusischen Heimat.

Auf dem letzten in die Ebene vorgeschobenen Hügel aber standen die drei Freunde und blickten in die unermessliche

Ferne. Ein überwältigendes Bild bot sich ihnen dar. Nach Westen verlor sich das Gebirge in bläulichem Dunst. Es sandte in die Llanos noch einige Ausläufer vor, wie vorgeschobene Festungswerke. Zu Füßen des gewaltigen Gebirges aber breitete sich majestätisch wie das Meer die Ebene. Unzählige Bäche und Flüsse, matt schimmernd wie Silberbänder, durchschnitt sie. In das hellere Grün des Grases schoben sich wie Zungen die dunkelgrünen Waldstreifen, die die Flussläufe begleiteten und sich da und dort zu größeren Waldflächen zusammenschlossen.

Blutrot versank am westlichen Horizont die Sonne. Von ihrem Schein waren die Wellen des Rio Cojedes gerötet, der in unzähligen Windungen in die Ebene hinausströmt und sich am Horizont im Dunst verliert. Schwärzliche Schatten stiegen auf. Rasch sank die Nacht herein. Über den Häuptern der Freunde spannte sich der Sternenhimmel. Tief am nördlichen Horizont grüßten die Sterne der Heimat. Im Süden, dort, wo das Dorado liegt, glänzte herrlich das Kreuz des Südens.

Am nächsten Tag begann der Marsch durch die Llanos. Langsam schoben sich Reiter, Fußvolk und lasttragende Indianer, ein schier endloser Zug, durch das mannshohe Gras. Prachtvolle Blüten leuchteten daraus hervor, viel reicher und üppiger als daheim in Deutschland die Wiesenblumen im Frühling. Aber die gewaltigen Grasebenen hatten nicht die Lieblichkeit deutscher Frühlingswiesen. Das wilde Durcheinander von frischem und welkem Gras und blattlosem Buschwerk gab der Landschaft eine stumpfe graugrüne Farbe von beklemmender Eintönigkeit.

Der Marsch war beschwerlich. Das Gras bildete keine zusammenhängende Fläche. Der Boden war bedeckt mit zahl-

losen einzelnen Grasflecken, zwischen denen überall die schwarze Erde sichtbar war. Die Pferde stolperten, der Fuß strauchelte. So drückend war die feuchte Hitze, dass man kaum atmen konnte.

*Zischende Viper*, der gefangene Xidehara, erwies sich als unschätzbare Gefährtin. Niemand sah ihn lachen oder auch nur lächeln, aber er schleppte unverdrossen die Last, die Hans ihm aufbürdete, und kein Lauf der Klage kam über seine Lippen. Müdigkeit, Hunger und Durst schien er nicht zu kennen. Hans Hauser konnte sich bald in der Sprache der Aruakstämme gut mit ihm verständigen, ja selbst ein paar Worte Deutsch lernte der Indianer. Es war vielleicht das erste Mal, dass die Lippen eines Indianers deutsche Laute bildeten. Häufig brachte der Indio Wurzeln, Beeren, Früchte herbei, die, wenn sie auch keine Leckerbissen waren, wenigstens den Hunger stillten. Zwar gab es seit einiger Zeit reichlich Fleisch - ganze Rudel von Spießhirschen standen in dem hohen Savannengras und waren eine leichte Beute - aber das Brot fehlte und am schlimmsten war der Mangel an Salz.

Manchmal musste auch ein Affe sein Leben lassen. *Zischende Viper*, der überraschend schnell die Armbrust zu handhaben gelernt hatte, nachdem man sie ihm einmal anvertraut hatte, war ein trefflicher Schütze.

Freilich, die Deutschen mussten erst ihren Ekel überwinden, wenn ihnen der Xidehara den abgebalgten oder gar nur abgesengten Affen im Ganzen gebraten oder gekocht vorsetzte. Sie kamen sich wie Kannibalen vor, die ein kleines Kind fraßen. Es war eine trockene und zähe Speise. Ein umso köstlicherer Leckerbissen war ein saftiger Tapirrücken. Namentlich in der Nähe der Flussläufe traf man häu-

fig die fetten Rüsseltiere und stellte ihnen eifrig nach.

Allmählich ging der Winter zu Ende, der »Sommer« begann, die Trockenzeit. Sehr rasch veränderten die Llanos ihr Aussehen. Der Boden, in dem Mensch und Tier vor wenigen Wochen noch versanken, war hart, trocken und rissig geworden, das Gras, von der Sonne verbrannt, gelb und dürr. Eine ungeheure Hitze brütete über der Ebene, die ringsum zum Himmel anzusteigen schien.

Am Horizont, der wie eine Wellenlinie war, verschmolzen Erde und Himmel miteinander. Es war völlig windstill, aber trotzdem bildeten sich infolge der ungleichmäßigen Erwärmung der Luft kleine Sandwirbel, die die unerträgliche Hitze steigerten. Der scharfe Staub drang in die Poren der Haut und erzeugte schmerzhaft blutende Schrunden. Nichts unterbrach die unendliche Fläche als die zahllosen Mauritiuspalmen, die über sie zerstreut waren. Durch die trockenen Nebel- und Dunstschichten gewahrte man undeutlich ihre Stämme, die wipfellos schienen wie Schiffsmasten. Das Bild der Landschaft war so einförmig, dass das Auge keinen Punkt fand, an dem es den Weg messen konnte. Immer wieder tauchten diese Palmstämme vor dem Blick auf, die einander so ähnlich waren, dass man sie nicht unterscheiden konnte. Keinen Ruhepunkt fand das Auge, und den Wanderer überkam das trostlose Gefühl der Ziellosigkeit seines Marsches.

»Durst, Durst!«, stöhnten die Fieberkranken. Man hatte sie wie Quersäcke auf die Pferde gebunden, ein jämmerlicher Anblick. Doch auch die Gesunden kamen fast um vor Durst. Wie lange würde sie das Fieber noch verschonen?

Seit Stunden ritten die Freunde nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen. Die Zunge klebte am Gaumen, der Spei-



chel schmeckte gallenbitter. Das ausgedörrte Gehirn konnte keinen Gedanken mehr fassen. Von Zeit zu Zeit warf Fabricius einen prüfenden Blick auf Hans Hauser. Das Gesicht des jungen Konstanzers war gelb, vor der grellen Helligkeit hatte er die Augen geschlossen. Er taumelte im Sattel. Manchmal ging es wie ein kalter Schauer durch seinen Körper.

»Bist du krank?«, fragte Fabricius.

»Nein, nein«, erwiderte Hans Hauser, »nur durstig.« Mit eiserner Willenskraft hielt er sich aufrecht.

Ein Ruf kam von der Spitze des Zuges. Sie hatten einen Tümpel gefunden, in dem noch ein wenig fauliges, laues Wasser stand. Die Soldaten warfen sich mit wilder Begierde zu Boden und pressten hastig die trockenen, zersprungenen Lippen in das bisschen Feuchte. Auch Hans Hauser zog es unwiderstehlich hin.

»Bleib weg«, warnte der Freund, »du holst dir den Tod!« Er drängte Hans Hauser einen Schluck Wasser auf, den er noch in einem kleinen Schlauch aus Ziegenhaut bei sich trug. Vor Tagen hatte er ihn gefüllt, als die Truppe den Masparro überschritt, und den letzten Schluck wie eine Kostbarkeit gehütet. Gierig trank Hans Hauser.

Die lasttragenden Indianer, je zehn aneinandergefesselt mit Ketten, die um den Hals gingen, heulten von Zeit zu Zeit wie wilde Tiere auf. »Vorwärts, vorwärts - avante, avante!«, schrien die deutschen und spanischen Trossknechte und schwangen die Peitschen. Doch immer wieder brach ein Unglücklicher unter seiner Last zusammen. Man nahm sich kaum Zeit, den Gestürzten von der Fessel zu lösen. Die Last verteilte man eilig auf andere Träger. Der Zusammengebrochene blieb liegen, die Beute eines langsamen

und qualvollen Todes. Niemand gönnte ihm auch nur den Gnadenstoß.

Nachts aber, wenn die Truppe völlig erschöpft lagerte, machten die Sklaven immer wieder den Versuch zu fliehen. Manchem Flüchtling fuhr der Bolzen eines Armbrustschützen oder die Kugel eines Arkebusiers in den Rücken. Andere fingen die verfolgenden Reiter wieder ein. Man tötete sie wohl nicht alle - dazu waren sie zu wertvoll - aber an den Schwächeren, die nicht mehr voll verwendbar waren, wurden zur Abschreckung der anderen schreckliche Leibesstrafen vollzogen.

Schauerlich klangen die Phantasien der Fieberkranken. In ihrem Stammeln mischten sich wilde Flüche mit kläglichen Gebeten und wilden Selbstanklagen. Immer aber kehrte ein Wort wieder: »Dorado, Dorado!« Sie winselten es, sie stießen es hervor in Zorn und Wut: »Dorado, Dorado ...«

In den zackigen Gebilden, die der heiße Dunst am Horizont hervorzauberte, sahen sie die Stadt des Goldenen mit Zinnen, Brücken und Türmen - Gold, Gold und ... Wasser, Wasser, Wasser!

Unter den Gesunden aber entstand eine gefährliche Gärung. Was sollten sie in dieser trostlosen Wildnis? Niemals würden sie hier den Goldenen finden. Üppige Fluren? Indianer, die in goldstrotzenden Rüstungen gehen? Eine Wüste war dieses Land, und wo man auf Indianer stieß, waren es armselige Wilde, die tierisch in elenden, schmutzstarrenden Hütten dahinlebten. *Was führt uns Hohermut hierher? Er taugt nicht zum Führer! Wären wir doch lieber mit Federmann gezogen!*

Den Gubernator trafen finstere Blicke, wo er sich zeigte. Er wusste, worum es ging. Wohl herrschte eiserne Mannes-

zucht in diesem Landsknechthaufen. Es war ein ehernes Gesetz: Wer den Gehorsam verweigerte, wurde gehängt. Trotzdem ging immer der Geist der Meuterei um und es bedurfte stählerner Willenskraft und größter Klugheit, den ungebärdigen Haufen im Zaum zu halten.

Hohermut traf kaltblütig seine Maßnahmen. Vor allen Dingen bildete er aus den Verlässlichsten für sich und Hutten eine Art Leibwache. Selbstverständlich gehörten auch die Freunde dazu. Der Offiziere, auch der spanischen, glaubte er sicher zu sein, mit Ausnahme höchstens des undurchdringlichen Velasco.

Eines Abends rastete die Truppe nach einem fürchterlichen Durstmarsch mitten in der grenzenlosen Einöde. Seit Tagen war ein paar elende Kaktusfeigen ihre einzige Nahrung. Die Soldaten waren halbtot vor Durst. Sie hatten kein Feuer angezündet. Wozu auch? Dumpf hockten sie in kleinen Gruppen am Boden. Plötzlich erhob sich Lärm. Der Hauptmann Sanchez de Murga war mit einem Landsknecht wegen irgendeiner Nichtigkeit in einen Wortwechsel geraten. Er drohte dem Unbotmäßigen, dass er ihn dem Steckenknecht übergeben würde. Der Bedrohte schwieg trotzig. Doch ein drohendes, gefährliches Murren, wie das gereizter wilder Tiere, wurde ringsum laut. Sanchez de Murga erbleichte. Er wich zurück, Fäuste ballten sich hinter ihm.

An diesem Abend sprang zum ersten Mal das Wort auf: »Umkehren!« Niemand wusste, wer es zuerst sprach. Keiner sagte es laut, aber einer flüsterte es dem anderen zu. *Umkehren! Zurück ans Meer, zurück nach Coro! Mag uns ein elendes Leben in dem jämmerlichen Küstennest erwarten - besser leben, als hier in der Wüste elendig verdursten! Umkehren! Um-*

*kehren!*

Das Wort wuchs vom leisen, entfernten Brausen zum heulenden Sturm. Noch in derselben Nacht stand ein Haufen schreiender, wild erregter spanischer Landsknechte vor dem Gubernator, der ihnen mit seinen wenigen Getreuen entgegentritt. »Umkehren!«, brüllte die Menge. »Zurück nach Coro!«

Hohermut blieb völlig ruhig. Mit eisiger Höflichkeit wandte er sich an die Tobenden. »Gefährten, Freunde! Ich hätte niemals erwartet, dass ihr, die kühnen Konquistadoren, den Mut verlieren würdet, weil einmal ein paar Tage lang Lebensmittel und Wasser knapp sind. Es ist schade, dass ihr umkehren wollt. Hätten Cortez und Pizarros Soldaten gedacht wie ihr, so wären Mexiko und Peru nimmermehr erobert worden. Es scheint, sie waren zäher und geduldiger als ihr, darum erwarben sie sich auch unermessliche Reichtümer. Ihr aber - es ist schade - werdet nun leider als Bettler an die Küste zurückkehren. Vergesst übrigens nicht, dass der Rückweg voller Gefahren ist! Seit drei Wochen marschieren wir durch die wasserlose Einöde. Nun gut, wir werden wohl vier Wochen brauchen, bis wir auf dem Rückmarsch den Masparro erreicht haben! Würden wir dagegen nach Süden weitermarschieren, so kämen wir vielleicht in ein paar Tagen an einen Fluss, in acht, in zehn, in zwölf Tagen vielleicht. Wirklich, es ist schade, aber es werden nun wohl andere, Zähere das Dorado erobern müssen.«

»Woher wisst Ihr, dass wir in zehn oder zwölf Tagen einen Fluss erreichen werden«, schrie eine Stimme aus dem Dunkel. »Wir lassen uns nicht foppen.«

Lärmende Zustimmung wurde laut.

»Ich weiß es, Armseliger«, rief Hohermut mit plötzlich verwandelter Stimme, »weil ich auf den Allmächtigen vertraue, der dem Tapferen hilft und ihm das ewige Leben schenkt, den Feigen aber, den Lumpen zur Hölle fahren lässt. Er hat Euren tapferen und frommen Vätern die Mauern in die Hand gegeben, damit sein Reich auf Erden vermehrt werde. Er wird Euch das Land der Indianer schenken mit all seinen Reichtümern, wenn Ihr die Prüfungen besteht, die er in seiner unergründlichen Weisheit über Euch verhängt. Doch wehe Euch, wenn Ihr lässig werdet im Dienst für Christus und das Kreuz!«

Eine Bewegung entstand. Hohermut fühlte, dass seine Worte Eindruck gemacht hatten. »Edle Spanier, Enkel Eid Campeadors, erweist Euch würdig Eurer Ahnen!«, fuhr er fort. »Vertraut auf den Allmächtigen! Morgen mit Tagesanbruch marschieren wir - nach Süden, nach Süden, zum Wasser, zum Dorado. Gott und die heilige Jungfrau!«

Der Ruf der Landsknechte klang nicht donnernd wie einst auf der Plaza zu Coro. Aus verdursteten Kehlen drang er widerwillig, misstönend in die schwüle Nacht. Nur zögernd zerstreute sich der aufrührerische Haufen.

Unendlich langsam ging der Marsch weiter nach Süden durch die glühenden Ebenen. Fortwährend war das Häuflein müder und kranker weißer Männer von Indianern umschwärmt, die sie immer kecker angriffen. Einmal entdeckte Fabricius auf einem Erkundungsritt ein größeres Pueblo. Da buchstäblich nichts Essbares mehr vorhanden war, gab Hohermut Befehl, die Siedlung in der Nacht zu überfallen. Doch die vom Fieber und Hunger geschwächten Christen, die Fabricius an den starken Dornenverhau heranführte, der das Dorf umgab, wurden von den Indianern zurückge-

schlagen. Unter Verlust von drei Reitern und fünf Pferden musste sich Fabricius zurückziehen. Eine Niederlage - die erste - im Kampf mit den Indianern! Hohermut machte dem geschlagenen Führer keine Vorwürfe, als er ihm mit gesenktem Haupt Bericht erstattete, aber sein Gesicht war todernt.

Fabricius warf sich völlig erschöpft neben Kressel und Hans Hauser auf den Boden. Lange schwieg er. Dann stieß er ein einziges Wort hervor: »Umkehren!«

Kressel erwiderte nichts, aber Hans Hauser sprang auf. »Du, Joachim, du willst umkehren?«

»Umkehren!«, knirschte Fabricius. »Oder wir gehen in diesem gottverdammten Land alle miteinander zugrunde.«

Hans Hauser schwieg betroffen. Sprach der Freund nicht aus, was er selbst dachte, fortwährend, unablässig? Schon seit ein paar Wochen war er krank, ohne dass es jemand wusste, ohne dass er klagte. Es war kein körperliches Leiden, keine Erschöpfung, kein Fieber. Es war eine so sinnlose Sehnsucht, dass er sie körperlich spürte und manchmal in wilder Qual aufstöhnte. Er hatte Heimweh. Die Tränen kamen ihm, wenn er an Konstanz dachte, an den See, an einen frischen Wintertag. War es nicht gerade Winter in Deutschland, wo die Schneeflocken leise auf die Dächer der spitzgiebligen Häuser, die Türme, die Straßen der alten Stadt niederrieseln und alles in ihr weißes Gewand hüllen?

Doch nein, er wollte nicht verzagen! »Hohermut wird umkehren«, sagte er leise, »wenn keine andere Möglichkeit mehr bleibt.« Die beiden anderen schwiegen.

Lange noch lag Hans Hauser wach und starrte in den Himmel. Im Gras raschelten Schlangen. Er war zu müde, um sich Gedanken darüber zu machen. Fledermäuse segel-

ten schwerfällig durch die Luft. Hans hatte Heimweh. Er fühlte, wie sich sein Herz schmerzhaft zusammenzog. Deutschland, ach, Deutschland. Endlich schlief er ein.

Es war der zehnte Tag nach jener Nacht, in der Hohermut mit den meuternden Soldaten verhandelte, und immer noch fand man kein Wasser. Kein noch so dürftiges Rinnsal kreuzte den Weg der Truppe, die in eine braunrote Staubwolke gehüllt durch das Land schleicht wie ein Leichenzug.

»In acht, in zehn, in zwölf Tagen werden wir an das Wasser kommen!« Fast verschworen hatte sich der Gouverneur. Fand man kein Wasser, heute oder morgen oder übermorgen, dann lodert der Aufruhr in hellen Flammen auf. Hohermut und seine Getreuen wussten es. Sie ritten schweigend nebeneinander mit finsternen Mienen und zusammengepressten Zähnen.

Am Abend wurde Hohermut gemeldet, dass ein spanischer Soldat - einige wollten wissen, er sei eigentlich ein Portugiese - seine Kameraden aufgehetzt habe, am nächsten Tag den Weitermarsch zu verweigern. Hohermut packte sofort zu. Er gab dem Profos Befehl, den Meuterer zu verhaften. Noch in der Nacht trat das Kriegsgericht unter dem Vorsitz Estéban Martins zusammen. Es erkannte auf Todesstrafe, die alsbald vollstreckt wurde, nachdem Pater Severinus dem Verurteilten die Absolution erteilt hatte. Am nächsten Morgen zog die Truppe schweigend an dem Baum vorüber, daran der Unglückliche hingte. Zwischen den bleckenden Zähnen war die Zunge sichtbar und gab dem Totengesicht den Ausdruck einer höhnisch verzerrten Fratze.

Fünf Stunden später wies Estéban Martin nach Süden. Ein

schwarzer Streifen erhob sich am Horizont.

»Wald«, sagte er ruhig zu dem neben ihm reitenden Hans Hauser, »Wald und Wasser.«

Ein Schrei der Erlösung ging durch die Truppe: »Wald und Wasser, Wasser, Wasser ...!«

Die Gier beflügelte die Schritte, aber es dauerte noch Stunden, bis der Waldrand erreicht wurde. Es war nur ein schmaler Waldstreifen. Dann stand die Expedition an einem Fluss, der selbst jetzt in der Trockenzeit reichlich Wasser führte. Die Soldaten stürzten zum Ufer. Gierig tranken sie, und die Deutschen tummelten sich alsbald schreiend und lachend im Wasser, der gefährlichen Karaibenfische ungeachtet und der Kaimane, die auf einer Sandbank faul in der Sonne lagen.

Den Spaniern freilich ist solch nacktes Treiben ein unkeuscher heidnischer Gräuel. Mauren mögen baden, die Söhne des »unreinen« Mohammed. Für Spanier und Christen schickt sich's nicht.

Bald klangen fröhliche Axtschläge durch den Wald. Hütten wurden gebaut, denn es war selbstverständlich, dass man hier längere Zeit rasten würde. Die trostlose Stimmung war alsbald verflogen. Heute prassen, morgen fasten, heute Herr, morgen Knecht, heute rot, morgen tot: Das ist so Landsknechtlos. Einige machten sich sofort an den Fischfang. Im Wasser watend, trieben sie die Fische in eine Bucht, wo das Wasser flach war. Freilich war das ein gefährliches Unternehmen, denn die Karaibenfische sind trotz ihrer Kleinheit schlimme und gefräßige Räuber, die mit ihren scharfen Zähnen Mensch und Tier ganze Fetzen aus dem Fleisch reißen. Doch auch riesige Welse von phantastisch abscheulichem Aussehen zappelten bald hilflos auf



dem Sand. So hässlich sie sind, sie schmecken vortrefflich.

Aber der glückliche Tag sollte nicht zu Ende gehen ohne ein neues Missgeschick. Man hatte die Pferde gegen Abend ins Wasser getrieben. Der ungewohnte Lärm und die trampelnden Pferdehufe weckten eine Menge Zitteraale, die im Schlamm versteckt geruht hatten. Wütend stürzten sich die braungelb gefärbten Aale, die wie Wasserschlangen durch das Wasser schossen, auf die Störer ihres Schlafes, drängten sich unter die Pferdeböcke und versetzten den erschreckten Tieren ihre schlimmen elektrischen Schläge. Die Pferde gerieten in eine ungeheure Aufregung. In Todesangst, wiehernd, mit gestäubten Mähnen drängten sie zum Ufer, wo viele wie gelähmt von den Schlägen zusammenbrachen. Zwei Pferde aber, die offenbar von den Schlägen betäubt waren, ertranken vor den Augen der Soldaten, die selber aus Angst vor den gefährlichen Wassertieren ihnen nicht zu Hilfe zu kommen wagten. Zwei Pferde verloren; das war viel schlimmer, als wenn zwei Dutzend Indianersklaven zugrunde gegangen wären.

Hohermut rief die Führer zu einer Beratung zusammen.

»Was ratet Ihr zu tun, Señores?«, fragte er.

So wie bisher konnte der Marsch nicht fortgesetzt werden, darüber bestand Einmütigkeit. Die Kranken waren für die Truppe ein unerträglicher Ballast. Vor allem aber mussten die Vorräte ergänzt werden, bevor man an einen weiteren Vormarsch in das unbekannte Gebiet denken konnte. Fleisch war hier, wo der Wald von Wildbret aller Art wimmelte, ohne große Mühe zu beschaffen. Man trocknete es in der Sonne, die es in kurzer Zeit vollkommen ausdörrte, noch bevor es in Fäulnis übergehen konnte, oder briet es auf dem »Bratständer«, bis es von einer steinharten schwar-

zen Kruste umgeben war. Doch der Mehlhunger war unbeschreiblich und noch größer die Begierde nach Salz. Schließlich das Wichtigste: Träger waren nötig, frische, kräftige Träger in großer Zahl. Das alles, Mehl, Salz, Träger konnten aber nur erbeutet werden im Kampf mit den Indianern. Von Umkehr sprach niemand mehr.

Hohermut bestimmte Belasco - Fabricius biss sich auf die Lippen - als Führer eines starken Erkundungstrupps, der in das Gebirge vordringen und, was man brauchte, erbeuten sollte. Die Vorbereitungen wurden so beschleunigt, dass Belasco schon nach wenigen Tagen mit einem starken Reitertrupp aufbrechen konnte, die anderen voll Hoffnung auf das vielberufene Glück des tapferen Spaniers im Lager zurücklassend. Selbstverständlich hatte Belasco Hans Hauser nicht mitgenommen, auch Fabricius und Kressel blieben im Lager.

Nach drei Wochen kehrte Belascos Trupp zurück. Außer einem deutschen Reiter, der im Kampf gefallen war, fehlten der Führer, ein spanischer Offizier, Leutnant Cevallos, und ein spanischer Reiter. Die Zurückgekehrten berichteten, dass Belasco mit Cevallos und dem Reiter noch weiter in das Gebirge vordringen wolle. Jedermann wusste, zu welchem Zweck: um einen Pass über das Gebirge zu finden.

Der Pass über das Gebirge! Von ihm sprach jedermann in der Truppe seit vielen Wochen. Seit sich die Expedition der Kordilleren näherte, an deren Ostfuß sie nun schon seit Wochen dahinzog, schweiften die Blicke unablässig an den himmelhohen Felswänden in die Höhe. Man hatte die Indianer schlecht genug verstanden, wenn man sie nach dem Dorado fragte, aber immer wieder sprachen sie von einem reichen Land »hinter den Bergen« und wiesen gen Westen.

Einer raunt es dem anderen zu: »Dahinter, hinter der Felsenmauer der Kordilleren, liegt das Dorado, nicht vor uns in den sonnenglühenden Llanos. Nur den Pass muss man finden, den Pass, auf dem man das Gebirge überqueren kann!«

Die Beute, die Belasco gemacht hatte, war so überaus reich, dass Hohermut geneigt war, dem Hauptmann seine Eigenmächtigkeit zu verzeihen. Sie bestand aus über hundert Indianern, aus großen Vorräten an Mais und Maniokmehl und Salz in einer, wenn nicht großen, so immerhin ansehnlichen Menge. Hohermut verteilte selbst die seltene Kostbarkeit, um allem Streit vorzubeugen.

Belasco kehrte erst am letzten Tag des Jahres mit dem Reiter zurück - unverrichteter Dinge. Er meldete dem Führer mit finstern Gesicht, dass alle seine Bemühungen, einen Pass zu finden, vergeblich gewesen seien. Leutnant Cevallos sei bei dem Versuch, mit seinem Pferd über eine Schlucht zu setzen, in die Tiefe gestürzt und umgekommen.

Es war seltsam, dass man in der Truppe der Erzählung Belascos keinen Glauben schenkte. Der jugendliche Cevallos, ein tapferer Soldat, glänzender Reiter und guter Kamerad, war bei den Soldaten ebenso beliebt, wie der finstere, mürrische Belasco verhasst war. Man versuchte von dem anderen Begleiter Belascos, dem spanischen Reiter, Näheres zu erfahren, aber Fernando Piedrahita, ein wortkarger Kastilianer, schwieg beharrlich. Bald wurde gemunkelt, dass es beim Tod Cevallos' nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, ja dass Belasco selbst seine Hand dabei im Spiel gehabt habe.

Eines Tages berichtete ein junger Deutscher, dass er nicht

weit vom Lager in den Llanos einen Reiter erblickt habe. Er sei erstaunt, ja tödlich erschrocken gewesen. Als er dann auf die Erscheinung zugeritten sei, habe sich der Reiter wie ein Gespenst in Luft aufgelöst. Der Brave log nicht. Dass ihn eine Luftspiegelung genarrt hatte, die ihm das Bild eines berittenen Kameraden vorgegaukelt hatte, der selbst unter dem Horizont für ihn unsichtbar blieb, das konnte der wackere Schwabe ja nicht wissen. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dem seltsamen Erlebnis des Deutschen durch das Lager.

»Cevallos hat sich gezeigt. Er kann keine Ruhe finden, bevor sein Tod gerächt ist«, so flüsterten und raunten die Soldaten.

Auch Belasco hörte von der unheimlichen Erscheinung. Sein Gesicht blieb unbewegt.

Ein paar Tage später wollte ein spanischer Soldat Cevallos gesehen haben, wie er nachts durch das Lager schritt. Niemand dachte daran, dass der Soldat schon lange schwer fieberkrank war und im Fieberwahn Gespenster gesehen haben mochte.

Hans Hauser war nicht abergläubisch, aber die Erzählungen der Soldaten ließen ihm keine Ruhe. Immer musste er an den schönen, jungen spanischen Offizier denken, der ein so klägliches Ende gefunden hatte. In der dritten Nacht nach dem Tod des Fieberkranken konnte er nicht schlafen. Es war sehr dunkel, der Mond stand im letzten Viertel. Gegen Abend hatte es angefangen, stark zu wetterleuchten. Eine unbezwingliche Unruhe quälte den jungen Kornett. Schließlich erhob er sich und begab sich zum Ausgang des Lagers gegen das Gebirge hin. Man hatte nämlich, um gegen einen überraschenden Angriff gesichert zu sein, das

Lager mit einem starken Dornverhau umgeben, in dem nur zwei bei Tag und Nacht scharf bewachte Lücken offen gelassen worden waren. Als *Zischende Viper*, der Xidehara, merkte, dass sein Herr sich erhob, folgte er ihm lautlos. Hans Hauser beschloss, sich von der richtigen Aufstellung der Posten zu überzeugen. Ein dunkles Gefühl sagte ihm, dass in dieser seltsamen, unheimlichen Nacht größte Wachsamkeit vonnöten sei. Er fand die Wachen an der Westpforte des Lagers in toller Aufregung. Mit schlotternden Knien berichteten sie, dass Cevallos' Geist sich wieder gezeigt habe, am Waldrand, nicht weit vom Lager entfernt. Hans strengte seine Augen an. Er konnte aber nichts erkennen als den Wald, der hundert Schritt vor ihm wie eine dunkle Wand aufragte.

»Ihr habt geträumt«, wandte er sich an die Soldaten.

Doch da verschlug es ihm den Atem. Ein Blitz tauchte sekundenlang das Lager und dessen Umgebung in helles Licht. Im weißen Schimmer erkannte Hans deutlich am Waldrand einen Reiter. Er war kastilianisch gerüstet mit Sturmhaube und ledernem Koller.

»Cevallos!«, wollte er rufen, aber die Stimme versagte ihm. Die Landsknechte hielten entsetzt die Hände vor die Augen. Ja, einige warfen sich zu Boden und drückten wimmernd vor Angst das Gesicht in die Erde. Auch Hans lief ein Grausen über den Rücken. Zufällig traf sein Blick den Xidehara an seiner Seite. Auch der Indianer bebte am ganzen Körper, doch schienen ihn andere Gefühle zu bewegen als die Weißen. Er stieß raue Kehllaute aus, die Hans nicht verstand, und dazwischen kam immer wieder das »Herr, Herr«, das Hans ihn gelehrt hatte und das in seinem Munde wie »Eherr, Eherr« klang.

»Was willst du, *Zischende Viper*?«, fragte Hans, von dem seltsamen Benehmen seines Sklaven auf das Tiefste beunruhigt. War der Indianer nicht wie ein wildes Tier, das Gefahr wittert?

Mit leidenschaftlichen Gebärden wies der Indianer in die Nacht. Hans verstand ihn nicht, er sah nichts mehr in der wieder hereingebrochenen völligen Dunkelheit. Was wollte der Indianer nur?

Plötzlich überkam Hans eine würgende Angst. »Gott und die heilige Jungfrau!«, schrie er gellend den Alarmruf.

Schläfrig wurde da und dort der Ruf aufgenommen. Bewegung kam in das schlafende Lager. Dunkle Gestalten liefen durcheinander. Jetzt vernahm man auch Sebastian Lucks Trompete.

Gleichzeitig mit dem Trompetensignal aber erhob sich von allen Seiten wildes Indianergeheul. Geführt von einem Reiter in spanischer Tracht, stürzte sich ein Haufen Indianer auf die Lücke im Verhau, wo Hans Hauser stand. Er vergaß, die Armbrust von der Schulter zu reißen. »Cevallos!«, rief er dem Anstürmenden voll Entsetzen entgegen. Im nächsten Augenblick war der Reiter an seiner Seite, das blitzende Rapier über ihm schwingend. Hans sah in ein hassverzerrtes, blau und rot bemaltes Indianergesicht. Er wich dem Hieb aus, der wirkungslos in die Luft ging, aber er wäre verloren gewesen, wenn nicht *Zischende Viper* dem Pferd in die Zügel gefallen wäre, das sich hoch aufbäumte und seinen Reiter abwarf. Im Nu stürzte sich der Xidehara auf den am Boden Liegenden und entriss ihm die Waffe. Die Angreifer, ihres Anführers beraubt, stutzten. Allmählich wich von den Soldaten das lähmende Entsetzen. »Cevallos Geist« - ein Indianer von Fleisch und Blut! Sie

schämten sich. Tapfer wehrten sie im Nahkampf die noch andringenden Eingeborenen ab. Hier war der Indianerüberfall gescheitert.

Doch soviel man in der Dunkelheit erkennen konnte, benannten die Indianer das Lager von drei Seiten. Überall tobte der Kampflärm, in den sich jetzt auch klatschende Schüsse mischten. Kommandorufe der Christen tönnten in das Gebrüll der Wilden, dazwischen riefen sich die Weißen, da in der Dunkelheit Freund und Feind kaum zu unterscheiden waren, mit der Parole an oder sie schrien auch nur: »Deutsche hier, hier Deutsche !« Über all dem Lärm wimmerte immer noch Sebastian Lucks Trompete.

Als Hans Hauser sah, dass er an der Pforte des Lagers nicht mehr nötig war, tappte er mit dem Xidehara in der Richtung auf die Hütte des Gubernators, die in der Mitte des Lagers lag. Dabei wäre er um ein Haar von einem aufgeregten Spanier erschossen worden. Dicht an ihm vorbeiging die Kugel.

»Narr!«, schrie Hans, ehrlich wütend, dem verdutzten Schützen zu.

Endlich stand Hans Hauser neben Hohermut. Der Gubernator hatte vor allen Dingen einmal das halb erloschene Feuer vor seiner Hütte wieder anfachen lassen. Der Schein beleuchtete ihn und Fabricius, dessen Fähnlein - fast nur Deutsche - sich soeben um ihn sammelte. Hutten war nicht da, offenbar steckte er im Kampfgetümmel.

Der Führer erwiderte Hansens Gruß gelassen, ja höflich. Dem großen, blonden, bärtigen Mann war keine Aufregung anzumerken. Eine heiße, bewundernde Liebe quoll in Hansens Herz auf. Diesen Mann wollten sie einen Krämer schelten? War er nicht ein Held, tapfer wie nur einer, der

Leidenschaftlichste im Angriff, der Besonnenste und Ruhigste in der Verteidigung, zuversichtlich, wenn alle verzagten, verlässlich und treu, unbeugsam und stahlhart? Mit ruhiger Stimme gab er Fabricius, der salutierend vor ihm stand, seine Befehle. Mit einer Handbewegung entließ er ihn.

Fabricius' Fähnlein stürzte sich mit Wut auf den Feind. Aber auf einer Seite waren die Indianer schon tief in das Lager eingedrungen. Es gab ein tolles Durcheinander. Plötzlich sah sich die kleine Schar um den Führer von einem Indianerhaufen angegriffen. Die paar Weißen mussten sich im Kampf Mann gegen Mann mit dem Rapier verteidigen. Hans stand dicht neben Hohermut. Der blonde Deutsche focht ausgezeichnet. Elegant schlug er seine Terzen, Quarten und Finten. Hans, schweißbedeckt und keuchend, wehrte sich wütend, entschlossen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Einmal sah er schon die Kriegskeule eines Indianers über sich. Da brach der Wilde ächzend zusammen. Hans warf einen Blick auf den Kameraden an seiner Seite, der den tödlichen Streich geführt hatte. Es war *Zischende Viper*.

Endlich kam Bestärkung. Hutten führte sie herbei. Nun wendete sich das Blatt.

Die Indianer flohen in größter Bestürzung, von den Bluthunden verfolgt, die man auf sie hetzte. Allmählich ließ der Kampfflärm nach. Nur da und dort, wie nach einem Brand die Flamme manchmal von Neuem empor züngelt, erhoben sich noch einmal Geschrei und Lärm, um bald wieder zu verstummen. Dann wurde es still. Man hätte glauben können, es sei nichts geschehen, wenn nicht die Lagerfeuer hell gebrannt hätten, obwohl es auf den Morgen ging, und



wenn nicht die Landsknechte aufgeregt in Gruppen zusammengestanden wären, die Ereignisse der Nacht besprechend.

Am nächsten Morgen zog Hohermut die Bilanz des Kampfes. Der Überfall war abgewehrt, der Feind zurückgeschlagen, Gefangene waren gemacht worden. Ihre Zahl war nicht groß. Sie betrug außer jenem Reiter siebenunddreißig Eingeborene, alle vom Stamm der Cuebas. Die eigenen Verluste waren schwer: drei Tote, sieben Verwundete. Es war jedoch zu befürchten, dass auch die Verwundeten noch sterben würden. Bei allen machte sich die Wirkung des furchtbaren Pfeilgifts der Indianer, des Curare, bemerkbar, das allmählich alle Glieder lähmt und langsam zum Tod führt, wobei der Todgeweihte bis zum letzten Atemzug bei vollem Bewusstsein bleibt. Pater Severinus hatte alle Hände voll zu tun, die Sterbenden für den letzten Weg vorzubereiten. Besonders schlimm aber war es, dass im Getümmel der Kampfnacht ein großer Teil der indianischen Träger - Xideharas zumal, die an der Todesschlucht gefangen worden waren - geflohen war. Die siebenunddreißig Gefangenen Cuebas konnten den Verlust bei Weitem nicht ausgleichen.

Unter den Verwundeten befand sich auch Fernando Piedrahita, jener Kastilianer, der Velasco auf seinem Ritt ins Gebirge begleitet hatte.

Hans Hauser sah mit Staunen auf *Zischende Viper*, den Xidehara. Warum war er nicht mit seinen Stammesgenossen geflohen? Warum hatte er ihn, seinen weißen Herrn, gewarnt und ihm das Leben gerettet? Musste er nicht wünschen, dass sie alle zugrunde gingen, die weißen Männer, die ihm den Vater erschlagen und ihn selbst zum Sklaven gemacht hatten? Er konnte es den Indianer nicht fragen, er

wusste nicht, was »Treue« heißt in der Sprache der Aruak. Gab es dieses Wort überhaupt? Hatte der Xidehara so etwas wie eine Seele? Hans Hauser wusste es nicht. Er beschloss, Pater Severinus um seine Meinung zu fragen.

Man brachte Hohermut die Waffe, die man dem indianischen Reiter abgenommen hatte.

Der Führer, umgeben von den Hauptleuten der Truppe, wog das prachtvolle, reichverzierte Rapier in der Hand.

»Könnt Ihr mir das erklären, Don Francisco?«, wandte er sich an Velasco.

»Nein«, erwiderte Velasco, »oder vielmehr doch: Die Indianer werden den Leichnam des unglücklichen Cevallos beraubt haben.«

»Wie aber ist es mit dem Pferd?«, mischte sich Estéban Martin ein. »Der Cueba, der heute Nacht zu Ross seine Stammesgenossen anführte, hat Cevallos' Pferd geritten. Man hat es eingefangen. Sagtet Ihr nicht, dass Cevallos mit dem Pferd in die Schlucht gestürzt und Ross und Reiter zerschmettert worden seien?«

Velasco gab keine Antwort.

»Nur Ihr könnt dieses Rätsel lösen, Don Francisco«, sagte Hohermut ernst. »Habt Ihr mir nichts zu sagen?«

»Es ist, wie ich sagte«, antwortete Velasco. »Durch ein Wunder muss das Tier mit dem Leben davongekommen sein. Es wäre ja nicht das erste Wunder«, fügte er höhnisch lachend hinzu. »Gehen in diesem verrückten Land nicht sogar die Geister der Verstorbenen um?«

»Hier ist nichts Übernatürliches im Spiel, Hauptmann Velasco«, sagte Hohermut streng. »Wohl aber handelt es sich um etwas, wofür Ihr mir Rechenschaft schuldig seid. Don Francisco«, fuhr er mit erhobener Stimme fort, »wie war

das mit dem Tod des Leutnants Cevallos?»

Der Spanier schwieg trotzig.

In diesem Augenblick trat Pater Severinus an den Gubernator heran und sprach leise mit ihm. Hohermut sah Velasco an.

»Fernando Piedrahita, der Reiter, der Euch auf Euerm Ritt ins Gebirge begleitete, wünscht mich zu sprechen.«

Der Spanier verfärbte sich. »Er lügt. Glaubt ihm nicht!«, schrie er.

Aller Augen richteten sich auf den leidenschaftlich Erregten. Hohermut maß ihn erstaunt. Dann befahl er, Piedrahita herzubringen. Der Verwundete lag auf einer aus Bambusstöcken roh zusammengezimmerten Bahre. Ein paar mitleidige Hände hatten ihm ein Graspolster unter den Kopf geschoben. Das Pfeilgift wirkte furchtbar. Piedrahita konnte kein Glied mehr rühren. Nur die Augen, die in dem eingefallenen, gelben, von einem schwarzen Bart umrahmten Gesicht seltsam glühten, verrieten, dass er noch lebte.

»Er lügt!«, schrie Velasco noch einmal. »Er hasst mich, er will mich verderben!«

»Ich lüge nicht«, sagte Piedrahita ruhig. »Wozu soll ich lügen? Ich habe nur noch kurze Zeit zu leben. Ehe der Abend kommt, bin ich tot. Man lügt nicht, wenn man vom Leben nichts mehr will.« Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: »Sie sagen, dass Ihr den Leutnant Cevallos getötet hättet, Don Francisco, dass Ihr ein Mörder wäret. Es ist nicht wahr, Ihr seid kein Mörder.«

Aufstöhnend sank Velasco auf einen Feldstuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

»Erzählt!«, gebot Hohermut.

Der Spanier berichtete. Er sprach ruhig und klar, aber sei-

ne Stimme klang manchmal seltsam, wie aus weiter Ferne.

»Die Schar«, begann er, »die Euer Gnaden unter Kapitän Velasco aussandte, fiel in das Land der Cuebas ein. Sie sind wild und kriegerisch, die Cuebas. In der Nacht hörten wir den dumpfen Ruf ihrer Hörner, und auf den Bergen sahen wir die Feuer, die sie als Warnungszeichen angezündet hatten. Manchmal erblickten wir einen Indio, der unseren Marsch aus der Ferne beobachtete. Am achten Marschtag kamen wir an ein großes Pueblo. Wir fanden die Dorfeingänge durch starke Dornenverhaue gesperrt. Als sich einer unserer Reiter näherte, schossen die Indianer auf ihn. Don Francisco befahl, das Dorf zu stürmen. Wir zündeten es an vier Ecken an. Die Eingeborenen wehrten sich verzweifelt. Schließlich war nur noch ein Haufen Indios übrig - Männer, Frauen und Kinder -, der sich in einer großen Hütte in der Mitte des Dorfes verschanzt hatte. Don Francisco befahl, die Hütte anzuzünden. Alle kamen um. Wem es gelang, die Flammen zu durchbrechen, der wurde erschlagen.«

Der Erzähler schöpfte einen Augenblick Atem.

»Es ist Kriegsbrauch so«, sagte Velasco.

»Gott sei den armen Seelen gnädig!«, sprach Pater Severinus leise vor sich hin.

»In einer unversehrt gebliebenen Hütte«, fuhr Piedrahita fort, »fanden wir reiche Vorräte an Mais und Salz. Unser Hauptmann gönnte uns nur das Notwendigste. Alle anderen Vorräte befahl er ins Lager zu bringen. Aber Kapitän Velasco fand noch mehr: im Brandschutt einer Hütte Schmuckstücke, seltsame kleine Tiere, Eidechsen, Vögel, Schlangen aus purem Gold getrieben.«

Velasco fühlte, wie alle ihn ansahen. »Ich habe sie in meiner Satteltasche«, sagte er höhnisch. »Ihr könnt sie haben,

wenn ihr sie wollt. Ich schenke sie euch.«

Hohermut gab dem Erzähler einen Wink, fortzufahren.

»Ich überraschte Kapitän Velasco dabei, wie er seinen Fund vor sich ausbreitete und gierig betrachtete. Er bedrohte mich mit dem Tod, wenn ich irgendjemand etwas von dem Fund verriete. Nur einen weihte er in sein Geheimnis ein: Cevallos.« Wieder hielt der Erzähler inne, als überlege er. »Der Anblick des Goldes«, fuhr er dann fort, »ich glaube, er hat meinen Hauptmann um den Verstand gebracht. Er ging umher wie ein Schlafwandler, und in der Nacht hörte ich ihn im Traum stöhnen.«

»Auri sacra fames«, murmelte Fabricius.

»Unter den wenigen Überlebenden war eine junge Indianerin. Don Francisco hatte sich in den Kopf gesetzt, dass sie um die Herkunft des Goldes wisse. Er quälte sie. Wir verstanden sie nicht. Sie wies nur immer nach Westen, wo das Gebirge in die Wolken ragt. Eines Abends weihte Don Francisco Cevallos und mich in seine Pläne ein. Wir - nur wir drei - sollten in das Gebirge vordringen mit der jungen Indianerin als Führerin und den Pass, den Weg ins Dorado, suchen. Cevallos riet ab. Eine solche Unternehmung, meinte er, müsse sorgfältiger vorbereitet werden. Doch als Velasco ihn verspottete und ängstlich schalt, schwor er sich, ihm zu folgen, nicht um des Goldes, sondern um des Abenteuers willen. So sagte er.

Velasco übergab das Kommando dem Leutnant de Medina und befahl ihm, mit der Beute ins Lager zurückzukehren. Wir - Velasco, Cevallos und ich - brachen in der Morgenfrühe auf.

Velasco hatte der Indianerin die Hände auf den Rücken gefesselt und das Ende des Stricks an seinen Steigbügel ge-

bunden. Die junge Frau, von Velascos Peitsche bedroht, schlug die Richtung nach Westen ein.

Der Weg führte in einem Flusstal aufwärts. Immer enger wurde die Schlucht. Bald war kein Pfad mehr neben den stürzenden Wassern. Wir ritten im Bett des Flusses, oft genug in Gefahr, von den reißenden Fluten fortgeschwemmt zu werden. Wo das Wasser zu tief war, da nahm Velasco die Indianerin vor sich auf den Sattel. Das machte ihr Freude. Sie lachte laut.

Fünf Tage klotzten unsere Pferde aufwärts. Tief unter uns lagen die Llanos. Es wurde kalt, wir froren, das Atmen wurde uns schwer.

Eines Morgens war die Indianerin verschwunden. Sie hatte wie eine Ratte den Strick durchnagt, mit dem Velasco sie an einen Baum gefesselt hatte. Cevallos riet zur Umkehr, aber Velasco wollte nichts davon hören. ›Wer weiß, ob wir nicht am Ziel sind, heute oder morgen!‹, meinte er.

Am nächsten Tag gegen Mittag konnten wir mit den Pferden nicht mehr weiter. Wir waren in einem Kessel, wo zerklüftete Felswände überall fast senkrecht aufragten. Wieder sprach Cevallos von Umkehr, aber Velasco wies in die Höhe. ›Vielleicht liegt dort oben das Dorado.^‹

Velasco und Cevallos machten sich daran, die Wand zu erklettern. Ich musste bei den Pferden zurückbleiben. Sie würden mich später holen, vertrösteten sie mich, sobald sie einen Pfad gefunden hätten.

Ich konnte Cevallos' und Velascos Aufstieg in der kühlen, klaren Luft gut verfolgen. Ich sah, wie sie von Fels zu Fels, von Klippe zu Klippe höher klotzten. Gegen Abend mochten sie die Hälfte der Wand überwunden haben. Velasco kletterte voraus, Cevallos folgte.

Da sah ich, wie Cevallos strauchelte und stürzte. Velasco kehrte sich nach ihm um und kletterte zurück. Er beugte sich über den Gestürzten und versuchte, ihn aufzurichten. Es gelang ihm nicht. Da lud er sich den Verwundeten auf den Rücken und wandte sich zum Abstieg. Er schwankte unter der Last. Hoch oben klebte er am Felsen, unter sich den gähnenden Abgrund.«

Der Erzähler schöpfte einen Augenblick Atem. Die Zuhörer schwiegen erschüttert. Velasco hatte den Kopf in die Hände vergraben.

Dann fuhr Piedrahita fort: »Am nächsten Morgen kam zu Tode erschöpft Velasco mit seiner Bürde bei den Pferden an. Es war ein Wunder, dass er in der Dunkelheit nicht abgestürzt war. Cevallos stöhnte leise. Er hatte einen Fuß gebrochen und eine Rippe. Er konnte weder gehen noch reiten. Wir banden ihn aufs Pferd. Er wurde ohnmächtig vor Schmerz. Da machten wir aus den Zweigen einer Krüppelkiefer eine Bahre und trugen ihn. Unendlich langsam kamen wir vorwärts, denn wir mussten doch auch die Pferde führen. An schwindelnden Abgründen führte der Weg vorbei. Wir taumelten, zu Tode erschöpft, aber Gott wollte nicht, dass wir stürzten und Erlösung von unerträglicher Qual fanden. Der Mundvorrat, den wir mitgenommen hatten, war längst aufgezehrt, und wir fanden in der steinigen Öde keine Beere, keine Frucht, keine Wurzel, um unseren Hunger zu stillen. Ich nahm, um die wütende Gier zu dämpfen, einen Riemen in den Mund. Ich zerriss ihn mit den Zähnen und schlang die Stücke hinunter. Wir wussten, dass wir alle drei verloren waren, wenn nicht ...«

Der Erzähler stöhnte auf. Pater Severinus beugte sich über ihn.

»Nein, nein, ehrwürdiger Vater«, flüsterte ihm Piedrahita zu, »ich sterbe noch nicht. Erst wenn ich meine Schuld gebeichtet habe, will ich sterben. Dann mag Gott meiner armen Seele gnädig sein.«

»Wir wussten«, fuhr Piedrahita lauter fort - es war, als stieße er die Worte mit letzter Willenskraft hervor - »dass wir alle drei verloren waren, wenn wir, Velasco und ich, nicht Cevallos zurückließen. Cevallos sprach es zuerst aus. ›Lasst mich liegen und rettet euch‹, sagte er. ›Nein, nein‹, schrien wir, ›wir verlassen dich nicht!‹ Wir schlepten den Todwunden mit Aufbietung unserer letzten Kräfte. Am Abend warf ich mich auf die Knie und betete inbrünstig: ›Herr, Herr, lass mich nicht wünschen, dass er stirb!‹ Am nächsten Morgen weckte mich Velasco aus dem tiefen Schlaf der Erschöpfung. ›Komm‹, sagte er, ›er schläft!‹ Ich wusste sofort, was er wollte. Er hatte Cevallos' Pferd neben den Schlafenden an einen Baum gebunden. Wir mochten uns nicht mit dem Tier belasten. Vielleicht auch, dass es Cevallos eine letzte Möglichkeit bot, sich zu retten. Wir stellten noch ein Gefäß mit Wasser neben den Schlafenden, dann warfen wir uns auf die Pferde. Wir ritten, als säße uns der Gottseibeius im Nacken. Das Fünffache der Wegstrecke der vergangenen Tage legten wir in der gleichen Zeit zurück. Schon nach drei Tagen waren wir in der Ebene. Ich schoss einen Spießhirsch. Als wir das Blut tranken und das Fleisch hinunterschlangen, dachten wir an Cevallos, der hoch oben im Gebirge verlassen und hilflos in der Einöde lag. Zurückreiten? Nein, nein! Ein Grausen packte uns bei dem Gedanken. Nur fort, fort von hier! Wir stießen auf versprengte Cuebas und flohen vor ihnen. Wir dachten nur noch an unsere Rettung. Am fünfzehnten Tag, nachdem



wir Cevallos verlassen hatten, sahen wir das Lager vor uns. Wir verabredeten, was wir über Cevallos' Schicksal erzählen wollten ...«

Der Erzähler schwieg, völlig erschöpft. Sein Atem ging keuchend. Dann fuhr er leiser fort: »Ich glaube nicht, dass Cevallos noch viel zu leiden hat. Er wird wohl bald gestorben sein. Die Indianer, die ihn beraubten und sein Pferd an sich nahmen, haben wohl nur noch seine Leiche gefunden. Das«, schloss Piedrahita flüsternd, »das ist die Wahrheit über den Tod des Leutnants Cevallos.«

Das Haupt des Reiters sank zurück, aber seine Augen waren noch weit geöffnet.

Atemlose Stille herrschte ringsum. Pater Severius kniete an der Bahre des Sterbenden. Man hörte, wie er ihm mit bebender Stimme die Absolution erteilte. Nach einer kleinen Weile erhob sich der Priester. »Er ist tot«, sagte er.

Hohermut gab ein Zeichen, die Leiche fortzutragen. Dann wandte er sich an Velasco: »Hauptmann Velasco, Euren Degen!«

Velasco erhob sich schwankend und reichte, bleich wie ein Toter, dem Führer sein Rapier.

»Man wird Euch nach Coro schaffen, Velasco«, fuhr Hohermut fort, »und vor das Königliche Gericht stellen. Es mag Euch richten nach dem Maß Eurer Schuld! Kornett Hauser, führt den ehemaligen Hauptmann Velasco ab!«

Hans Hauser trat vor seinen zerschmetterten Widersacher. In einem plötzlich aufquellenden Gefühl des Mitleids erwies er ihm die Ehrenbezeigung, bevor er ihm die Hand auf die Schulter legte. Ohne Widerstand ließ sich Velasco abführen.

Mitte April stand die Expedition am Ufer des Upia. Sehr

frühzeitig hatte mit gewaltigen Güssen die Regenzeit eingesetzt. Längst war der Strom über die Ufer getreten und wälzte seine braunen Fluten durch das Land. Im fahlen Licht des trüben Tages war kaum eine Scheidelinie zu erkennen zwischen dem morastigen Land und den dunklen Wassern. Zur allgemeinen Verwunderung befahl Hohermut den sofortigen Übergang über das gefährliche Gewässer.

»Es ist unmöglich, Euer Gnaden«, warnte Estéban Martin. Ihr setzt alles aufs Spiel. Man muss besseres Wetter abwarten.«

»Ich will, dass der Fluss sofort überschritten wird«, erwiderte Hohermut.

Gekränkt zog sich der Pfadfinder zurück. Die Soldaten gingen misstrauisch an die Arbeit. Im strömenden Regen wurde ein großes Floß gebaut. Es musste dieses Mal Mann und Ross tragen. Unmöglich konnten die Pferde den Fluss durchschwimmen. In drei Tagen Arbeit war das Fahrzeug vollendet. Inzwischen hatte aber der Regen kaum eine Stunde ausgesetzt. Die Wasserfläche war noch breiter, der Strom noch reißender geworden.

»Es geht nicht. Das heißt Gott versuchen«, wandte sich Kressel an Fabricius. »Willst du es ihm nicht sagen?«

Doch auch Fabricius fand kein Gehör, Hohermut wies ihn schroff zurück.

Mit Mühe wurde das Floß zu Wasser gebracht und vertäut, der aus der Flut ragte.

»Wer führt das erste Floß? Wer meldet sich freiwillig?«, fragte Hohermut.

Schweigend, ja trotzig sahen die Landsknechte zu Boden. Noch einmal fragte Hohermut mit kaum verhehlter Unge-

duld. Sein Blick schweifte über die Reihen und blieb an Hans Hauser hängen. Der junge Konstanzer, am Wasser groß geworden, pflegte sonst immer der Erste zu sein, wenn es einen reißenden Strom zu durchschiffen galt. Doch dieses Mal schwieg er. Er fühlte den Blick des Führers ... zauderte ...

Hohermut wandte sich ab. »Ich führe selbst das Floß.«

Nun meldeten sich ein Deutscher, ein Spanier und außerdem Fabricius, Hans Hauser und – mit toternstem Gesicht – Martin Kressel. Doch da war auch ein Indianer, *Zischende Viper*, der Xidehara. Sein Platz war an der Seite seines Herrn. Die sieben wateten zum Floß und schwangen sich hinauf. Mit einem Stoßgebet warf Hans Hauser das Tau los.

Die Schiffer griffen nach den langen Bambusstangen und stießen das Boot tiefer ins Wasser. Hohermut legte kräftig Hand an. Es ging alles gut, wenn auch das Fahrzeug schwankte und manchmal eine Welle hinwegging. Der Wasserstreifen verbreiterte sich rasch, der die Floßfahrer vom Ufer trennte, wo die Kameraden gespannt die Fahrt der Tollkühnen verfolgten. Immer näher kam das Floß der Strömung. Sie führte Baumstämme mit sich, deren riesige Wurzeln drohend und gefährlich aus dem Wasser ragten. Man musste ihnen ausweichen. Ein Zusammenstoß konnte verhängnisvoll werden. Indessen, es ging gut, aber es war nur ein Anfang.

Plötzlich nahm die Wassertiefe so rasch zu, dass die Schiffer mit den Bambusstangen, so lang sie waren, keinen Grund mehr fanden.

»Wir müssen zurück«, schrie Hans Hauser.

Doch es war zu spät, schon trieb das Floß steuerlos in der Strömung. Die rasende Fahrt ging gerade auf einen gewal-

tigen Baumstamm los. Alle Bemühungen, den Zusammenstoß zu vermeiden, waren vergeblich. Mitten in das Wurzelwerk des Stammes wurde das Floß von den Wellen geschleudert. Der Anprall war furchtbar. Der deutsche Landsknecht versank plötzlich lautlos in die Tiefe. Die anderen zogen sich im letzten Augenblick mit der gewaltigen Körper- und Willenskraft, die äußerste Lebensgefahr verleiht, auf den Stamm hinauf und hingen nun im riesigen Wurzelwerk wie winzige Käfer.

Soweit das Auge reichte, erblickten die Schiffbrüchigen nichts als Wasser. Sie sprachen nichts. Sie sahen den Tod vor Augen. Mühsam klammerten sich ihre froststarrten Hände an die Wurzeln. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sie ermatteten, wann sich die verkrampften Hände lösten und einer nach dem anderen im Wasser des Upia versinken würde.

Hans Hauser zog im Angesicht des Todes die Bilanz seines Lebens. Er war zufrieden. Sein Leben war nicht leicht, aber tapfer und tüchtig. Nur war es zu kurz. Er hätte gern noch weitergelebt. Auch passte es ihm nicht, dass er ertrinken sollte. Da wäre doch ein Indianerpfeil besser gewesen, einer von denen, die gleich ins Herz gehen ...

Krachend stieß der treibende Stamm mit einem anderen zusammen. Die Fahrt verlangsamte sich. Der Stamm geriet ins Kreisen, dann erfasste ihn die Strömung wider, aber ein Wirbel schob ihn näher an das Ufer; glücklicherweise an das linke. Dort blieb er endlich, immer noch weit genug vom festen Land, im seichteren Wasser hängen.

Die Schiffbrüchigen hätten nicht zu winken und zu schreien brauchen. In fieberhafter Eile ließ Philipp von Hutten ein Notfloß bauen. Schon am nächsten Morgen war

das gebrechliche Fahrzeug fahrbereit. Hutten selbst führte es unter Lebensgefahr an den Baumstamm heran, auf dem die Schiffbrüchigen eine fürchterliche Nacht verbracht hatten. Die Rettung gelang, aber als die Geretteten wieder festen Boden unter den Füßen hatten, waren sie so erschöpft, dass sie kein Wort sprechen konnten und, nachdem man sie erwärmt und ihnen ein wenig heiße Brühe eingeflößt hatte, in einen langen, todähnlichen Schlaf sanken.

Als Hohermut sich soweit erholt hatte, dass er die Führung wieder übernehmen konnte, schien er noch ernster geworden zu sein. Selten sah ihn einer mehr lächeln seit der fürchterlichen Floßfahrt auf dem Upia. Einen zweiten Versuch, den Fluss zu überschreiten, unternahm er nicht. Zwei spanische Meilen vom Ufer entfernt, wo eine leichte Erdwelle sich ein wenig aus der Ebene hob, ließ er das Lager aufschlagen, um dort eine bessere Gelegenheit für den Flussübergang abzuwarten.

Er rechnete mit einem Aufenthalt von Tagen, vielleicht von Wochen. Es wurden Monate daraus. Immer weiter breitete sich die Überschwemmung aus. Bad war das Häuflein Christen auf dem Hügel ringsum vom Wasser umgeben wie Noah in seiner Arche, und immer noch schien die Flut zu steigen. Die durchnässten Soldaten froren nachts entsetzlich, mochte es auch warm sein wie daheim in Deutschland im Hochsommer. Es war der ungeheure Unterschied zwischen den drückend schwülen Tagen und den kühleren Nächten, der sich so empfindlich fühlbar machte. Viele wurden von Zahnweh und Rheumatismus geplagt, und Jakob Schmitz musste eifrig quacksalbern, wobei Kröten eine Hauptrolle spielten, die er in seinem Mörser zerstampfte.

Das Schlimmste war, dass die Überschwemmung das Wild vertrieb, namentlich die Spießhirsche, die die Fleischnahrung für die Expedition zu liefern pflegten. Viele ertranken in der schrecklichen Flut. Dafür schlichen sich nun oft halb verhungerte Pumas in der Nacht mitten ins Lager und konnten nur mit Mühe vertrieben werden. Sie waren eine wahre Landplage.

Sehr bald herrschte im Lager Hungersnot. Längst hatten sich die Soldaten an Eidechsen, Kröten und Schlangen als Nahrung gewöhnt. Schließlich schlachtete man ein Pferd, das nicht mehr marschfähig war, und notgedrungen einige Bluthunde. Doch gegen Anfang August wurde es klar, dass man nicht länger im Lager bleiben konnte.

Es war nicht möglich, vorwärtszukommen. Der Weg nach Süden war versperrt. So entschloss sich der Gouverneur schweren Herzens, zurückzugehen.

Man fand aber wenigstens Kaktusfeigen, um den schlimmsten Hunger zu stillen, und dann – gegen Ende des Jahres – war die Macht der Regenzeit endlich gebrochen. Die Sonne schien wieder vom blauen Himmel, den monatelang Regenwolken bedeckt hatten. Mit der Sonne kehrte der alte Wagemut zurück. Die Landsknechte, die schon wieder vom Rückmarsch zur Küste gesprochen hatten, schickten nun eine Abordnung zu Hohermut und baten ihn, den Marsch nach Süden, zum Meta, wieder aufzunehmen. Der Goldene lockte.

Hohermut willigte freudig ein. Ende November stand die Expedition wieder am Upia, und am 1. Dezember wurde der Übergang glücklich bewerkstelligt.

Neun Tage später wurde der Hauptquellfluss des Meta, der Humadea, erreicht. Ein schöner, klarer Fluss, lag er mit-

ten im dichten, strotzenden Urwald in unendlicher Einsamkeit. Nirgends zeigten sich menschliche Spuren, nirgends eine Fährte oder der Rauch einer Hütte. Hier waren, ungestört von der Mordlust der Menschen, die Tiere des Urwaldes noch die unumschränkten unten Vögel, Papageien, Araras, winzige Kolibris, die Affen, die sich lustig von Ast zu Ast schwangen, die stolzen rosafarbenen Reiher, der träge Kaiman, die Hirsche, bunt gefleckt, kaum größer als Rehe, die in der Morgenfrühe aus dem Wald traten, um im Fluss zu trinken.

Aber der Sonnentempel? Die Casa del Meta? Wo war es, das Schloss des Goldenen? Ging nicht die Sage um, dass hier am Ufer des großen, geheimnisvollen Llanosflusses das Land Dorado liege?

Hans, Fabricius und Kressel ritten den Fluss ein gutes Stück aufwärts. Überall umgab sie die grüne Wildnis, aus der prachtvolle Blütentrauben und -dolden hervorleuchteten. Doch nirgends auch nur ein Indianerpueblo, geschweige denn ein Tempel, ein Schloss.

Die enttäuschten Landsknechte schimpften und fluchten. Was sollte geschehen? Es blieb nichts übrig, als den Fluss zu überschreiten und in der Einöde weiter nach der Stadt des Goldenen zu suchen.

So beging die Expedition jenseits des Meta in einem von seinen Bewohnern fast verlassenen Indianerdorf das Christfest des Jahres 1537. Die Freunde aßen gemeinsam den Festbraten, den ein Leguan, eine jener riesigen grünen Eidechsen, geliefert hatte. *Zischende Viper* hatte ihn mit einer Schlinge gefangen. Dass man am Meta den Sonnentempel nicht gefunden hatte, kümmerte die drei jungen Deutschen herzlich wenig. Besonders Kressel schien vom Gold-

ieber völlig geheilt. Er spottete nur noch über die Träumer, die meinten, sie würden plötzlich vor einer goldenen Stadt stehen, wie einst Cortez' Soldaten auf der Hochebene von Mexiko vor Tenuchtitlan, der gewaltigen Aztekenhauptstadt.

Da - am zweiten Weihnachtsfeiertag - geschah etwas Seltsames. Kressel handelte von einem Indianerweib ein merkwürdiges Schmuckstück ein. Er nahm Fabricius und Hans Hauser beiseite und zeigte es ihnen. Es war ein Stück Goldblech - das Gold schien sehr rein zu sein - etwa so groß wie ein Handteller. Auf der Scheibe waren die Umrisse einer menschlichen Figur erkennbar, aus Golddraht gebildet, der mit großer Kunstfertigkeit auf die Unterlage gelötet war.

Es war das erste goldene Gerät, auf das man stieß, seit des unglücklichen Velasco verhängnisvollem Goldfund. Die Freunde beschlossen, die Entdeckung vorläufig geheim zu halten, aber Hans Hauser fragte die Indianerin nach der Herkunft des Goldes aus. Die Verständigung war sehr schwierig. Schließlich glaubte Hans Hauser, dass die Indianerin etwa Folgendes habe sagen wollen: Manchmal kämen Händler von der anderen Seite des Gebirges zu den Indianern in die Llanos und brächten ihnen Salz und solche Dinge, wie sie die weißen Männer auf dem Leib trügen. (Waren Wollstoffe oder Baumwollstoffe gemeint?) Es käme auch vor, dass sie »Glänzendes« mitbrächten, so wie jene Scheibe. Doch zögen die Indianer Salz und Maniokmehl dem unnützen Stoff bei Weitem vor. Aber in der Heimat der Händler gebe es sehr viel davon, auch lebten dort bekleidete Menschen in großen Pueblos.

Wie weit es dorthin sei, fragte Hans Hauser.

»Zweimal geht der Vollmond auf«, antwortete die India-



nerin. Männer ihres Stammes seien schon schon drüben gewesen. Die Freunde berechneten dreißig Tage.

Sie unterrichteten den Führer von dem Fund und dem Bericht der Indianerin. Hohermut wog das Stückchen Gold gedankenvoll in der Hand. Dann berief er einen Rat seiner engsten Vertrauten: Philipp von Hutten, Estéban Martin, Fabricius, Hans Hauser, Pater Severinus. Auch Martin Kressel, der glückliche Finder des Goldes, wurde hinzugezogen.

Hohermuth wäre am liebsten mit der ganzen Truppe zum Marsch über das Gebirge aufgebrochen, aber Estéban Martin riet dringend ab. Man dürfe an das ungeheure Wagnis nicht die ganze Expedition setzen. So wurde beschlossen, dass Estéban Martin noch einmal mit zwanzig Reitern aufbrechen solle, um einen Pass zu suchen.

»Diesmal finde ich ihn«, schwor sich der Pfadfinder.

Auf Hohermuts Befehl wurde der Zweck der Unternehmung selbst vor den Teilnehmern geheim gehalten. Sie galt als ein Streifzug zur Erdeutung von Lebensmitteln und Trägern, wie Estéban Martin schon viele ausgeführt hatte. Am 5. Januar brach der Pfadfinder auf. Es war verabredet worden, dass er in vier, spätestens sechs Wochen wieder im Lager eintreffen solle, um die ganze Expedition über den glücklich entdeckten Pass zu führen. Zum Aufbruch, der in der ersten Morgenfrühe erfolgte, erschienen Hohermut und Philipp von Hutten. Der Führer winkte Hans Hauser zum Abschied freundlich zu. Der junge Konstanzer dachte nicht anders, als dass er den vergötterten Feldhauptmann in wenigen Wochen wiedersehen werde. Es sollte anders kommen.

Estéban Martins Schar ritt den Humadea aufwärts. Gera-

de vor den Reitern lag wolkenbedeckt der riesige Gebirgsstock, der auf den heutigen Karten Paramo de la Suma Paz heißt. Man kam rasch vorwärts. Hohermut hatte der Schar die besten Pferde und die gesündesten Träger mitgegeben. Selbstverständlich befand sich *Zischende Viper*, der Xidehara, unter ihnen.

Die Unternehmung schien vom Glück begünstigt. Der Weg führte durch ein reiches Land, wo friedfertige Indianerstämme hausten, die den Weißen freundlich entgegenkamen und sie bereitwillig mit Lebensmitteln versahen. Mehr und mehr wurde der geruhsam strömende Llanosfluss zum wilden Gebirgsstrom, der brausend zu Tal schoss. Schon lagen die Llanos tief zu Füßen der Reiter. Man kam aus der Tropenglut allmählich in eine Zone sommerlicher Wärme und schließlich in eine Höhe, wo es frisch und kühl war, wie daheim in Deutschland. Die Lungen sogen die herrliche Gebirgsluft begierig ein und das Auge schweifte entzückt über die Felder von purpurroten Alpenrosen, mit denen der Boden bedeckt war.

Dann wurde der Weg plötzlich schlecht. Man erreichte eine Stelle, wo in der letzten Regenzeit ein gewaltiger Berg rutsch zu Tal gegangen war. Über den steilen, steinübersäten Hang kamen die Pferde nicht vorwärts. Polternd rollten die Steine unter ihren Hufen in den Abgrund, und schließlich rutschte gar ein Reiter mitsamt seinem Ross ein gutes Stück in die Tiefe, wo Mensch und Tier übel zugerichtet liegen blieben.

Es gab einen ärgerlichen Aufenthalt. Es blieb nichts anderes übrig, als umzukehren und an anderer Stelle den Aufstieg zu versuchen. Doch auch dort war es nicht besser. Es war, als käme man nicht von der Stelle, als wiche der

Kamm des Gebirges vor den Wanderern zurück, wenn die ermüdeten Augen ihn suchten, und verliere sich unübersichtbar im Blau des Himmels.

Finster starrte der Pfadfinder hinauf. Hier mit der ganzen Expedition, ja auch nur mit seiner kleinen Schar durchzukommen, schien unmöglich. Doch Estéban Martin versuchte das Unmögliche. Überall war er der Erste, unermüdlich feuerte er die Ermatteten an, bedrohte die Trägen, reizte die Gierigen, indem er Märchen erzählte von dem unerhörten Reichtum des Landes hinter den Bergen. Es war kein Reiten mehr. Die Reiter zerrten und schoben mit unsäglicher Mühe die Gäule die steilen Hänge hinauf. Dann wieder musste eine tief eingerissene Schlucht, in deren Grund ein Gießbach rauschte, passiert werden. Man baute aus ein paar nebeneinandergelegten Baumstämmen eine Brücke über die schwindelnde Tiefe, die man vorsichtig überschritt, das Gepäck Stück für Stück hinüber schleppend.

Und dann - den ganzen Tag hatte die Schar vergeblich nach einem Weg gesucht und war endlich am Abend zu Tode ermattet an die Stelle zurückgekehrt, von wo man am Morgen ausgegangen war, dann endlich musste sich auch der Pfadfinder zähneknirschend eingestehen: Es ging nicht.

Er teilte den Entschluss, umzukehren, Joachim Fabricius mit. Fabricius nahm die Ankündigung des Spaniers schweigend auf. Dann besprach er sich lange und eingehend mit seinen Freunden. In der Nacht noch suchte er den Pfadfinder auf und machte ihm den Vorschlag, dass er mit Hans Hauser und Martin Kressel, von Zischender Viper begleitet, versuchen wolle, zu Fuß den Kamm des Gebirges zu überschreiten. So würde man wenigstens erfahren, was von den Gerüchten über ein reiches Land jenseits der Berge

wahr sei. Auch fänden sie vielleicht doch noch einen für Pferde gangbaren Pass. Ein paar rüstige Bergsteiger würden ihn eher entdecken als die schwerfälligen Reiter. Höchstens zwei Wochen wollten sie ausbleiben, und Estéban Martin solle sie in dem Pueblo der friedlichen Indianer am Osthang des Gebirges erwarten.

Estéban Martin zögerte. Er wusste, dass die Freunde ihr Leben aufs Spiel setzten. Bedächtig stellte er ihnen alle Gefahren vor. Drei weiße Männer und ein Indio in der Einöde der Kordilleren, fern von jeder menschlichen Niederlassung, ganz auf sich allein gestellt - es war ein tollkühnes Unternehmen. Doch Fabricius erwiderte ruhig, dass er

Hohermut wäre am liebsten sofort mit der ganzen Truppe zum Marsch über das Gebirge aufgebrochen, aber Estéban Martin riet dringend ab. Man dürfe an das und seine Freunde sich alles überlegt haben und entschlossen seien, den Marsch zu wagen, wenn er - Estéban Martin - damit einverstanden sei. Da willigte der Spanier endlich ein. Er ließ die Freunde reichlich mit Lebensmitteln versehen. Am nächsten Morgen, kurz vor dem Aufbruch, trat Hans Hauser noch einmal zu Lutz, seinem Pferd. Er klopfte dem treuen Gefährten den Hals, und der Braune rieb leise schnaubend seine Nüstern am Arm seines Herrn. So nahm Hans Abschied von seinem Pferd. Es war ein Abschied für immer.

Die rüstig emporklimmenden Freunde sahen eine Zeitlang noch Estébans Schar unter sich. Sie sahen den Alten, der gespannt zu ihnen heraufblickte. Auch ihn würden sie niemals wiedersehen. Dann entzogen die Wände einer schmalen Schlucht, in die sie eintraten, das Bild ihren Blicken. Sie waren allein, ganz allein in der Steinwüste der

Kordilleren.

Fünf Tage waren die Freunde unterwegs seit der Trennung von Estéban Martin. Längst lag die Baumgrenze unter ihnen. Über schlüpfrige Grashänge und riesige Geröllhalden klotzten sie mühsam aufwärts. Ein wilder Gebirgsbach floss viele Hundert Klafter unter ihnen schäumend zu Tal. Hans Hanser stand nicht hinunter, um nicht schwindlig zu werden, doch der Blick in die Höhe erfüllte ihn kaum minder mit Schrecken. Reicht denn dieses furchtbare Gebirge bis in den Himmel? Seine Füße waren wund und schmerzten bei jedem Schritt. Hätte er sich nicht geschämt, er hätte vorgeschlagen, umzukehren. Auch Kressel kämpfte mit Erschöpfung. Sein Gesicht war verzerrt, tief lagen seine Augen in den Höhlen. An manchen Stellen musste er sich mit den Händen an die Felsen krallen, um nicht zu stürzen. Nur der Xidehara schien nichts zu empfinden. Sicher setzte er die nackten Füße und schritt über Felsbänder, die kaum dem Fuß Halt gewährten, mit der unbekümmerten Sicherheit eines Tieres.

Es war kalt, bitterkalt. Regen fiel, mit Schnee gemischt. Frierend drückten sich die vier Menschen aneinander, wenn sie in der Nacht unter einem überhängenden Felsen kümmerlichen Schutz suchten. Der Hunger wühlte in den Eingeweiden, aber es war unmöglich, Feuer anzuzünden. Ein paar Bissen harten Kassavebrot, das war seit drei Tagen die einzige Nahrung der einsamen Wanderer. Und immer noch war kein Ende des furchtbaren Aufstiegs abzusehen.

Aber Fabricius', des Führers, Augen glühten wie immer, wenn er letzte Willenskraft an ein Ziel setzte. Die schmalen Lippen presste er fest aufeinander. Aus dem hageren Ge-

sicht sprang kühn die schöngeschwungene Nase hervor. Er gab das Zeichen zur Rast, zum Aufbruch. »Wollen weitergehen!«, sagte er. Die Freunde wagten nicht zu widersprechen. Mit dem Aufgebot der letzten Kraft schleppten sie sich weiter. Und endlich, endlich standen sie auf dem Kamm des Gebirges.

Es war ein breiter, begraster Rücken. Der Nebel war so dicht, dass man keine drei Schritte weit sah. Aus dem milchigen Gewölk ragten da und dort gespenstig, wie betende Mönche anzusehen, einzelne Säulenkakteen auf. Der Weg war nicht mehr steil, fast eben. Doch die Männer, die durch den Nebel schlichen, taumelten wie Sterbende. Sie fühlten sich krank, zu Tode erschöpft, aber sie wussten nicht, was ihnen fehlte. Woher sollten sie die Bergkrankheit kennen, die so häufig den Wanderer auf der eisigen Höhe der Kordilleren überfällt? Alle Körper- und Willenskräfte lähmt sie und oft genug hört das Herz zu schlagen auf, ehe Hilfe kommt.

Kressel stürzte zuerst, sein Atem ging pfeifend. »Lasst mich liegen!«, röchelte er. »Ich kann nicht mehr.«

Bleierne Müdigkeit lähmte auch die anderen. Das Blut dröhnte in den Ohren, das Herz schlug rasend.

»Wollen ein wenig rasten«, sagte Fabricius und warf sich neben Kressel in das nasse Gras.

»Nein, nein!«, widersprach Hans Hauser in plötzlicher Angst. »Lasst uns weitergehen, nur noch ein kleines Stück!«

»Ein wenig rasten!«, lallte Fabricius.

Hans Hauser stolperte planlos ein paar Schritte weiter. Der Xidehara folgte ihm. Da hob sich plötzlich der Nebel. Hans griff sich an die Stirn. Das musste ein Blendwerk sein.

Es war nicht möglich, dass hier zweihundert Schritte vor ihm ein Haus stand. Es musste eine Felsbildung sein, die ihn narrete. Ein Haus? Menschen hier in der Einöde? Es war unmöglich.

Doch als er näherkam, erkannte er deutlich einen Erdwall, der eine dichte Agavenhecke trug. Mehr als manns-hoch war die Umzäunung, über die eine Art Plattform hervorragte. Er erkannte auf ihr einen Menschen, der, als er seiner ansichtig wurde, in ein Horn stieß. Dampf hallte der Ton über die kahle Fläche. Einige Indianer erschienen auf der Plattform und schauten in die Richtung, die der Wächter wies. Sie trugen kurze, geschnittene Haare, nicht lange, wie die Indianer der Llanos, und keine Federkronen. In ihren Händen sah Hans Wurfspieße und reich verzierte Schilde, aber keine Bogen. Das Haupt eines der Indianer - es musste wohl der Anführer sein - bedeckte eine Kappe aus Metall. Als sie ein Sonnenstrahl traf, glänzte es hell wie Gold.

Hans Hauser hatte nicht mehr die Kraft, darüber nachzudenken, ob ihn die Indianer freundlich aufnehmen oder erschlagen würden. Er streckte die Arme aus mit einer flehenden Gebärde. Nur ein wenig schlafen wollte er, mochte dann kommen, was wollte. Die Indianer erschienen an der Hecke und schoben ein paar Balken zur Seite, die den Eingang versperrten. Der Mann im Goldhelm kam ihm entgegen. Als er den weißen Mann erblickte, ging ein tiefes Erschrecken über seine Züge. Zögernd machte er das Zeichen des Friedens, indem er mit der Hand den Boden berührte. Hans Hauser tat das Gleiche. Er sah in ein schönes Gesicht, das auch die blaue Tätowierung um den Mund nicht viel entstellte. Der Indianer war mit baumwollenen Tüchern be-

kleidet, die mit Ornamenten in roten und blauen Farben bemalt waren. Baumwollbinden umschnürten Oberarme und Knöchel so fest, dass die Muskeln stark hervortraten. Kleine Goldplättchen hingen an ihnen, die bei jeder Bewegung ihres Trägers wie Glöckchen klangen.

Die Indianer - es schienen einige zwanzig zu sein, ähnlich gekleidet wie der Anführer - umringten Hans und *Zischen-de Viper*. Man führte sie in eine große, rechteckige Hütte. Wohn- und Vorratsraum, wo Kartoffeln, Saubohnen und Hirse lagerten, waren sauber getrennt. Der Boden war mit Matten aus Bast bedeckt. Hans sah mit Staunen geschnitzte Sitzbänke und Bettstellen, die mit Fellen bedeckt waren. Ja sogar - Hans glaubte sich auf die *Trinidad* versetzt - drei Hängematten, aus Agavefasern geknüpft, waren zwischen den Pfählen aufgehängt, die das Dach trugen.

Einen Augenblick sank Hans erschöpft auf einen Schemel. Doch dann riss er sich empor. Die Kameraden - die Freunde! Mit Worten und Zeichen machte er sich verständlich. Es war nicht einfach, denn die Indianer sprachen eine vom Aruak stark abweichende Sprache. Doch einer der Indianer schien ihn leidlich zu verstehen. Hans führte die Farbigen, die ihm bereitwillig folgten, zu dem Platz, wo er die Freunde zurückgelassen hatte. Sie lagen in einem totenähnlichen Schlaf. Die Gesichter hatten ein starres, maskenhaftes Aussehen. Kressels Lippen waren schon ganz blau.

Die Indianer griffen ohne Weiteres zu. Sie trugen die Erschöpften zur Hütte und legten sie auf die Betten. Auch Hans gab der Anführer zu verstehen, dass er es sich bequem machen solle. Einen Augenblick schwankte er. Würde er wohl wieder erwachen aus diesem Schlaf? Würden ihn die Indianer im Schlaf ermorden? Doch die Müdigkeit



siegte, er streckte sich auf eine der Lagerstätten. Der Xidehara kauerte sich zu seinen Füßen auf eine Matte wie ein treuer Hund. Hans schlief alsbald ein. Er schlief wie ein Toter.

Als Hans Hauser nach einigen Stunden erquickenden Schlafs endlich erwachte, schloss er noch einen Augenblick die Augen. Nur noch ein wenig fortträumen mochte er diesen herrlichen Traum von Wärme und Geborgenheit! Doch dann riss er gewaltsam die Augen auf. Es war ja kein Traum, er war wirklich unter einem Dach, in einer Hütte, wo auf einem aus Feldsteinen erbauten Herd ein Feuer flackerte und angenehme Wärme verbreitete. Über dem Feuer hing ein Tongefäß, schwarz angeraucht, doch waren Spuren einer Bemalung zu erkennen. Und es roch - eine Erinnerung überkam Hans an seine Knabenzeit und das Elternhaus in Konstanz - es roch nach Bohnensuppe.

Im nächsten Augenblick aber rann ihm eisiger Schrecken durch die Glieder. Wo war seine Armbrust, die er auf dem Rücken trug? Wo war seine Machete, sein Buschmesser? Wo waren um Gottes und aller Heiligen willen seine Waffen?

Der Anführer nahte und lud Hans mit einer höflichen Gebärde zum Mahl. Die Indianer lagerten auf den Matten. Einige Bevorzugte saßen auf den Bänken. Hans Hauser nahm mit Kressel und Fabricius neben dem Anführer auf einer Bank Platz. In Kalebassen wurde die Suppe gebracht. Sie schmeckte vorzüglich. Die Freunde merkten mit Genuss, dass sie gut gesalzen war. Sie aßen mit Andacht. Allmählich erholten sie sich und ihre Herzen schlugen ruhiger. Dunkel fühlten sie, dass sie dem Tod um Haaresbreite entronnen waren. Sie ahnten es: Wären nicht die Indianer ge-

wesen, sie lägen tot auf der eisigen Höhe des Paramo.

Hans Hauser wandte sich zu Fabricius. »Wo sind wir, Joachim?«

Fabricius zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Es ist wie im Märchen.«

»Joachim, hast du gesehen? Sie haben uns die Waffen abgenommen, wir sind wehrlos.«

»Ich weiß es. Frag jetzt nicht danach! Mach sie nicht miss-  
trauisch!«

»Ach, Joachim, wo mag jetzt Estéban Martin sein, wo Hohermut? Glaubst du, dass wir sie je wiedersehen?«

Fabricius schwieg bedrückt.

Die Indianer behandelten ihre weißen Gäste mit ernster Höflichkeit. Hans Hauser aber begegnete der Anführer fast mit Ehrerbietung. Es war wohl Hans' Blondheit, die wieder einmal das bewundernde Erstaunen der Indios erregte. Kressel und Fabricius, dunkelhaarig, von Wind und Wetter gebrannt, sahen fast wie Indianer aus. Den Xidehara endlich behandelten die Indios mit unverhüllter Geringschätzung, so wie Angehörige eines Kulturvolkes mit Wilden umzugehen pflegten.

Am Nachmittag gab der Anführer den Freunden ein Zeichen, ihm zu folgen. Sie sahen einander erschrocken an. »Wo wollen die Kerle hin mit uns?«, rief Kressel voll Misstrauen.

Hans, als der Sprachgewandteste, ergriff das Wort. Er und seine Gefährten seien dankbar für die gute Aufnahme, die sie gefunden hätten, doch brauchten sie nun keine Führer mehr. Sie würden den Weg allein finden. Nur ihre Waffen möge man ihnen wiedergeben.

Der Anführer verstand nicht oder er wollte nicht verste-

hen. Finster sah er, umringt von seinen schwerbewaffneten Stammesgenossen, auf die waffenlosen Männer. Seine Miene kündete nichts Gutes. Sie ließ keinen Zweifel, dass er Gewalt anwenden würde, wenn sich die Weißen widersetzen.

Was sollten sie machen? Kampf? Flucht? Das eine war so aussichtslos wie das andere. Es blieb ihnen fürs Erste nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Mit gesenkten Köpfen folgten sie den Indios, die sie wie Gefangene in ihre Mitnahmen und fortführten.

Eine neue Überraschung wartete ihrer. Hinter der Hütte begann ein ausgebauter Weg. Da und dort war er gepflastert und überall sorgten Rinnen für Wasserabfluss. Nach zwei Stunden wurde eine Schlucht erreicht, die mit einer kühnen Hängebrücke überspannt war - aus Lianen hergestellt, die stark wie Schiffstau waren. Gewiss, man konnte den Steg nur im Gänsemarsch überschreiten und musste obendrein auch schwindelfrei sein, denn zwischen den Seilen sah man hundert Klafter hinunter in die grausige Tiefe. Doch die Brücke ersparte Stunden mühsamen Wegs.

Gegen Abend gelangte der Zug an ein Haus, das ähnlich wie die Hütte auf dem Paramo gebaut war. Es schien ein Unterkunftshaus oder eine Militärstation zu sein, denn Bewaffnete wurden sichtbar und betrachteten staunend die weißen Männer. Die Freunde wurden gut aufgenommen, Mahl und Lager bereitwillig mit ihnen geteilt.

Doch als sie nebeneinander auf der Bettstatt lagen, konnten sie trotz aller Müdigkeit nicht schlafen. Sie erwogen tausend Fluchtpläne, um sie immer wieder zu verwerfen. Qualvolle Ungewissheit peinigte sie. Was würden die Indianer mit ihnen beginnen? Würde man sie töten, schlachten,

am Ende verzehren? War es ihr Los, unter Indianern zu Indianern zu werden? Alle Schilderungen der Altgedienten von der Wildheit und Grausamkeit der Eingeborenen fielen ihnen mit schrecklicher Deutlichkeit ein. Schon drang das Licht des anbrechenden Tages durch die Öffnung im Dach der Hütte, als sie endlich in einen unruhigen Schlummer sanken.

Am nächsten Tag wurde der Marsch fortgesetzt. Die Indianer behandelten ihre weißen Gefangenen nicht schlecht. Ja, der Anführer bemühte sich sichtlich um sie. Sie sahen, wie er getrocknete Blätter kaute, die er, bevor er sie mit Genuss in den Mund steckte, mit Kalk befeuchtete, den er einer kleinen Kürbisdose entnahm. Der Indio gab ihnen ein paar Blätter und ermunterte sie, seinem Beispiel zu folgen. So lernten sie das Kokakauen kennen. Sie verspürten eine angenehme, belebende Wirkung, mehr noch als beim Tabakrauchen, das die Indianer hier übrigens nicht zu kennen schienen.

Am Nachmittag lag in einer weiten Hochebene, umgeben von Mais-, Hirse- und Kartoffelfeldern, eine große Indianerstadt vor den müden Wanderern. Mit Staunen erkannten sie Straßen und Plätze, die von zahlreichem Volk belebt waren, und saubere Holzhäuser, die sich um ein paar große Holzgebäude, Tempel vielleicht oder andere öffentliche Gebäude, scharten. Der Anführer stieß in ein mächtiges Kürbishorn. Ein Laut, dumpf wie das Brüllen eines Stieres, schallte über das Land.

So zogen die Freunde in Guatavita, die Stadt der Chibchas ein. Ihr Erscheinen erregte ungeheures Aufsehen. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, sodass sich ihre Begleiter nur mit Mühe einen Weg durch die Menge bahnen

konnten. Aufgeregt schreiend und deutend, scheu, neugierig, furchtsam drängten sich Männer, Frauen und Kinder herzu, um die gefährlichen bleichgesichtigen Männer aus der Nähe zu sehen. Alle waren mit Baumwolltüchern bekleidet, die auf der Schulter bei den Männern geknotet, bei den Frauen mit großen Nadeln aus Knochen befestigt waren. Männer und Frauen trugen Schmuck: Ketten aus Jaguar- oder Wildschweinzähnen, aus durchbohrten Früchten oder den schillernden Flügeldeckel großer Käfer, vor allem aber reichen Goldschmuck. Es gab Frauen, die ganze Mieder aus Goldblech trugen. Andere hatten Manschetten aus Gold, oder sie trugen aus Goldplättchen hergestellte Hauben, Ketten aus Goldperlen, oft ein paar Reihen um den Hals.

Endlich gelangte der Zug zu einem riesigen Holzgebäude. Es schien eine Art Kaserne zu sein, denn die Weißen sahen sich von Indianern umringt, die ebenso wie ihre Begleiter bewaffnet waren und geschnittenes Haupthaar hatten, während das Volk auf der Straße langes Haar trug. Das Gebäude war von einem Palisadenzaun umgeben, aus dem in gleichen Abständen lange Bambusstangen hervorragten. An jeder dieser Stangen hing - schrecklich anzusehen - ein eingetrockneter, grell bemalter Menschenkopf. Todmüde sanken die Gefangenen auf das Lager aus Tierfellen, das man ihnen anwies. Bald schliefen sie tief, ohne die Blicke der schwarzen Indianer Augen zu fühlen, die unverwandt voll Spannung und Argwohn auf sie gerichtet waren.

Indes sie schliefen, fand im weitläufigen Palast des Kaziken von Guatavita beim Schein schwelender Kienfackeln eine Beratung der Großen des Landes statt.

Der *Jüngling der Fische*, Hauptmann und Kommandant

der Feste, in der die Freunde Zuflucht gefunden hatten, erstattete mit abgewandtem Gesicht - so erforderte es die Ehrfurcht - dem Kaziken Bericht, der auf einem reich mit Goldblech beschlagenen Sessel Platz genommen hatte. Der Fürst trug eine Haube aus Gold, eine Art Tiara, quer über der Brust zwei gekreuzte Bandeliere aus Goldlamellen und in der durchbohrten Nasenscheidewand eine mit Ornamenten geschmückte goldene Scheibe. Er war noch jung, beinahe noch ein Knabe, und es sah aus, als erdrücke die schwere goldene Last den zierlichen Körper. Um den Thron standen Chiqui, die Priester, an ihrer Spitze der reichgeschmückte Oberpriester, und Guechas, die Geschorenen, Männer aus dem Kriegsadel des Landes. Die niemals gekämmten, niemals geschnittenen Haare der Priester waren schmutzig und verfilzt, und ihre Baumwollgewänder starrten vom schwarzen geronnenen Blut der Opfertiere, die sie täglich zu Ehren des Sonnengottes Sua, des Licht- und Maisspenders, schlachteten. Europäische Waffen lagen auf einer Matte vor dem Thron, die Waffen der Freunde.

»Scharf sind die Waffen der Fremdlinge«, schloss der Hauptmann seinen Bericht und wies auf Fabricius' Rapier, »und biegsam wie ein Palmblatt. Dies aber«, er deutete auf Hausens Armbrust, »scheint mir eine furchtbare, zauberhafte Waffe zu sein. Unglaublich weit sendet sie den Pfeil mit der blinkenden Spitze. Mag Bochica, der gute Gott, uns schützen vor bösem Zauber!«

Schweigen herrschte im Raum, als der Hauptmann geendet hatte. Dann wandte sich der Kazike mit leiser Stimme an den Oberpriester. »Was rätst du zu tun, o *Herr des Donners*? Sind die Götter selbst, die unsterblichen und unverwundbaren, zu uns gekommen? Sollen wir den Fremdlingen

gen opfern und sie wie Götter ehren?«

»Nein, o *Herr der Koralschlange*«, erwiderte der Priester finster, »nicht Götter sind sie! Nimmermehr sind sie unsterblich. Zu Tode erschöpft hat sie der *Jüngling der Fische* gefunden auf der Höhe des Gebirges. Nein, o *Herr der Koralschlange*, Söhne Chibchachums sind sie, des finsternen Erdgottes! Wie er einst das Land unter Wasserfluten begrub, so werden sie es in unserem Blut ertränken, wenn Bochica nicht den Stab gegen sie schleudert, der sie zerschmettert, wie er einst Chibchachum zerschmetterte. Töte die Fremdlinge, o *Herr der Koralschlange*, opfere sie Sua, dem Lichtbringer!«

Der Kazike senkte nachdenklich das Haupt. »Und wenn es doch Götter sind, werden sie uns nicht strafen, furchtbar strafen?«

»Die Bleichgesichtiger sind Menschen und unsere ewigen Feinde«, widersprach der Oberpriester heftig. »Ist nicht von Mittag Kunde zu uns gedrungen von Raub und Gewalttat der weißen Männer? Sie haben den Inka gemordet und sein Reich zerstört. Nun wohl, der Inka war unser Feind! Aber auch uns werden sie nicht verschonen, wenn wir uns nicht wehren. Töte sie, töte die weißen Männer!«, schloss der Oberpriester mit beschwörend erhobenen Händen.

»Aber er ist schön«, wandte ein jüngerer Priester schüchtern ein. »Ich sah ihn. Seine Haut schimmert wie das Licht Chias, der Mondgöttin, seine Augen sind wie der Himmel und sein Haar glänzt, o *Herr der Koralschlange*, wie der geronnene Sonnenschein auf deiner Brust. Ist uns nicht verheißen, dass Bochica, der Gute, einst wiederkehren wird aus den Ebenen gegen Sonnenaufgang, dahin er ging, nach-

dem er unsere Weiber das Spinnen und Weben gelehrt hatte? Kamen nicht der weiße Fremdling und seine Gefährten von Sonnenaufgang über die Berge zu uns? Wehe, wollt Ihr Bochica ermorden?«

»Wer weiß, ob es Götter sind oder Menschen!«, nahm *Weißer Termite*, der Palastvorsteher, achselzuckend das Wort, ein reich mit Gold behängter, wohlbeleibter Mann, dem die kleinen Augen im fleischigen Gesicht einen listigen, ja verschlagenen Ausdruck gaben. »Aber gesetzt, es sind Menschen, warum sollen wir sie töten? Wir sind viele und sie nur drei, den elenden Sohn der Savanne nicht gerechnet. Was sollen wir sie fürchten? Sie sind stark und ihre Hände kunstfertig. Sie sollen uns Sklavendienste tun. Tot nützen sie uns nichts.«

»Wir haben sie nicht im Kampf überwältigt«, sagte der Kazike mit seiner leisen, müden Stimme. »Bedenke das, o *Weißer Termite*! Als Hilfeflehende kamen sie zu uns. Noch immer haben die Chibcha dem Fremdling einen Platz im Haus gegönnt, der ihnen friedlich nahte.«

»Willst du sie freilassen, o *Herr der Koralschlange*?«, fuhr ein Guecha in goldener Rüstung, *Windhose*, der Feldherr, auf. »Sie werden wiederkommen, zahlreich wie Heuschrecken, und uns alle verderben.«

Ein zustimmendes Murmeln erhob sich. Es klang drohend und ängstlich zugleich.

»Frage, o *Herr der Koralschlange*, den Zauberer!«, riet *Weißer Termite*.

»Die Götter sollen uns sagen, was wir tun sollen!«

Das war ein tückischer Vorschlag.

»Was soll uns der Zauberer? Was soll uns der *Herr des Schmutzes*?«, brauste der Oberpriester auf, geradeso, wie es



der Palastvorsteher erwartet hatte. »Er ist ein Narr!«

Eine Bewegung des Entsetzens ging durch die Versammlung. Unterdrückte Ausrufe des Schreckens wurden laut. Einige bedeckten das Gesicht mit den Händen und murmelten dumpfe Beschwörungsformeln. Was fiel dem Oberpriester ein? Den Zauberer, den Gewaltigen, den Begnadeten beschimpfen, hieß das nicht die Rache der beleidigten Gottheit mutwillig heraufbeschwören? Was für grauenhafte Zeichen: diese weißen Männer, die plötzlich erscheinen, wie vom Himmel gefallen, diese unerhörte Beschimpfung des Zauberers aus Priestermund! Wankten alle Stützen göttlicher und menschlicher Ordnung? Ging die Welt unter?

Auch der junge Kazike war auf das Tiefste erschrocken. »Der *Herr der Koralschlange*«, sagte er mit mühsamer Fassung, »wird tun, was ihm gutdünkt. Man rufe den *Herrn des Schmutzes*!«, gebot er dann.

Ein Höfling entfernte sich und kehrte bald mit einer abenteuerlichen, greisenhaften Gestalt zurück. Der *Herr des Schmutzes* trug ein Federwams, das aus Tausenden von bunten Federn zusammengesetzt war. Dürr und hager, mit einer scharf vorspringenden Hakennase, sah er in seinem Federkleid wie ein Papagei aus. Seine funkelnden Schlitzaugen trafen den Oberpriester mit unverhülltem Hohn. »Was willst du, o *Herr der Koralschlange*?«, fragte er krächzend. Auch er sah dabei den Fürsten nicht an.

»Du weißt, o *Herr des Schmutzes*, dass weiße Männer zu uns gekommen sind über die Berge aus den Ebenen gegen Sonnenaufgang«, sagte der Kazike. »Hat sie Bochica zu uns gesandt? Sind es unsterbliche Götter? Oder sollen wir sie Sua opfern, dass er sich nähre von ihrem Blut? Was, o *Herr*

*des Schmutzes, ist der Wille der Überirdischen?»*

Aller Augen sahen gespannt auf den Zauberer.

»Ich werde sie fragen«, erwiderte der Zauberer mit seiner heiseren Stimme. Er winkte seinen Knaben. Sie brachten ihm einen Schemel, auf den er sich mühsam niederließ. Dann entzündeten sie in einer Schale Kopalharz. Ein starker, atemraubender balsamischer Geruch erfüllte den Raum. Dichter weißer Rauch stieg auf, in dem die Gestalten nur noch wie Schatten sichtbar waren. Nun reichten die Knaben dem Zauberer eine Schale mit Tabaksaft. Er leerte sie in großen Zügen. Eine Weile saß er stumm in sich zusammengesunken. Dann stieß er, leise zuerst, dann immer lauter, wilde tierische Laute aus, die allmählich in eine Art heulenden Gesang übergingen. Dazwischen klang es wie das Grunzen eines Wildschweins, das Zischen eines Jaguars. Alle horchten gespannt. Manchmal stieß der Zauberer ein Wort hervor. Es fiel der Name seines Widersachers, des *Herrn des Donners*. Dann folgte ein schrilles, höhnisches Lachen. Und schließlich vernahmen die atemlos Lauschenden deutlich die Worte: »Götter, Götter, weiße Götter!«

Der weiße Dampf verzog sich. Wie ein Toter lag der Zauberer am Boden. Die Knaben richteten ihn auf. Auf ihre Schultern gestützt, verließ er ohne Gruß den Saal.

Finster stand der *Herr des Donners*.

Der Kazike aber befahl, die weißen Götter vor ihn zu führen.

Am anderen Morgen geleitete ein Höfling die drei weißen Gefangenen durch die gaffende Menge zum Palast des Kaziken. Drei Palisadenzäune mussten sie durchschreiten, um zu dem Herrschersitz des jungen Fürsten zu gelangen. Auch diese Zäune waren mit bemalten, mumifizierten

Menschenköpfen behangen. Sie umschlossen zahlreiche Gebäude, die mit Palm- oder Maisstroh gedeckt und deren Wände sauber verputzt waren. An den aus Rohr geflochtenen Türen hingen Goldplatten, die bei der leisesten Berührung erklangen.

Mit klopfendem Herzen folgten die Freunde ihrem Führer. Was würde die nächste Stunde ihnen bringen? Führte man sie zur Folterung, zur Richtstätte? Unter den Blicken, die sie unterwegs anstarrten, waren einige, die sie erschreckten, Blicke gereizter und furchtsamer wilder Tiere. Würden sie scheu in ihren Höhlen bleiben oder sich plötzlich auf die wehrlosen weißen Männer stürzen mit wildem Panthersprung?

Seit sie das Gebiet des Palastes betreten hatten, umfing sie tiefe Stille. Das Volk war draußen vor dem ersten Palisadenzaun zurückgeblieben. Niemand, der nicht zum Hofstaat oder zur Priesterschaft gehörte, durfte den geheiligten Bezirk des Palastes betreten.

Der Höfling führte die Freunde in den Audienzsaal. Halbdunkel erfüllte den Raum. Nur durch ein Oberlicht drang der Tag in das Gemach, in dessen Mitte ein wenig erhöht der Thron des Kaziken sich erhob. Priester und Höflinge umstanden ihn schweigend. Als die drei weißen Männer den Saal betraten, wandten manche das Gesicht ab, andere sahen sie aus undurchdringlichen Augen kalt, feindselig, drohend an. Keiner sprach. Stumm harrten alle der Ankunft des Fürsten.

In der Dämmerung, an die sich ihre Augen erst allmählich gewöhnten, erkannten die Freunde an den mit bunten Schilfmatten bedeckten Wänden große fratzenhafte Gebilde, die menschliche Figuren darstellten. Sie waren aus Holz

geschnitzt, aber die Köpfe waren Menschengeschädel und die Gesichter aus Wachs geformt. Einzelne Figuren waren sogar aus Menschenhäuten gebildet, die, anscheinend mit Sand gefüllt, Menschenkörper in schrecklicher Verunstaltung darstellten. Lanzen und Keulen hatte man den Gestalten in die Hand gegeben: eine schauerliche Kämpferschar.

Endlich erhob sich ein wildes Getöse. Unter dem dumpfen Dröhnen der Kürbistrompeten, Muschelhörner und Fellpauken betrat eine Schar Knaben das Gemach. Sie vollführten einen ohrenbetäubenden Lärm, indem sie Stöcke auf den Boden stießen, an denen mit kleinen Steinen gefüllte Kürbisse befestigt waren. Es klang wie prasselnder Hagelschlag. Dann erschien der Kazike auf einem reich mit Gold und Federn geschmückten Sessel, von vier Indianern getragen. Über dem nachschleppenden weißen Baumwollgewand trug er einen Goldharnisch. Sein Gesicht war in Streifen leuchtend rot und blauschwarz bemalt.

Alle wandten sich wie geblendet ab. Auch die Gefangenen folgten unwillkürlich dem Beispiel der Indianer. Augenblicklich verstummten die Instrumente. In die feierliche Stille tönte die leise Stimme des Kaziken. Er sprach langsam, würdevoll. Ein Priester übertrug seine Worte in die Sprache der Aruakstämme. Hans Hauser begriff den Sinn ohne Mühe.

»Der Herr der Koralschlange grüßt dich«, so sagte der Kazike, »Jüngling mit den Haaren, die gelb sind wie reifer Mais, dessen Augen glänzen wie der Spiegel des heiligen Sees, er grüßt dich und deine Gefährten. Bochica hat euch zu uns, zum Volk der Chibcha, geführt, in das Land des mächtigen Zipa von Muikita. Seid uns willkommen! Gaben bieten wir dir, wie sie das Auge und das Herz erfreuen, grüne Steine

und Suas, des Sonnengottes geronnene Strahlen, die, so sagt man mir, die weißen Götter mehr lieben als selbst das Salz.«

Er winkte. Die Knaben breiteten auf einer Matte die Gastgeschenke aus: Maiskuchen und Salz, Feldhühner, Chicha, das berauschende Maisbier, in einem goldenen Gefäß, eine Tonschale mit Goldkörnern und fünf große Smaragde.

»Nimm, o *Jüngling des Maises!*«, sagte der Kazike, indem er dem jungen Deutschen nach Indianerart einen Namen gab.

Hans Hauser klopfte das Herz zum Zerspringen. Nun musste er antworten. Noch nie stand er an den Stufen eines Thrones, vor einem Fürsten. Und dieser Indianer mit den unbeweglichen Zügen, der Bemalung, die seinem Gesicht etwas Maskenhaftes gab, im reichen Goldschmuck inmitten seines finsternen, schweigenden Hofstaates, war von einer düsteren, beklemmenden Majestät. Er musste antworten, der junge Kommiss des Welserhauses, klug antworten wie ein Staatsmann, wie der Gesandte eines befreundeten Fürsten. Von der Geschicklichkeit, mit der er seine Worte setzte, hing vielleicht sein Leben und das seiner Gefährten ab. Wie seltsam waren die Worte dieses Fürsten der Indianer! Sie hielten ihn, Hans Hauser, und den Niedersachsen und Kressel, den braven Hessen, für Götter. Sollte er ehrlich sein und ihnen sagen, dass sie armselige Menschenkinder sind, die im Grunde ihres Herzens um ihr Lehen bangen? Nein, es wäre eine Torheit.

»Ich danke dir, o *Herr der Koralschlange!*«, begann er zögernd. »Nimmermehr hegen wir böse Gedanken wider dich und dein Volk. Als Abgesandte des großen Kaziken des Ostens kommen wir zu dir. Reiche Schätze wollten wir

dir bringen, aber auf dem Kamm des Gebirges überfiel uns der Nebel und trennte uns von den Sklaven, die sie trugen, und unseren weißen Gefährten. So gib uns, o *Herr der Koralschlange*, unsere Waffen wieder und lass uns zurückkehren zu den weißen Männern, die in der Ebene unser harren! Mit reichen Schätzen werden wir wiederkommen, wie du sie noch niemals sahst, denn groß und mächtig ist der Herrscher, dem wir dienen, und unermesslich der Reichtum seines Landes.«

Eine verhaltene Bewegung ging durch die Versammlung. Hans Hauser spürte deutlich die feindliche Stimmung.

Auch die Stimme des Kaziken klang verändert, als er wieder das Wort ergriff. »Nicht Waffen tun euch not. Niemand wird euch etwas zuleide tun. Was wollt ihr bei den weißen Männern? Wollt ihr sie rufen, dass sie kommen, unser Land zu verwüsten? Nein, o *Jüngling des Mais*, wir lassen euch nicht ziehen. Bleib bei uns mit deinen Freunden! Wir wollen euch Mais und Chicha geben, soviel ihr begehrt, und schöne Frauen. Nichts soll euch fehlen.«

Finster sah Hans Hauser vor sich hin. »Sie wollen uns nicht fortlassen«, erklärte er den Gefährten.

»Sag ihnen in drei Teufels Namen, dass wir bleiben werden!« flüsterte Fabricius in mühsam verhaltener Wut. »Aber sag ihnen auch, dass Hohermut sie zu Brei zerstampfen wird, wenn sie uns auch nur ein Haar krümmen!«

Hans Hauser fiel das *Requirimiento* ein, jenes seltsame Dokument des Indienrats in Sevilla, das den Indios Frieden versprach und sie zugleich mit den furchtbarsten Strafen bedrohte, wenn sie sich den Segnungen der Zivilisation zu widersetzen wagten, jenes Dokument, über das die Konquistadoren lachten und das die Indianer nicht verstanden.

Trotzdem beschloss er in seiner Not, es einmal mit der Weisheit der spanischen Kolonialbehörde zu versuchen. »So werden wir bleiben, o *Herr der Koralschlange!*«, erwiderte er. »Aber wisse, dass der große Kazike des Ostens euch furchtbar bestrafen wird, wenn uns ein Leid geschieht!«

Der Kazike macht eine abwehrende, fast hochmütige Handbewegung. »Der Kazike des Ostens ist fern«, versetzte er, »aber die Guechas des großen Zipa von Muikita sind zahllos, und in einer Nacht ruft die Trommel sie zusammen.«

Hans Hauser schwieg. Wer immer dieser *Zipa* sein mochte und wie groß seine Macht. Dass er und seine Soldaten eher zur Stelle sein würden als Kaiser Karls des Fünften Heeresmacht, war wohl nicht zu bestreiten. Ja, wäre Hohermut da, nur zehn von seinen Reitern, er, Hans Hauser, würde diesen goldbehängten Heiden schon Achtung vor den Weißen beibringen!

Inzwischen hatte ein Höfling dem Kaziken einen Tonteller gereicht, auf dem eine schwärzliche Masse lag. Zugleich war ein schmutzstarrender Priester auf die drei zugetreten und schwang eine Schale mit brennendem Kopalharz dicht vor ihnen, dass ihnen der Dampf in die Nase stieg und sie heftig niesen mussten, was in ihren Augen die Feierlichkeit der Zeremonie nicht gerade erhöhte, die Indios aber nicht weiter zu berühren schien. Der Fürst hatte mit einer Art Spatel aus Gold ein Stück der schwarzen Masse zum Mund geführt und verzehrt. Dann reichte der Höfling Hans Hauser die Schale. Mit einiger Überwindung aß auch der Deutsche. Es war Erde, richtiger Dreck. Die Schale ging hierauf an Fabricius, von dem sie schließlich zu Kressel wanderte. Auch die beiden anderen aßen.

Dann war die Audienz beendet. Von Neuem dröhnten die Pauken, tönnten Hörner und Trompeten. Unter Vorantritt der Pagen, die ihre Rasselstöcke auf den Boden stießen, verließ der Kazike auf den Schultern der vier Indianer den Saal.

*Weißer Termit* aber, der Palastvorsteher, näherte sich den Freunden, listig aus den kleinen Augen blinzeln. Ehrerbietig und zugleich ein ganz klein wenig spöttisch begrüßte er sie, indem er mit der Hand den Boden berührte. Dann führte er sie in eine geräumige Hütte, die nicht weit vom Palast innerhalb der innersten Einfriedigung lag. Man brachte ihnen Maiskuchen, Früchte, Feldhühner und Chicha. Sie konnten in den bequemen Hängematten so lange schlafen, wie sie wollten. Es fehlte ihnen an nichts, aber sie teilten den Raum mit zehn Speere tragenden Guechas, die jeden ihrer Schritte bewachten.

»Sie halten uns für Götter«, meinte Fabricius grimmig.  
»Warum behandeln sie uns wie Verbrecher?«

Die Gefangenen bewegte nur ein Gedanke: Flucht. Sie durften in den Gärten des Palastes und in den Straßen der Stadt umhergehen, immer aber fühlten sie die Augen ihrer Wächter auf sich gerichtet. In ohnmächtiger Wut ballte Fabricius die Fäuste. »Satansbrut!« stöhnte er. Manchmal überfiel die beiden Jüngeren dumpfe Verzweiflung. Stundenlang brüteten sie vor sich hin. Kressel war ruhiger. Verständig erwägte er alle Möglichkeiten einer Flucht, so gering sie auch sein mochten. Der Xidehara war schweigsam wie immer, aber jede Faser seines Körpers war gespannt. Seine Augen funkelten. Nichts entging ihm, was die Wächter taten.

In den Straßen wich das Volk zur Seite, wenn die weißen



Männer nahten, und manche wendeten in tödlichem Erschrecken die Augen von ihnen ab. Sie hörten es hinter sich flüstern. Es klang wie Beschwörungen und Gebete. Kein Zweifel, man hielt die drei Deutschen für übernatürliche Wesen. Aber sie fühlten sich höchst unbehaglich in ihrer Rolle als Götter der Chibcha.

Mit Muße konnten sie das seltsame Leben beobachten, das sich um sie entfaltete.

Zumal an Markttagen wimmelte die Stadt. Auf dem Marktplatz vor dem Tempel Suas lagen die Waren aus: bemalte Tongefäße, Baumwollstoffe, Steinäxte, wie man sie zum Roden des Waldes braucht, und Grabstöcke, daneben Wildgeflügel und Fische aus dem heiligen See. Landleute aus der Umgebung tauschten die Erzeugnisse ihrer Äcker gegen Handwerkerwaren. Es wurde gehandelt und gefeilscht, aber kein Wort fiel dabei. Nur mit Zeichen und Gesten wurde gefordert und geboten. Töpfer, Seiler, die Hängematten verfertigen, Goldschmiede saßen arbeitend vor den Türen ihrer Häuser neben Frauen, die spannen und webten, wie es einst Bochica ihre Urmütter lehrte, als er, ein langbärtiger Mann, aus den Llanos zu den Chihchas kam. Manche stellten kunstvolle Decken und Wämser aus Federn her, die sie in netzartige Gewebe einknüpften. Die buntgefiederte Vogelwelt der Tropen, der herrliche grüne Quetzalvogel, der blaue Kotinga, die bunten Araras und Reiher mussten das farbenprächtige Material liefern. Gern sah Hans einem alten Goldschmied bei der Arbeit zu. Mit großer Kunstfertigkeit stellte er Gefäße für die Chicha her, griechischen Amphoren nicht unähnlich, Schmuckstücke oder Opfergaben, kleine Goldscheiben, auf denen die Umrisse menschlicher Figuren aus Golddraht aufgelötet wa-

ren. Unerschöpflich schien der Goldreichtum dieses Volks zu sein.

Eines Tages schenkte der Indianer dem jungen Konstanzer ein Figürchen, die Göttermutter Bachue darstellend.

»Nimm, o *Jüngling des Maises!*«, sagte er demütig. »Nimm und schütze mein Haus vor allen Schlichen und Ränken Chibchachums, des bösen Gottes!«

Ein wenig beschämt nahm Hans das Geschenk an. Er konnte als Gegengabe dem Alten nur ein Stückchen Goldtresse von seinem Wams anbieten, das schon ganz schwarz und unansehnlich war. Doch der Chibcha schien nichtsdestoweniger hochbeglückt über das Geschenk.

Einmal kamen die Freunde auf ihren Erkundungsgängen in einen abgelegenen Stadtteil. Ein abscheulicher Geruch schlug ihnen entgegen. Sie waren in die Quartiere der Leichenbestatter geraten. Dort ließen die Chibcha von geschickten Händen die Leichen ihrer Verstorbenen mumifizieren, um sie beizusetzen oder als Hausgötter in ihren Wohnungen aufzustellen. Es war ein blutiges unappetitliches Geschäft. Man schnitt die Körper auf und stopfte Harzbrocken an Stelle der Eingeweide in die Körperhöhlen.

Sonst aber war die Stadt sauber, reinlicher als manches Bauerndorf daheim, was ja kein Wunder war, da es hier keinerlei Haustiere gab. Niemand schüttete Unrat auf die Straße, und man besprengte sogar an heißen, staubigen Tagen die Wege mit Wasser.

Inmitten der Stadt erhob sich der Tempelbezirk. Niemand hinderte die weißen Männer, die Tempel zu betreten und den wilden heidnischen Gebräuchen zuzusehen, mit denen die Chibcha ihre Götzen ehrten. Ein mächtiger Tempel war Bachue, der Göttermutter, geweiht. Ein Bildnis der Göttin

stand inmitten des großen Raumes als ein Tongefäß mit mächtigem Maul, in das die Gläubigen ihre Opfergaben legten. Mais brachten sie und Salz, Früchte und Chicha, denn blutige Opfer verschmähte die Göttin. Daneben im Heiligtum Bochicas, des guten Gottes, des Patrons der Ackerbauer, Handwerker und Händler, war der Gott dargestellt, auf dem Regenbogen stehend, wie er den goldenen Stab gegen die berstenden Felsen schleuderte, damit die Wasserflut Abfluss fand, mit der Chibchachum, der Gott der Erde, im Zorn über das Menschengeschlecht das Land bedeckt hatte.

Der gewaltigste Tempel aber, ein mehrschiffiger, hallenartiger Holzbau, war das Heiligtum Suas, des Sonnengottes. Im Halbdunkel lag das riesige bemalte und mit reichen Goldzieraten behängte Holzbild des Gottes in einer Hängematte, die vier mächtige, fratzenhafte Holzfiguren trugen. Vor dem Götterbild stand der Opferstein, der immer vom frischen Blut der unzähligen Wachteln troff, die hier alltäglich zu

Ehren des Gottes geschlachtet wurden. Der süßliche Blutgeruch vermischte sich mit dem betäubenden Duft des Weihrauchs. Priester mit verwildertem Haar, die Hände und Gewänder beschmutzt mit Opferblut, sangen dumpf und eintönig. Manche hatten sich durch Kokakauen und den Genuss von Tabaksaft in einen wilden, tierischen Rausch versetzt. Unablässig kamen und gingen die Gläubigen. Viele lagen in wilder Verzückung am Boden. Andere unterwarfen sich schweren Kasteiungen. Vom langen Fasten waren sie zum Skelett abgemagert. Schaudernd sahen die Christen, wie sie sich mit spitzen Knochendolchen Zunge und Ohren durchstachen. Unter Räucherungen und

dumpfen Gesängen fingen die Priester das Blut auf und strichen es auf Agaveblätter, die sie sorgsam in Grasbündeln verbargen.

Allmählich lernten die drei Europäer die Kasten unterscheiden, in die das Volk der Chibcha zerfiel: die stolzen Krieger, die Guechas mit dem geschnittenen Haupthaar (sie allein und die Priester durften Gewänder tragen, die mit Ornamenten in roter oder blauer Farbe bemalt waren, die Handwerker, Landleute und Händler in ihrer schlichteren Tracht, die Sklaven, oft nur mit Lendenschurz bekleidet wie die Indianer der Llanos, Kriegsgefangene aus den Kämpfen mit den gefürchteten Nachbarn, den wilden, menschenfressenden Panches, oder aus den fortwährenden Kriegen der beiden Herrscher der Hochfläche - des Zipa von Muikita, der im Süden gebot und dem auch der Kazike von Guatavita lehenspflichtig war, und des Zague von Tunja, des Herrschers im Norden.

Den Chiqui, den Priestern, begegnete das Volk mit großer Ehrerbietung. Alle wandten das Gesicht ab, wenn ein Priester, besudelt mit Blut und Schmutz, über die Straße ging. Niemand aber, nicht einmal dem Kaziken, wurde so große Ehrfurcht gezollt wie einem schwächtigen, in weiße Tücher gekleideten Knaben, der allmorgendlich in Begleitung einiger Chiqui vom Haus der Priester in den Tempel Suas hinüberging, um dort zu beten. Alle warfen sich unter dumpfen Anrufungen des Licht- und Maisspenders vor ihm in den Staub.

Häufig erhielten die Freunde Besuch von *Weißer Termite*, dem Palastvorsteher. Seit sie ihm ein paar Sporen schenkten - Kressel hatte sie vorher mit Sand blitzblank geputzt - versäumte der Dicke nie, sich von Zeit zu Zeit nach dem

Befinden seiner Schützlinge zu erkundigen und ein Stündchen mit ihnen zu verplaudern. Die Sporen trug er dabei stolz an einem Baumwollfaden um den Hals. Die Deutschen lernten im Gespräch mit dem Höfling nicht nur die Chibchaprache, die wohlklingend und viel wortreicher ist als das Aruak. Auch manches Interessante erfuhren sie von dem listigen Dicken, der fortwährend Koka kaute, wenn er nicht gerade seinen Lieblingstrank schlürfte, kalten Kakao, der mit Pfeffer, Vanille und Bienenhonig gewürzt war und den er ständig mit einem Stäbchen quirlte, sodass er mit einer dicken Schaumschicht bedeckt war. Ein schrecklich hässlicher Panchesklave, den er seiner Riesenohren wegen *Brüllaffenohr* nannte, musste ihm in einem mächtigen Gefäß stets das geliebte Getränk nachtragen.

Der Dicke erzählte behaglich vom Krieg des Zipa und des Zague, der gerade durch einen Sieg des Herrschers von Muikita beendet wurde, aber von Neuem auszubrechen drohte.

»Fieberhaft rüstet *Windhose*, der Feldherr, für den neuen Feldzug«, so berichtete er. Um Iraca, die Tempelstadt, ging der Streit. Alljährlich wallfahrtete das Volk der Chibcha zur Tempelstadt im Norden, während auf der ganzen Hochfläche Gottesfriede herrschte. Dieses Iraca musste, so schien es den Deutschen, eine Art Rom der Chibcha sein.

*Weißer Termite* wurde nicht müde, von dem Glanz und der Pracht der Stadt zu erzählen, wo soeben der Zaque dabei war, aus Steinen einen mächtigen Tempel zu Ehren Suas zu errichten, ein unerhörtes Unterfangen, denn bislang waren alle Gebäude der Chibcha, auch die größten Tempel, stets aus Holz erbaut worden.

Den Zaque dagegen gelüstete es von allem Besitz des

Zipa am meisten nach den Salinen von Zipaquirá, wo der größte Reichtum des Südreichs, das Salz, aus dem stark salzhaltigen Wasser der Lagune gewonnen wurde. Wertvoller waren dem Zipa die

Salinen als selbst die Minen im Tal des großen Stroms, wo man die herrlichen grünen Steine grub. Weithin brachten die furchtlosen Händler der Chibcha das begehrte Gewürz, gegen Sonnenaufgang bis tief in die Llanos, gegen Sonnenuntergang bis in das Tal des großen Flusses, wo vor einigen Jahren weiße Götter schrecklich unter den Indianern gewütet haben sollen. Die Freunde horchten auf. *Weißer Termite* hatte wohl von Ambrosius Ehingers Zug ins Tal des Magdalenenstroms gehört.

Gern erzählte der Palastvorsteher Hofklatsch. Am liebsten verbreitete er sich umständlich über den ewigen Streit zwischen dem *Herrn des Donners* und dem Zauberer, dem *Herrn des Schmutzes*. Nicht nur die beiden Alten taten sich Schabernack an, wo sie nur konnten, auch die beiderseitigen Frauen - jeder besaß ein gutes Dutzend davon - gerieten sich gelegentlich in die Haare und gingen mit Nägeln und Zähnen aufeinander los. Vom Zauberer sprach *Weißer Termite* immer nur im ängstlichen Flüsterton, wie daheim in Deutschland die Kinder von Hexen und bösen Geistern. Es war schlimm, den Zauberer zum Feind zu haben. Wo er sich zeigte, wich ihm das Volk voller Angst aus. Selbst der Kazike, der Sohn des Sonnengottes, fürchtete ihn. Nichts blieb dem Zauberer verborgen. Wenn er im Tabakrausch lag, bezeichneten die Zuckungen seiner Glieder unter den Verdächtigen, die ihm gegenübergestellt wurden, unfehlbar den Schuldigen, den Dieb, den Räuber, den Mörder, und als der *Herr der Koralschlange* einmal eine der Frauen

des Zauberers, die eines Diebstahls verdächtig war, mit Pfeffer hatte füttern lassen, um sie zum Geständnis zu bringen, war monatelang der ersehnte Regen ausgeblieben, denn das Gebet des Zauberers konnte das Unwetter rufen und bannen, den Hagelschlag, der die Ernte vernichtet, die sengende Glut der Sonne, die Flut des Regens. Geheimnisvoll wirkte er in die Ferne, dass sein Opfer langsam dahinsiech, eine ganze Sippe, ein ganzer Stamm an Krankheit zugrunde ging oder von seinen Feinden vernichtet wurde. Das Gliederreißen, das den *Herrn des Donners* plagte, war sicher das Werk seines Feindes, nicht minder der Brand, der vor einigen Monaten das Haus des Oberpriesters eingeäschert hatte. Es war ein herrliches Gebäude, kaum erst fertig geworden, und man hatte nach altem Brauch die Eckpfosten in die Leiber unschuldiger Kinder gerammt, die man lebend in die Gruben geworfen hatte, damit das reine Blut in die Erde sickere und das Haus gegen jede Unbill feie. Trotzdem hatte das Hassgebet des Zauberers den Brand in das Haus geworfen, dass es bis auf den Grund eingeäschert wurde.

Mit der Bereitwilligkeit, mit der viele Leute ihren Mitmenschen etwas Unangenehmes sagen, erzählte *Weißer Termite* den Freunden, dass der Oberpriester, der *Herr des Donners*, sie hasste. »Denkt nur«, berichtete er eines Tages mit gut gespielter Entrüstung, »der Priester will nicht glauben, dass ihr Götter seid! Er meint, ihr wäret Menschen, nicht einmal Chiqui oder Guechas, sondern Menschen, wie draußen die Handwerker auf der Straße oder gar die Panchesklaven. Er will euch verderben und nennt euch Abgesandte Chibchachums. Aber - schon um den Oberpriester zu ärgern - der Zauberer, der *Herr des Schmutzes*, hält die Hand

schützend über euch und dann natürlich ich, *Weißer Termite*.«

Es war keine angenehme Neuigkeit, die die Freunde da erfuhren, zumal der Höfling sie nicht im Zweifel ließ, dass sie am Hof noch einen mächtigen Gegner hatten, *Windhose*, den Abgott der Guechas, den Schwestersonn des Kaziken, der nach dem bei den Chibcha herrschenden Mutterrecht einmal Thronerbe sein und den man in einigen Monden feierlich als Kronprinz salben würde.

»Auch *Windhose* liebt euch nicht, o ihr Bleichgesichtigen!«, sagte *Weißer Termite* zwischen zwei Schlucken seines geliebten Kakaos. »Am liebsten würde er euch die Haut abziehen lassen bei lebendigem Leib.«

»Angenehme Aussichten«, brummte Kressel und schüttelte sich. »Ich habe nicht die geringste Lust, einmal ausgestopft in einem Chibchatempel zu stehen.«

»Ja, lieber Kressel«, versetzte Fabricius mit grimmigem Humor, »es wäre schade um deine ehrliche Haut.«

Von *Weißer Termite* erfuhren die Freunde auch das Geheimnis jenes Knaben im weißen Gewand, der, von Tag zu Tag magerer und schwächer werdend, von den Priestern zum Tempel Suas geführt wurde.

»Der Maisbringer ist es«, so erzählte der Höfling. »Im zarten Kindesalter ist er in den Llanos von Sklavenhändlern gekauft worden. Unter Kasteiungen und religiösen Übungen wurde er im Haus der Priester erzogen. Tagelang musste er fasten. Kein Stückchen Fleisch, kein Körnchen Salz werden ihm gegönnt, nur ein paar Früchte. Die Priester geißeln ihn, sie ziehen ihm einen rauen Strick aus Agavefasern durch Nase und Schlund und zerren ihn daran hin und her. Sie binden ihm ein Säckchen mit blutgierigen Ter-



miten auf den Rücken an eine Stelle, die er mit den Händen nicht erreichen kann, dass ihn die Insekten elend zerstechen. Dann, zur Zeit der Maisaussaat, wird er in feierlichem Zug zum Tempel Suas geleitet. Der Kazike selbst wird an der feierlichen Prozession teilnehmen, in seiner Sänfte getragen, denn niemals dürfen die Füße des Geweihten, des Suasohnes, den Boden berühren. Priester werden unter dumpfen Gesängen mit Kopalharz räuchern, eine unübersehbare Menge wird folgen und jammernd und heulend nach Sua, dem Lichtspender, rufen. Am Heiligtum des Sonnengottes wird man den Knaben auf eine hohe Kanzel stellen, die an der Umzäunung des Tempels angebracht ist, dass alles Volk ihn sieht, und die Guechas werden mit ihren Wurfbrettern die Speere nach ihm schleudern, bis er, aus unzähligen Wunden blutend, tot zusammenbricht. Den Körper aber wird man vor dem Tempel liegen lassen, der Sonne zum Fraß, denn Sua, der Sonnengott, braucht frisches und reines Blut, damit seine Strahlen stark bleiben, unter denen der Mais reist. Das Volk aber, das eben noch verzweifelt klagt, wird um die Leiche des Maisbringers tanzen, Gesang und Fröhlichkeit werden herrschen die ganze Nacht und das Maisbier wird fließen, bis alle trunken sind.« Wochen vergingen, Monate. Die Gefangenen in ihrer Einsamkeit, im ewigen Einerlei der Tage, verloren allmählich das Gefühl für die Zeit, zumal die Jahreszeiten hier auf der Hochebene nicht so deutlich ausgeprägt waren wie im Tiefland. Einmal versuchten sie bei einem abendlichen Gang durch die Stadt zu entfliehen. Der Versuch misslang kläglich. Schon hatten sie das Weichbild der Stadt beinahe hinter sich, als ihnen plötzlich einige patrouillierende Guechas in den Weg traten, die eine Art Straßenpolizei aus-

zuüben schienen. Man brachte sie in ihr Gefängnis zurück und verschärfte ihre Bewachung. Ihre Wächter aber, deren Lässigkeit die Flucht begünstigt hatte, traf furchtbare Strafe.

*Weißer Termite* erzählte ihnen mit sichtlichem Behagen davon. Einige wurden gepfählt, andere waffenlos mit einem hungrigen Puma eingesperrt. Die schlimmste Strafe aber erlitt der Anführer des Wachkommandos. Man zwang den unglückseligen, dem Sohn Suas, dem Kaziken, ins Gesicht zu sehen. Nur mit Gewalt konnte der in Qual und Verzweiflung Aufheulende dazu gezwungen werden. Danach war er verfehmt, geächtet, vogelfrei, verseucht von den Göttern, ausgestoßen von den Menschen. Waffenlos irrte er in der Savanne umher, bis ihn ein qualvoller Hungertod von seinen Leiden erlöste.

Eines Morgens wurde Hans Hauser von dumpfen Trommelwirbeln aus dem Schlaf geweckt. »Kressel, Fabricius, hört ihr die Trommeln?«, rief er, die Freunde aus dem Schlaf rüttelnd.

Die Aufhorchenden unterschieden deutlich, wie eine Trommel das Signal einer entfernteren aufnahm und an eine dritte weitergab. Auch ihre Wächter, die Guechas, horchten gespannt auf die Signale. Plötzlich gerieten sie in wilde Aufregung. »Krieg! Krieg!« schrien sie.

Vom dicken Palastvorsteher erfuhren die Freunde Näheres.

Der Zaque von Tunsu war in das Land eingefallen und näherte sich bereits Zipaquirá. Alle Vasallen hat der Zipa von Muikita zum Kampf aufgeboten. Bis in das kleinste Pueblo drangen seine Befehle, durch die rhythmischen Wirbel der riesigen Schlitztrommeln blitzschnell weitergegeben.

Schon eine Stunde später brach *Windhose* an der Spitze seiner Guechas in den Norden des Reiches auf. Auf dem Marktplatz mitten unter dem Volk stehend, sahen die Freunde dem Auszug zu. Die Menge jubelte dem beliebten Führer zu. Den Soldaten wurden Mumien berühmter Krieger wie Feldzeichen vorangetragen, ihren Mut zu stärken und ihre Feinde zu schrecken.

Aber die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz klangen nicht günstig, und eines Tages berichtete *Weißer Termite* mit bedenklichem Gesicht, dass die Truppen des Zaque Fortschritte machten und die Salinen von Zipaquirá in größter Gefahr waren. Die Gefangenen wussten nicht recht, sollten sie wünschen, dass der Zipa siegt oder der Zaque. Aber würden sie nicht bestenfalls nur eine Herrschaft mit der anderen vertauschen? Nicht einmal ihre leise Hoffnung, dass ihre Bewachung in der Kriegszeit weniger scharf sein werde, erfüllte sich. Sie fühlten sich schärfer beobachtet als je zuvor.

Am anderen Morgen erwachte Hans Hauser von Geschrei vor der Hütte. Er stützte den Arm auf und horchte. Es klang gar nicht kriegerisch, viel eher wie fröhliches Gelächter. Die anderen schliefen noch. Leise erhob sich Hans und trat vor die Hütte.

Ein liebliches Bild bot sich ihm. Eine Schar Mädchen spielte Ball, zwei Parteien gegeneinander. Aber der Ball wurde nicht mit den Händen geworfen, sondern mit Schulter und Rücken fortgeschleudert. Hans musste unwillkürlich an ballspielende Kätzchen denken. Es galt, den Ball in einen der Steinringe zu treiben, die an den Schmalseiten des rechteckigen Spielplatzes auf abgestumpften kleinen Erdpyramiden ein wenig erhöht angebracht waren. Die

Mädchen waren so in ihr Spiel vertieft, dass sie den stummen Zuschauer lange Zeit gar nicht bemerkten. Plötzlich wies eines von ihnen mit einem erschreckten Schrei auf den jungen weißen Mann, der lächelnd herübersah. Sofort ergriff das ganze Rudel die Flucht, jedoch nicht allzu weit. Ein paar Mutige blieben zuerst stehen und drehten sich um, die anderen folgten zögernd ihrem Beispiel. Aus gemessener Entfernung, gedeckt durch eine Eukalyptushecke, bereit, sofort von Neuem die Flucht zu ergreifen, äugten sie nach Hans hinüber.

Eines von den Mädchen - es mochte fünfzehn Jahre alt sein - war nur ein paar Schritte fortgelaufen. Sie stand am Rande des Spielplatzes und richtete ihre schwarzen Augen gespannt, doch ohne Furcht auf Hans. Ohrläppchen, Nasenscheidewand und Lippen waren von Goldröhrchen durchbohrt, und ein schöner Smaragd hing an einem durch das Lippenröhrchen gezogenen Faden.

Hans ging zögernd auf das Mädchen zu. Es war mit einem zierlichen Angelhakenmuster um den Mund und auf den Wangen blau tätowiert. Die Backenknochen standen nicht allzu weit vor und die Nase hätte für hübsch gelten können, wäre sie nicht ein wenig platt gewesen. Das reiche blauschwarze Haar fiel auf die Schultern herab. Die Gesichtsfarbe war goldbraun.

Wie Herbstlaub im heimatlichen Wald, dachte Hans Hauser. Unwillkürlich versuchte er dem Mädchen die Hand zu reichen, aber sie verbarg ihre Hände scheu auf dem Rücken.

Da sagte Hans in der Chibchasprache (so viel konnte er längst): »Keine Angst haben, Kleine, Hübsche!«

Der scheue Ausdruck wich aus dem Gesicht des Mäd-

chens. Es lächelte nun auch und eine Reihe weißer Zähne wurde dabei sichtbar. Dann rief und winkte die Kleine ihren Spielgefährtinnen, die langsam näherkamen. Hans sah sich plötzlich inmitten einer Schar kichernder Mädchen. Er hatte das etwas peinliche Gefühl, dass sie sich über ihn lustig machten. Unwillkürlich sah er an sich herunter. Nun, sein zerrissenes, fleckiges Wams sah nicht gerade festlich aus und stach gegen die blütenweißen Baumwollgewänder der Mädchen sehr ab.

Durch Worte und Zeichen gab Hans den Mädchen zu verstehen, dass sie sich durch ihn in ihrem Spiel nicht stören lassen sollten. Zögernd und ohne rechte Aufmerksamkeit, immer nach dem jungen Mann hinüberspielend, nahmen sie das Spiel wieder auf. Als dabei der Ball zufällig in Hans' Nähe kam, versuchte er sich auch einmal. Aber der Sprung, den er machte, um mit seiner Kehrseite den Ball zu treffen, fiel ungeschickt genug aus und mochte einem Bocksprung verzweifelt ähnlich gesehen haben. Jedenfalls kreischten die Mädchen vor Vergnügen. Doch der Bann war gebrochen. Eine ganze Weile tollte Hans mit den Mädchen umher und setzte seinen Ehrgeiz daran, es ihnen an Geschicklichkeit gleichzutun.

Da wurde das Idyll plötzlich gestört. Eine scheltende Männerstimme ertönte. Aufsehend erkannte Hans den *Herrn des Donners*, der zu der Mädchenschar hinüberdrohte und ihr irgendwelche zornigen Worte zurief. Augenblicklich stoben die Mädchen auseinander. Nur die Kleine mit dem Goldschmuck ging zögernd auf den *Herrn des Donners* zu. Als sie dicht vor ihm stand, erhob er drohend die Faust über sie.

*Schlägt er sie, so zerbreche ich ihm auf der Stelle alle Knochen*

*im Leib*, dachte Hans.

Der *Herr des Donners* aber ließ zu seinem und Hans Hauers Glück die schon erhobene Hand wieder sinken. Doch nun richtete er den Blick auf Hans. »Frauen der Chibchas nichts für weiße Männer«, rief er ihm wütend zu. Dann wendete er sich ab, von der kleinen Indianerin gefolgt. Doch blieb sie ein wenig zurück und kehrte sich noch einmal lächelnd nach ihrem Ritter um, bevor sie mit dem Oberpriester verschwand. Hans stand noch lange sinnend und betrachtete den Rasenplatz, der nun wieder still und verlassen dalag. Dann wandte er sich zum Gehen.

Als er die Hütte betrat, fragte ihn Fabricius, der gerade erwacht war, gähnend, was draußen für ein Lärm gewesen sei.

»Ach, der Lümmel, der *Herr des Donners*, zankte mit ein paar Pagen!« So log Hans Hauser, denn es gibt Dinge, die man auch dem besten Freund nicht gleich zu erzählen braucht.

Drei Tage später dröhnten die Fellpauken, gellten die Kürbishörner, Muscheltrompeten und Knochenpfeifen, und brausender Jubel erfüllte die Luft. »Windhose der Feldherr, kehrte an der Spitze des siegreichen Heeres heim. Vierhundert Köpfe erschlagener Feinde trugen die Guechas auf ihren Speeren, und *Windhose* selbst schwenkte wie eine Fahne die Haut in der Luft, die dem gefangenen Anführer der Feinde bei lebendigem Leib abgezogen worden war. Einige Gefangene wurden alsbald Sua geopfert. Der Lehmbo den des gewaltigen Tempels war bedeckt von riesigen Blutlachen. Die Mehrzahl der Gefangenen aber bewahrte man als Opfer für die Kampfspiele auf, mit denen der Sieg gefeiert werden sollte.

Die ganze Stadt rüstete zum Siegesfest. Überall wurden Maiskuchen gebacken und Chicha in riesigen Mengen gebraut. *Weißer Termite*, dem die Vorbereitungen für das Fest oblagen, lief geschäftig hin und her. Der Fauler hatte plötzlich alle Hände voll zu tun. Der Kampfplatz musste geebnet, die Tanzmasken, die in den Arsenalen von Termiten zerfressen worden waren, ausgebessert, neue angefertigt und für die Festmusik gesorgt werden. Überall sah man den Dicken, schwitzend vor Eifer, immer von *Brüllaffenohr*, dem Panchesklaven, begleitet.

Inzwischen waren die Läufer des Kaziken unterwegs, um das Volk der Chibchas in weitem Umkreis um die Stadt Guatavita zum Fest zu laden. Bis zu den blauen Bergen im Westen, bis auf die einsamen Höhen des Paramo brachten sie ihre Botschaft, die Schnüre aus den Fasern der Mauritiuspalme, in die so viele Knoten geknüpft waren, wie noch Tage vergingen bis zum Fest. Tag für Tag wurde nun ein Knoten gelöst. Kaum konnte die Jugend des Chibchavolks es erwarten, bis der letzte Knoten an die Reihe kam.

Selbst die Gefangenen in ihrer Einsamkeit merkten etwas von den Vorbereitungen zum großen Fest. Vor ihren Augen übten ihre Wächter für die Kampfspiele. Weit und treffsicher schleuderten die Guechas den kurzen Wurfspieß. Sie bedienten sich dazu des Wurfbretts, eines Holzstückes, an dem ein Handgriff aus Ton mit den zähen Fasern einer Agave festgebunden war. Andere übten sich im Wettlauf. Vorzügliche Läufer waren sie, diese mageren, sehnigen Gestalten, und sie gaben das Rennen niemals auf, ehe nicht ein paar völlig erschöpft, keuchend und röchelnd am Boden lagen. Am meisten aber staunten die Europäer über die Blasrohrschützen. Sie handhabten das doppelt

mannslange, aus Palmholz hergestellte Rohr mit unglaublicher Geschicklichkeit. Kaum einmal verfehlte der kleine vergiftete Pfeil, den der Atem des Schützen durch das Rohr trieb, sein Ziel. Selbst den kleinen Kolibri holte er sicher vom Baum.

»Wir sollten uns nicht so viel auf unsere Armbrüste und Donnerbüchsen einbilden«, sagte Hans Hauser, nachdenklich den Schützen zuschauend.

Seit einigen Tagen wusste Hans den Namen der kleinen Indianerin, die er beim Ballspiel kennengelernt hatte. Er traf sie eines Morgens, wie sie nahe der Hütte im Gras saß und bunte Federn in ein Netz von Baumwollfäden knüpfte. Als sie ihn erblickte, legte sie blitzschnell die Hand vor die Augen und wandte sich ab, aber es war mehr eine Geste der Ehrerbietung als der Angst. Als Hans sich neben sie ins Gras warf, lächelte sie ihn freundlich an. Er versuchte sich ihr verständlich zu machen, und es gelang ihm überraschend gut. Die Lücken in der Unterhaltung füllte die Indianerin mit einem so fröhlichen und wohlklingenden Lachen aus, dass es Hans ganz warm ums Herz wurde.

»Wie heißt du?«, fragte er.

Die Indianerin sagte ein Wort in ihrer wohlklingenden Sprache - Hans verstand Kamaliá - und warf dabei aus ihrem Federvorrat ein paar Schwanzfedern einer Schwalbe in die Luft. Hans übersetzte *Tochter des Schwälbchens* und fand, dass der Name gut zu seiner Trägerin passte.

Sie erzählte ihm ihre Lebensgeschichte. Sie war die Tochter eines reichen Guechas - »viel geronnener Sonnenschein, viel Mais«, sagte die Kleine - der schon vor einigen Jahren gestorben war. Chia, die Mondgöttin, die Eulengestaltige, die Feindin Suas, des Sonnengottes, hatte ihn verhext, so



flüsterte *Tochter des Schwälbchens* ängstlich. Dem Toten hatte man die Gattin, die Mutter der Kleinen, mit ins Grab gegeben. *Tochter des Schwälbchens* erzählte davon ernst, aber ohne Kummernis. Das war nun einmal Frauenlos, vielleicht auch - wer weiß, wann - das ihre. Die Waise hatte der Oberpriester zu sich ins Haus genommen. Sie teilte die Hütte mit ihm und seinen Frauen. Sie waren dick und träge, die Frauen, und *Tochter des Schwälbchens* musste ihnen bei ihren häuslichen Geschäften, beim Reiben der Maniokwurzeln, beim Bereiten des Mahls, beim Backen des Kassavebrot und der Maiskuchen zur Hand gehen.

»Doch wird das nicht mehr lange dauern«, sagte das Mädchen, »denn beim nächsten Fest der Maisaussaat wird der *Herr des Donners* mich zur Frau nehmen. Ich gehöre ihm ja schon. Er braucht mich nicht erst zu kaufen, ich habe keine Brüder und keine Verwandte.«

»Liebst du den *Herrn des Donners*?«, fragte Hans.

*Tochter des Schwälbchens* verstand ihn nicht recht.

»Freust du dich, die Frau des Oberpriesters zu werden?«

»Nein«, sagte die Indianerin hart und es zuckte um ihre Nasenflügel. »Der *Herr des Donners* mag euch nicht«, fuhr sie nach einer Weile nachdenklich fort. »Er betet.« Ihre Stimme stockte. »Er betet, dass Chia euch verderben möge. Ich aber bete für euch zu Bochica, dem Guten, dem Freund der Menschen, denn du bist schön und gefällst mir. Nie sah ich Haar wie deines, o *Jüngling des Maises*!«

Hans lächelte und schnitt sich mit einem winzigen Feuersteinmesser, das dem Mädchen als Arbeitsgerät diente, ein paar seiner langen blonden Haare ab. »Da«, sagte er, »ich schenke sie dir.«

Das Blut schoss dem Mädchen in die Wangen.

Hans sah es trotz ihrer dunkeln Hautfarbe.

»Oh, schön - schön!« Sie barg glücklich die Haare in dem Beutel, in dem sie ihren Vorrat an Kokablättern verwahrte. Denn selbstverständlich kaute auch *Tochter des Schwälbchens* den lieben langen Tag Kokablätter.

Dann erzählte Hans von sich und seiner Heimat. Das Mädchen hing an seinen Lippen. Es verstand wohl nicht alles, aber es schien Hans' Sehnsucht und Leid zu spüren. Der arme Junge starb ja fast vor Heimweh, als er von dem großen See und den Bergen und dem riesigen Tempel aus Stein sprach, den die weißen Männer daheim in seiner Heimatstadt zu Ehren des einen und allmächtigen Gottes errichtet hatten.

»Warum willst du nicht bei uns bleiben, o *Jüngling des Maises?*«, fragte *Tochter des Schwälbchens*.

»Nein, nein!«, erwiderte Hans heftig. »Ich will heim zu meinem Volk, zu meinen Freunden. Ich kann nicht leben unter den Chibchas.«

»Sie werden euch nicht fortlassen, eher werden sie euch töten«, sagte *Tochter des Schwälbchens* nachdenklich.

Hans schüttelte die Faust. »Ich will lieber tot sein als euer Sklave!« *Tochter des Schwälbchens* sah betrübt vor sich hin. »Bleib doch hier!«, bat sie noch einmal leise. »Der *Herr des Donners* ist habgierig. Ein Mädchen gilt nicht viel. Willst du mich nicht kaufen, o *Jüngling des Maises?* Ich will das Feld bestellen für dich und spinnen und weben. Ich will singen und tanzen für dich des Abends.

Hans lächelte. »Süße kleine Indianerin!«, sagte er - er sagte es auf Deutsch - und strich ihr über das glänzende schwarze Haar.

*Tochter des Schwälbchens* erschauerte unter der Berührung.

Dann blickte sie Hans plötzlich scheu und ängstlich an, erhob sich und ging ohne Gruß davon.

Hans sah, wie sie in der Hütte des Oberpriesters verschwand. »Arme kleine Indianerin!«, murmelte er.

Endlich war der Tag des Festes gekommen. Schon seit den frühen Morgenstunden strömten die Gäste von allen Seiten in langen Zügen in die Stadt, voran die Männer, geführt von ihren Häuptlingen, dann die Frauen mit den kleinen Kindern, die sie auf dem Rücken trugen, endlich die Mädchen und die halbwüchsigen Knaben. Die Frauen schlepten obendrein den größten Teil ihres Hausrats mit sich, Hängematten, Körbe, Tongefäße, Kassavebrot und anderen Reiseproviant, denn der Weg zur Hauptstadt und zurück ins heimatliche Dorf war weit. Schon eine Strecke vor der Stadt wurde halt gemacht. Alle bemalten sich mit leuchtend roten und schwarzen Farben und schmückten sich mit Feder- und Goldzierrat. Die Männer, vorab die Guechas, trugen Waffen: Speere und glatte, polierte Kriegskeulen, dazu Schilde aus Rohrgeflecht, die mit prächtigen Ornamenten aus bunten Federn geschmückt waren. Stolz schwangen die Knaben ihre kleineren Speere und Keulen, die sie - viele zum ersten Mal - beim Waffentanz führen durften. Auf dem Marktplatz, vor dem Tempel Suas, erwarteten inmitten seines Hofstaats der *Herr der Koralschlange* seine Gäste. Unbeweglich saß er in seiner Sänfte, die vier Sklaven auf den Schultern hielten. So ließ er seit Stunden die Scharen der Ankömmlinge an sich vorüberziehen. Kein Blick traf ihn, alle wanden ehrerbietig das Gesicht ab. Es war ein heißer Tag, und der Staub wirbelte in Wolken unter den zahllosen Füßen auf. Bald quoll die Stadt über von Menschen, aber fast alle fanden bei Freunden und Ver-

wandten ein Unterkommen. Nur wenige mussten in den Schuppen nächtigen, die gewöhnlich zur Aufbewahrung der Musikinstrumente, Masken und Tanzgewänder dienten.

Die Wellen der festlichen Erregung drangen bis in den stillen Palastgarten zu den Freunden. Auch die Guechas, die sie bewachten, hatten sich geschmückt. Sie standen zusammen und die sonst so Schweigsamen redeten lebhaft miteinander. Kaum fühlten die Gefangenen die undurchdringlichen Augen der Wächter weniger scharf auf sich gerichtet, als sie auch schon über Fluchtplänen brüteten. Sie hatten das Gefühl, dass ihnen dieses Fest eine unwiederbringliche Gelegenheit zur Flucht bieten konnte. Aber wie sie ergreifen? Sollten sie es mit Gewalt versuchen oder sollten sie zu einer List ihre Zuflucht nehmen? Tausend Pläne erwogen sie, um sie immer wieder als unausführbar zu verwerfen.

Gegen Mittag erschien *Weißer Termite* und überbrachte den Freunden die Einladung des *Herrn der Koralschlange*, dem Fest beizuwohnen.

»Wir sollen wohl als Schaustück dienen?«, meinte Fabricius grimmig.

»Vielleicht ist es unser Glück. Am Ende können wir während des Festtrubels entfliehen«, erwiderte Hans Hauser nachdenklich.

Zum ersten Mal seit langer Zeit durchschritten die drei Deutschen und der Xidehara mit dem unvermeidlichen Gefolge ihrer Wächter wieder die drei Palisadenzäune. Ein dichter Menschenstrom, Männer, Frauen, Kinder, Guechas und Handwerker, Priester und Laien nahm sie auf. Er wälzte sich durch die Straßen, dem Festplatz zu, der vor

den Toren der Stadt lag. Bei den vielen Fremden, die das Fest in die Stadt gelockt hatte, erregten die weißen Männer wieder gewaltiges Aufsehen. Doch sie spürten deutlich, dass sie nicht mehr mit der scheuen Ehrerbietung angestaunt wurden wie früher. Keck umschwärmte sie eine Schar Knaben. Sie lachten ihnen dreist ins Gesicht, fast so, als wollten sie die bleichgesichtigen Männer verspotten. Endlich erreichten die vier die Gasse, die zum Festplatz führte. Zwei Reihen hoher Bambuspfähle, auf denen Menschenköpfe steckten, bezeichneten den Weg.

Die Menge umsäumte den Platz in dichten Scharen, ein wimmelnder Ameisenhaufen.

Dem Chicha wurde bereits schon fleißig zugesprochen und es herrschte laute Fröhlichkeit. Umso jämmerlicher sah der Haufen Gefangener aus, der in der Mitte des Platzes stand und sein Los, den Speerwerfern als lebendige Zielscheibe zu dienen, mit stumpfer Ergebung erwartete.

Ohrenbetäubendes Getöse verkündete das Nahen des Kaziken. Nicht weit von der Stelle, wo die weißen Festgäste standen, nahmen die Sänftenträger mit ihrer kostbaren menschlichen Last Aufstellung.

Hans Hauser konnte einen verstohlenen Blick auf den Fürsten werfen: ein Knabengesicht, ein Knabenkörper, zusammengesunken unter der Last des Goldharnisches, Lippen und Ohren noch geschwollen und mit blutigem Schorf bedeckt, Spuren der Wunden, die sich der Kazike im Tempel Suas beigebracht hatte, als er den Gott um den Sieg seiner Soldaten und seines Lehnsherrn, des Zipa von Muikita anflehte. Mit einem Ausdruck tiefer Traurigkeit schweifte der Blick des fürstlichen Jünglings über das bunte Gewimmel ringsumher.

Dann begann das Fest. Zuerst zeigten Knaben, Guechasöhne, in einem Wettlauf ihre Ausdauer, Kraft und Schnelligkeit. Sie waren ganz nackt, nur mit wallenden Federbüschen geschmückt. Unzählige Male umkreisten sie im rasenden Lauf die Bahn, von den Zuschauern durch gellende Rufe angefeuert. Viel hing für sie von dieser Probe ab. Nur wer sie bestand und viele andere dazu, wer es gelernt hatte, unter Geißelhieben nicht zu zucken, wer Bogen, Speer und Keule zu handhaben verstand, einen Bogen zu schnitzen und einen Pfeil zu fiedern wusste, der war würdig, in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen zu werden. Ihm würde man im Tempel Suas Ohrmuscheln, Lippen und Nasenscheidewand durchstechen, um die Goldzierrat darin zu befestigen, die Zeichen der Mannbarkeit. Ihre letzte Kraft setzten die rennenden Knaben ein. Viele brachen zusammen. Der Sieger - auch er war völlig erschöpft - wurde vor den Kaziken geführt, aus dessen Hand er mit abgewandtem Gesicht den Preis empfing, ein reichbemaltes Baumwollgewand.

Wettläufe der Männer folgten. Dann gaben Blasrohrschützen Proben ihrer Kunst. Scharen bunter Vögel flatterten auf, und fast alle holten die Pfeile der Schützen aus der Luft.

Danach traten, von den Zuschauern mit Jubel begrüßt, die Speerwerfer auf den Plan. Die Abschlichtung der Gefangenen begann. Zu je vieren wurden sie an Pfähle gebunden, und die Speerwerfer nahmen in gemessener Entfernung vom Ziel Aufstellung. Hohngeschrei erhob sich, wenn ein Speer sein Ziel verfehlte, Jauchzen, wenn ein Gefangener tödlich getroffen in seinen Fesseln zusammensank. Angewidert wendete Hans Hauser die Augen ab. Da traf sein

Blick zufällig *Tochter des Schwälbchens*, die unter den Frauen des Oberpriesters saß. Ungerührt sah sie dem blutigen Schauspiel zu. Einen Augenblick fanden sich ihre Augen, aber das Gesicht der Indianerin, das glänzend bemalt war, blieb unbeweglich.

Endlich war auch der letzte Gefangene den Speeren erlegen. Man schleifte die Leichen fort. Nur eine große Blutlache bezeichnete noch den Platz, wo über hundert unglückliche Untertanen des Zaque von Tunja unter den Speeren ihrer Feinde verröchelten. Die Guatavitaner aber freuten sich über die Köpfe, mit denen sie demnächst die Zäune ihrer Tempel schmücken würden.

Nun fiel Musik mit hartem Rhythmus ein. Zur Begleitung der Kürbissasseln, der Blashörner und Pauken ertönte wilder Gesang. Der Waffentanz begann. Knaben eröffneten ihn. Die nackten Füße stampften den Boden. Sie stürmten aufeinander los, sie flohen einander, sie umkreisten sich. Die Zuschauer feuerten sie mit lautem Zuruf an. Die Speere klirrten, hart prasselten Keulenschläge auf die Schilfschilde. Allgemach wurde der Tanz zum Kampf. Schon floss da und dort Blut. Immer mehr Tänzer stürzten sich in das Getümmel, die erwachsenen Männer zuerst, dann auch Frauen, ja Mädchen. Hans sah mit Schrecken, wie mit einem wilden Schrei auch seine kleine Indianerfreundin sich unter die Tanzenden mischte. Irgendjemand hatte ihr eine kleine Keule und einen Schild in die Hand gedrückt. Sie tanzte zunächst für sich allein, die Keule im Rhythmus der Musik schwingend. Dann näherten sich ihr ein paar Jünglinge, umtanzten sie mit erhobenen Keulen und Speeren. Das Mädchen sprang vor, wich zurück. Es schien die Männer reizen, verhöhnen zu wollen. Ein Keulenhieb traf ihren

winzigen Schild. Sie sank in die Knie - fiel. Haarscharf ging der Keulenschwung ihres Überwinders über ihren Kopf. Im nächsten Augenblick stand sie wieder auf den Füßen. Ihr Gewand war schmutzbedeckt. Tanzend entschwand sie Hans Hauser aus den Augen.

Es dunkelte schon, als der Tanz zu Ende ging. Mächtige Holzstöße flammten auf und beleuchteten die schwarzen Scharen der Tänzer, die sich erschöpft auf den Boden warfen und gierig Chicha tranken. Plötzlich - die Nacht war mittlerweile völlig hereingebrochen - erhob sich lautes Jammergeheul. Eine Schar Maskierter erschien. Sie waren phantastisch mit Federn geschmückt und hatten Holzmasken vor dem Gesicht, die, zum Geheul ihrer Träger passend, vielfach mit Tränen bemalt waren. Die Maskierten begannen unter fortwährenden klagenden Anrufungen Suas, des Sonnengottes, einen langsamen, feierlichen Tanz. Allmählich mischten sich die Zuschauer unter die Tänzer. Immer lauter wurde der Gesang, immer schneller und wilder der Tanz. Schließlich wirbelten alle, Männer und Frauen, Jung und Alt, vom Rausch des Tanzes besessen auf dem weiten Platz umher, den die brennenden Holzstöße gespenstisch beleuchteten. Stundenlang und ohne Pause ging der Tanz. Wer erschöpft war, trat für eine Weile aus der Reihe und labte sich am berausenden Festtrank. Ja, manche unterbrachen den Tanz nicht einmal, um zu trinken. Frauen und Mädchen sprangen mit wildem »Hai-hai-hai« in den Kreis der Tänzer und reichten ihnen Chicha in großen Kalebassen, die sie, immerfort tanzend, in gierigen Zügen leerten.

Die Freunde sahen gespannt auf das wilde Getümmel. Je toller der Rausch wurde, in den die Indianer der Tanz und



der übermäßige Chichagenuss versetzte, um so höher stieg ihre Hoffnung, im Schutz der Dunkelheit entfliehen zu können. Doch die einfachste Klugheit riet zur Vorsicht. Ein nochmaliger missglückter Fluchtversuch - daran war nicht zu zweifeln - würde sie das Leben kosten.

Plötzlich stand *Tochter des Schwälbchens* vor Hans Hauser. Ihr Gewand war zerrissen und beschmutzt, die feuchten Haare hingen ihr wirr ins Gesicht. Sie fasste Hans am Arm und zog ihn, ehe er sich's recht versah, in den Wirbel der Tanzenden. Er musste mittanzen, ob er wollte oder nicht. Zu seiner Linken tanzte *Tochter des Schwälbchens*, die ihm die rechte Hand auf die Schulter legte, zu seiner Rechten ein altes, stark betrunkenes Indianerweib, das die Ehre, neben einem weißen Mann zu tanzen, offenbar nicht mehr zu würdigen verstand. Hans hatte das Gefühl, dass die kleine Indianerin an seiner Seite ihn aus dem Lichtkreis der Holzstöße fortzuziehen versuchte. Unmerklich kamen sie so an das Ende der langen Reihe der Tänzer. Es war dort ganz dunkel und Hans mit seiner Tänzerin allein.

Plötzlich warf sich *Tochter des Schwälbchens* dem überraschten Hans an die Brust. »Hüte dich - hüte dich!«, flüsterte sie. »Heute Nacht ...!«

»Was willst du, *Tochter des Schwälbchens*?«, fragte Hans verwirrt.

Da, wie aus der Erde gewachsen, stand der *Herr des Donners* vor ihnen. Dieses Mal misshandelte er seine Ziehtochter und künftige Gattin. Er packte sie an ihrem dichten blauschwarzen Schopf und warf sie zu Boden. Doch im gleichen Augenblick fuhr ihm Hansens Faust unter das Kinn, dass er betäubt zusammensank.

Sekundenlang starrte die Indianerin entsetzt auf den leb-

los am Boden Liegenden. Dann schrie sie auf: »Rette dich, o *Jüngling des Maises*, rette dich!«

Blitzartig kam Hans Hauser zum Bewusstsein, was er mit diesem Faustschlag angerichtet hatte. Ohne sich noch einmal nach der Indianerin umzusehen, stürmte er zurück über das Tanzfeld zu den Gefährten, die schon voll Unruhe nach ihm Ausschau hielten.

»Wir müssen fliehen«, keuchte er, »sofort fliehen!«

Fabricius hielt den Augenblick, die Flucht zu wagen, keineswegs für günstig. In der Hoffnung, dass Rausch und Müdigkeit die Indianer immer mehr überwältigen würden, hätte er lieber noch gewartet. Doch der Ausdruck in Hans' Gesicht erschreckte ihn so, dass er nicht zu widersprechen wagte. Sie schlichen sich vom Festplatz weg, zuerst die Deutschen, dann der Xidehara. Sie durften nicht laufen, um kein Aufsehen zu erregen. Ungehindert erreichten sie die Straße, die in die Stadt führte. Da wurde Geschrei hinter ihnen laut. Sicher war ihre Flucht bemerkt worden. Sie begannen zu laufen. Von der Straße bogen sie in die Felder ab. Es waren Kartoffel- und Hirsefelder. Unwillkürlich nahmen sie die Richtung zum Paramo. Wie lange war es her, dass sie dort oben in die Hände der Chibcha fielen? Ach, wenn sie sich in den Schluchten der wilden Kordillere verbergen könnten! Doch das Land war flach, flach wie ein Teller. Und der Mond - war er mit den verdammten Heiden im Bund? Es war Vollmond. In seinem Schein mussten die Verfolger die schwarzen Gestalten sehen, die über die Felder rannten. Kein Baum, kein Strauch war da, hinter dem sie sich verstecken, keine Mulde, in der sie sich verbergen konnten. Sie liefen hintereinander: zuerst der Xidehara, dann Hans Hauser, Fabricius und am Ende Kressel. Der

Hesse blieb mehr und mehr zurück. Fabricius sah sich nach ihm um. »Wir müssen auf Kressel warten«, schrie er dem vor ihm laufenden Hans zu. Die beiden blieben stehen. Die Ungeduld verzehrte sie. Diese Sekunden konnten über ihr Schicksal entscheiden. Endlich war Kressel heran, aber sein Atem ging keuchend. Einen Augenblick musste er verschnaufen. Da hörten sie hinter sich das Geschrei der Verfolger, es kam näher, immer näher. Aufgehetzt stürzten sie weiter, aber Kressel blieb immer wieder zurück. Die beiden anderen warteten, verzehrt von Ungeduld, verzweifelt. Sie gingen schließlich, das Geschrei der Verfolger in den Ohren, eine ganze Weile ruhigen Schrittes neben dem Keuchenden und versuchten, ihn dann wieder ein Stück mit sich fortzureißen. Umsonst! Es war alles vergebens. Der Abstand zwischen den Flüchtenden und den Verfolgern verringerte sich immer mehr. Dann hatten die Guechas sie erreicht.

Von einem Keulenhieb gestreift, brach Kressel mit einer stark blutenden Kopfwunde zusammen. Auch *Zischende Viper* wurde verwundet. Die Guechas erhoben ein wildes Jubelgeschrei. Im Nu waren alle vier gepackt. Im Triumph wurden sie auf den Festplatz zurückgeschleppt.

Im Morgengrauen bewegte sich ein riesiger Zug zurück zur Stadt. Die Sänfte, in welcher der Kazike müde und beerauscht schlief, schwankte auf den Schultern der Träger voran. Es folgen die Chiqui, dann, von *Windhose* geführt, die Guechas. Sie führen in ihrer Mitte, aneinander gefesselt, die Gefangenen. Hans Hauser und Fabricius waren totenbleich. Kressel rann das Blut in dünnen Bächen über das Gesicht, der Xidehara blutete aus einer tiefen Wunde im Rücken. Ein wilder, wüster Haufen von Männern, Frauen und Kin-

dern machte den Schluss. Alle waren betrunken, einige lallten blöde vor sich hin, andere heulten wie Tiere oder sie schluchzten jämmerlich. Auf allen Gesichtern aber hatten die Leidenschaften der Nacht tiefe Spuren hinterlassen.

Unter den Frauen wankte *Tochter des Schwälbchens*. Von den Tränen, die ihr fortwährend über die Wangen liefen, war ihr schmutziges, bemaltes Gesicht ganz streifig geworden. Auch sie war ein wenig betrunken und halbtot vor Müdigkeit und Angst. Ach, wie würde sie daheim in der Hütte des Oberpriesters empfangen werden?

Welche Strafe würde der rachsüchtige Priester sich ausdenken, sie zu züchtigen? Arme kleine Indianerin!

Als der Zug am Tempel Suas angekommen war, wurden die Fesseln der Gefangenen gelöst. Man führte sie in das riesige Holzgebäude und stieß sie in eine dunkle Ecke. Kressel und *Zischende Viper*, vom Blutverlust geschwächt, fielen zu Boden und sanken sofort in einen totenähnlichen Schlaf. Hans Hauser und Fabricius kauerten in dumpfer Verzweiflung am Boden. Ein Dutzend Speere starrten ihnen entgegen. Nicht noch einmal würden sie die Guecha entweichen lassen.

Allmählich füllte sich der weite Tempelraum mit Menschen. Heulender Gesang der Chiqui ertönte zum Klirren der Kürbissrasseln und Dröhnen der Fellpauken. Der atemberaubende Dampf des Kopalharzes erfüllte die Luft. Ein paar Weiber wälzten sich am Boden in wilder Verzückung.

In der Ecke des Tempels aber kniete Fabricius. Von den Wächtern ungehindert hob er in Verzweiflung die Arme und betete laut das Gebet des Psalmisten, so wie es sein Lehrer Martin Luther verdeutschte.

»Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir. Herr, höre meine

Stimme, lass deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!«

Im Kronrat, der am nächsten Tag im Palast des Kaziken stattfand, war das Urteil über das Schicksal der Gefangenen rasch gefällt. Niemand widersprach mehr, als der *Herr des Donners* vorschlug, sie am Tage der Salbung *Windhoses* zum Thronfolger Sua, dem Sonnengott, zu opfern. Man bestimmte auch schon die Todesart: für *Zischende Viper*, den kläglichen Sohn der Wälder, die Vierteilung, für Kressel und Fabricius den Tod unter den Speeren der Guecha. Hans Hauser - so hatte es der »Herr des Donners« beantragt - sollte bei lebendigem Leib geschunden werden. Man gedachte, seine Haut, gefüllt mit Asche, im Tempel Suas aufzustellen samt dem Kopf mit den blonden Haaren, eine Kostbarkeit, um die die Stämme ringsum im weiten Umkreis die Guatavitaner beneiden würden.

Unterdessen führten die Freunde in der Ecke des Suatemfels in Dunkelheit und Gestank unter Ratten, Mäusen und Skorpionen ein grauenhaftes Dasein. Ihre tägliche Nahrung bestand fast nur aus einer Kalebasse toll gepfefferten Kakaos. Der abscheuliche Trank verursachte ihnen fürchterliche Durstqualen, eine von dem *Herrn des Donners* und den Chiqui teuflisch ausgedachte Marter. Auch die bescheidenste Körperpflege war unmöglich. Die Freunde waren völlig verlaust, ihre Kleidung zerrissen. Am übelsten war Kressel daran. Seine Kopfwunde eiterte stark und verursachte ihm heftige Schmerzen. Dagegen heilte die Wunde des Xidehara verhältnismäßig schnell.

Die Freunde wussten nicht, was über sie beschlossen war. *Weißer Termite* ließ sich selbstverständlich nicht mehr sehen. Aber sie zweifelten nicht daran, dass sie einem schlimmen

Tod entgegengingen. Stündlich erwarteten sie, dass man sie zur Hinrichtung schleppen würde. Sie sahen dem Ende in dumpfer Ergebung entgegen. Hans hatte sogar ein Mittel gefunden, sich über die qualvolle Gegenwart für einige Zeit hinwegzutäuschen. Er streckte sich der Länge nach auf dem Boden aus und schloss die Augen. Dann stellte er sich vor, er sei daheim in Konstanz. Er sah den See vor sich und das Münster. Jede Einzelheit des stolzen Baues, das Maß- und Rankenwerk, jeden Ziegel des Daches tastete er gleichsam zärtlich mit den Händen ab. Er sah in der Christnacht den weiten Raum gefüllt von einer andächtigen Menge. Kerzen brennen auf dem Altar. Leise tönt zur Orgelbegleitung das *Kyrie eleison* der Sängerknaben. Ist nicht einer darunter - blondhaarig und blauäugig - der ihm, Hans Hauser, gleicht?

Die Tempelbesucher versäumten es selten, die finstere Ecke aufzusuchen, wo die Freunde hausten, und die gefangenen weißen Männer wie wilde Tiere anzustarren. Sie lachten und deuteten. Keiner hielt die armseligen Gestalten mehr für Götter. Dann und wann tauchte die höhnische Fratze des *Herrn des Donners* auf. Einmal begleitete ihn *Tochter des Schwälbchens*. Hinter dem Rücken ihres Pflegevaters machte sie Hans allerhand verzweifelte Zeichen. Doch Hans begriff nicht, was sie sagen wollte. Verständnislos starrte er sie an. Gesenkten Hauptes verließ die kleine Indianerin an der Seite des Oberpriesters den Tempel.

Dann, eines Tages, kam *Tochter des Schwälbchens* allein. Sie sank ganz nahe bei der Lagerstätte der Freunde vor einer der scheußlichen Mumien in die Knie, die an den Wänden des Tempels standen. Da es aber der einbalsamierte Körper ihres Großvaters von mütterlicher Seite war, fiel das Gehä-

be des Mädchens den Wächtern nicht weiter auf. *Tochter des Schwälbchens* entzündete in einer Tonschale Kopalharz. Weißer Dampf stieg auf. Sie begann Gebete zu murmeln, aber Hans fühlte in den aufsteigenden Weihrauchwolken die schwarzen Augen des Mädchens unverwandt auf sich gerichtet. Er stellte sich schlafend, schob sich aber vorsichtig dichter an die kläglichen großväterlichen Überreste heran, denen *Tochter des Schwälbchens* so inbrünstige Verehrung zollte. Die liebliche Stimme des Mädchens klang an sein Ohr. Die Gebete, die sie murmelte, verstand er nicht, aber dann kamen im Tonfall des Gebetes Worte aus ihrem Mund, die Hansens Herz erbeben ließen und ihm die Tränen so die Augen trieben.

»O *Jüngling des Maises!*«, murmelte sie. »Ach ... ach, warum hast du mich nicht haben wollen? Du bist der Sonnengott selbst, aber nun hat Chia deinen Schein verlöscht. Traurig ist *Tochter des Schwälbchens* und ihre Augen sind voll Tränen.«

»Süße kleine Indianerin!«, murmelte Hans.

»*Tochter des Schwälbchens* betet für dich zu Bochica, dem guten Gott, dass er dich errette. Aber die Stimme eines Mädchens vermag nicht viel, stärker sind die Priester. Ach, sie wollen euch töten, opfern am Tag, wo man *Windhose* salben wird!«

»Ich weiß, *Tochter des Schwälbchens*, Kleine, Süße. Ich fürchte den Tod nicht. Ich liebe dich, o *Tochter des Schwälbchens!*«

Das Mädchen zog unter seinem Brusttuch einen kleinen Kokabeutel hervor. »Nimm«, sagte sie, »Koka ... Gift ... Gift ... vergiftete Blätter ...«

Hans griff rasch nach dem Beutel und umschloss ihn fest

in der Hand. Ein Wächter wurde aufmerksam.

»Hüte dich, *Tochter des Schwälbchens*, sie sehen auf uns!«, flüsterte Hans, indem er sich von Neuem schlafend stellte.

*Tochter des Schwälbchens* hatte sich ausgestreckt und den Kopf auf die verschränkten Arme gelegt. Ein wildes Schluchzen erschütterte ihren Körper. Dann erhob sie sich und ging schleppenden Schrittes, ohne sich noch einmal umzusehen, dem Ausgang zu. Niemals sah Hans sie wieder.

Er erzählte Fabricius sein Erlebnis. »Sie will uns wohl das Sterben erleichtern?«

»Warum uns?«, erwiderte Fabricius und seine Augen funkelten. »Warum nicht denen da?« Er wies auf die Wächter.

»Wie soll das geschehen, Joachim?«

»Hebe es gut auf, das Geschenk des Mädchens! Noch hoffe ich auf ein Wunder.«

Die Entkräftung der Gefangenen nahm rasch zu. Der *Herr des Donners*, der wohl fürchten mochte, dass der Tod sie vorzeitig von ihren Qualen erlösen könnte, ordnete an, dass sie besser gepflegt wurden. Sie bekamen Chicha und Maiskuchen, sogar dann und wann ein wenig Geflügel oder Fisch. Am elendesten war Kressel

dran. Seine Wunde wollte durchaus nicht heilen. Er lag im Fieber und phantasierte fortwährend von seinem heimatlichen hessischen Dorf, von Hohermut, am meisten aber von Suse, seinem geliebten Pferd.

»Suse, he, du elender Bock!«, so hörten ihn die Gefährten schimpfen und dann wieder zärtlich locken: »Komm, Suse, alter braver Gaul!«

Den Beutel mit den kostbaren Blättern verwahrte Hans auf der Brust.



Die Gefangenen wussten nicht mehr, wie lange sie schon im Sua-Tempel gefangen saßen, als man sie eines Morgens aufstehen hieß. Man fesselte sie aneinander und führte sie vor die Pforte des Tempels. Das grelle Sonnenlicht drang so schmerzhaft in ihre jeder Helligkeit entwöhnten Augen, dass sie zu erblinden meinten. Sie glaubten nicht anders, als dass ihr letztes Stündlein gekommen sei.

Ein gewaltiger Aufzug näherte sich dem Tempel. In feierlicher Prozession trugen nackte Sklaven eine riesige fratzenhafte Figur des Sonnengottes. Sie war in dichte Weihrauchwolken gehüllt. Priester, dumpf singend und Kopalharz räuchernd, gingen an ihrer Seite. Dann schwankte hoch über den Köpfen des Volks die feder- und goldgeschmückte Sänfte vorüber, die den Kaziken trug. Es kamen dicht gedrängt die Guecha mit ihren Sperren, Keulen und Schilden. Vor der Masse des Volks, das nun folgte, zerrte man die Gefangenen in den Zug. Sie mussten Schritt halten, obwohl sie vor Erschöpfung fast zusammenbrachen. Es war glühend heiß. Als Kressel, der noch immer fieberte, strauchelte, schlug ihm einer der Henkersknechte den Speerschaft über den Rücken. Schaudernd dachte Hans an ähnliche Szenen, die er auf dem Zug durch die Llanos oft genug erlebt hatte, aber damals war es der weiße Mann, der den Farbigen schlug. Wollte der gerechte Gott den Frevel der spanischen und deutschen Trossknechte an ihm und feinen Freunden rächen?

Der Zug hatte die Stadt verlassen und wandte sich auf breiter, staubiger Straße dem Gebirge zu. Allmählich traten von beiden Seiten Felsen an die Straße heran, die sich steil aufwärts wanden. Immer öder, immer trostloser wurde die Gegend. Dann endlich, nach stundenlangem Marsch, ka-

men Rufe von vorn, die sich durch den ganzen Zug fortsetzten. Ein Hochtal öffnete sich. Inmitten einer Steinwüste breitete sich ein blauer See aus. Es war der heilige See, die Lagune von Guatavita.

Am Ufer stand das gewaltige Heiligtum des Sonnengottes. Dahin wandte sich der Zug. Zu beiden Seiten der Tempelpforte standen zwei Uralte, nur in Netze gehüllt, wie man sie zum Vogelfangen verwendet, Sinnbilder der Vergänglichkeit alles Irdischen. Der Tempel konnte die Menge der Erschienenen nicht fassen. Die meisten lagerten sich am Seeufer und labten sich an der Chicha, die in großen Gefäßen mitgeschleppt worden waren. Das Wasser des Sees war seines hohen Salzgehaltes wegen ungenießbar.

Die Freunde wurden in den Tempel gestoßen. Ihre Fesseln erlaubten ihnen nicht einmal, sich niederzulegen. Die Stricke aus rauen Agavenfasern, mit denen ihre Hände zusammengebunden waren, schnitten ins Fleisch.

*Nun kann ich mir nicht einmal mehr die erlösenden Blätter in den Mund schieben,* dachte Hans Hauser.

Der Tempel war voller Menschen, die kamen und gingen. Fortwährend erfüllten das Geplärr und Geheul der Priester und Gläubigen den weiten Raum. Man opferte Mais, Chicha und Hunderte von Wachteln.

Gegen Mittag erschien der *Herr des Donners*, um den Freunden selbst das Todesurteil zu verkünden. Am nächsten Morgen beim ersten Strahl der Sonne sollten sie Sua geopfert werden. Hans verstand die ganze Entsetzlichkeit der Todesart nicht, die ihm der Oberpriester verkündete, aber einen Augenblick verließen ihn doch die Sinne. Fabricius schleuderte dem *Herrn des Donners* eine Flut von Schimpfworten in die höhnisch verzogene Fratze.

Am Nachmittag leerte sich plötzlich der Tempel. Lauter Lärm drang von außen herein. Die Freunde kannten den Rhythmus der Pauken, Hörner und Rasseln. Nun würden die Indios wieder tanzen und sich die ganze Nacht an der Chicha berauschen, und am Morgen würden sie die verglasten, vom Trunk geröteten Augen voll Wollust auf das nie gesehene Schauspiel richten: die Abschlachtung der weißen Männer, die sich so furchtbar dünken und so unüberwindlich.

»Satansbrut, dreimal verdammte Heidenhunde!«, stöhnte Fabricius in ohnmächtiger Wut.

Die Freunde waren allmählich mit ihren Wächtern, sechs schwerbewaffneten Guecha, allein in dem weiten Raum. Doch deren Aufmerksamkeit war geteilt. Immer wieder zog es sie an die Pforte des Tempels, dem Tanz zuzusehen. Fast könnte es scheinen, als fühlte der Hauptmann etwas wie eine menschliche Regung. Als den Freunden das letzte Mahl gebracht wurde, löste er nicht nur ihre Fesseln, damit sie essen konnten, sondern er ließ sie auch nach beendiger Mahlzeit nicht wieder binden.

Hansens befreite Hand griff sofort nach dem Beutelchen unter seinem Hemd.

Je weiter die Nacht vorschritt, um so mehr machten sich bei den Wächtern die Folgen des Chichagenusses bemerkbar, dem auch sie lebhaft frönten. Dann und wann

erlag einer der Versuchung und beteiligte sich für einige Zeit am Tanz. Die anderen schienen schläfrig oder lallten in betrunkenere Fröhlichkeit.

Fabricius und Hans tauschten einen Blick aus. Sie verstanden sich sofort.

»Versuch es!«, sagte Fabricius.

Hans bot dem Hauptmann so unbefangen wie möglich Kokablätter aus dem Beutel an, den ihm *Tochter des Schwälbchens* gegeben hatte. Der Hauptmann, dem der eigene Vorrat an dem geliebten Reizmittel ausgegangen war, nahm gleichmütig ein paar Blätter und schob sie in den Mund. Nun waren die anderen an der Reihe. Es waren noch vier, da einer der Wächter wieder einmal davongeschlichen war, um zu tanzen. Drei ahmten das Beispiel des Hauptmanns nach, der vierte wandte sich ab. Er wollte nicht.

»Lass ihn!«, flüsterte Fabricius. Seine Stimme war heiser vor wahnsinniger Erregung.

*Tochter des Schwälbchens* musste sich auf das Giftkochen verstehen oder einen erfahrenen Giftkoch zum Freund haben. Das Gift - es war wohl Curare, das schreckliche Pflanzengift - übte rasch seine Wirkung, aber doch so, dass die ahnungslosen Vergifteten zunächst nicht spürten, wie es um sie stand. Eine schwere Müdigkeit überkam sie, ein unwiderstehliches Verlangen, sich niederzusetzen, dem sie arglos nachgaben.

Hans und Fabricius beobachteten sie unablässig mit den Augen, in denen die Erwartung glühte. In der nächsten Minute musste sich ihr Schicksal entscheiden: Du oder ich? Ihr oder wir? Kreatur kämpft mit Kreatur den erbarmungslosen Kampf ums Dasein, ohne Schonung, ohne Mitleid.

Hans sah, wie die Augen der Vergifteten einen seltsam starren Ausdruck bekamen. Merkten sie immer noch nichts? Sie glaubten wohl, dass ihnen vom übermäßigen Chichagenuss übel sei, und das ängstigte sie nicht. Berauschte, sinnlos Betrunkene, die bleiern schliefen, gab es bei jedem Fest der Chibcha. Der Hauptmann kämpfte sicht-

lich gegen die immer stärker werdende Erschlaffung seines Körpers an. Er durfte ja nicht schlafen. War er nicht verantwortlich für die Gefangenen? Er stützte sich auf, wollte sich erheben, aber er konnte die Beine nicht mehr bewegen. Die grässliche Gliederstarre war eingetreten, die die Freunde von dem jämmerlichen Ende des Piedrahita, des Begleiters Velascos, her kannten. Eine Veränderung ging in dem Gesicht des Hauptmanns vor, Entsetzen malte sich auf seinen Zügen. Er brüllte wie ein Tier auf. In plötzlicher Todesangst versuchten nun auch die drei anderen Vergifteten sich zu erheben. Es gelang ihnen nicht. Nur einer vermochte sich ächzend aufzurichten, sank aber sofort wieder in die Knie. Der Einzige, der die furchtbaren Blätter zurückgewiesen hat, sprang auf. Schreiend stürzte er dem Ausgang des Tempels zu, aber *Zischende Viper* sprang ihn von hinten an und riss ihn zu Boden. Welcher Instinkt trieb den Xidehara, der von den vergifteten Kokablättern ebenso wenig wusste wie Kressel, welcher wilde, unverstellte Naturtrieb? Woher nahm dieser zum Skelett abgemagerte Sohn der Wälder und der Wildnis die Kraft, seinen Todfeind zu Boden zu werfen und mit bloßen Händen zu erdrosseln?

Es war keine Zeit zu verlieren. Jeden Augenblick konnte das Geschrei der Todgeweihten draußen vor dem Tempel gehört werden, so gewaltig auch der Lärm war, den die Tanzenden und die Musikanten vollführten. Hans ergriff einen Speer, Fabricius eine Keule, die sie den bewaffneten Mumien entrißen, die auch hier die Tempelwände schmückten. Als Hans dem Hauptmann den Speer in die Brust stieß, traf ihn ein abgrundtiefer Blick aus den Augen des Wilden. Der Gedanke durchzuckte ihn und drang ihm wie ein Stahl ins Herz, dass er diesem armen Schelm, der

da unter seinen Händen so kläglich endete, im Grunde sein Leben verdankte. Starb er nicht um der mitleidigen Regung willen, die ihn - Hans Hauser, das Schlachtopfer - mit der Fessel verschonte? Noch viele Jahre später als alter Mann fuhr Hans manchmal mitten in der Nacht stöhnend aus dem Schlaf auf und starrte in die Dunkelheit. Ihm war, als hätten ihn die Augen des erstochenen Chibcha angeblickt. Dann schlugen seine Hände zitternd das Kreuz und seine bebenden Lippen flüsterten: »Herr, erbarme dich! Christi, erbarme dich!«

Die Freunde schufen ganze Arbeit. In wenigen Augenblicken lagen die Feinde mit zerschmetterten Schädeln oder durchbohrter Brust am Boden. Sie warfen sich die Baumwolltücher der Erschlagenen um die Schultern, aber nur der Xidehara glich einem Guecha. Die Deutschen - es waren ihnen in der langen Gefangenschaft verwilderte Bärte gewachsen - konnten höchstens darauf vertrauen, dass man sie in ihrer Verkleidung in der Dunkelheit nicht erkennen würde. Sie eilten zur Pforte des Tempels. Dabei schleuderte Fabricius mit dem Fuß eine Räucherschale zur Seite, in der noch ein wenig Holzasche glühte.

Ein Blick überzeugte die Freunde, dass alles Volk am Strand in wilder Raserei dem Tanz huldigte. Mächtige brennende Holzstöße verbreiteten eine starke Helligkeit. Vor dem Tempel aber, der hoch auf einem Felsen über dem See stand, herrschte um so größere Dunkelheit. Niemand war zu sehen. An der Längswand des Tempels entlang schleichend, wandten sich die Freunde dem Gebirge zu. Es war völlig finster. Kein Mond stand am Himmel. Chia, die Mondgöttin, weilte in der Unterwelt. Plötzlich kam ihnen mit lauter Fröhlichkeit eine Schar von Männern und Frauen

entgegen, die dem Strand zustrebte. Es war zu spät, um auszuweichen. Die Freunde fassten die Waffen fester, aber die Chibcha riefen ihnen nur ein paar Worte zu und gingen vorüber. Man hatte sie nicht erkannt.

Hans atmete die kühle Nachtluft. Ein köstliches Wohlgefühl durchströmte ihn. Frei? Sollte es denkbar sein, dass sie wirklich frei waren? In äußerster Eile, mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, kletterten die Flüchtlinge aufwärts in die steinige Einöde. Eine großartige Felsenwildnis nahm sie auf. Von Fels zu Fels klotzten sie empor, aber nur langsam vergrößerte sich die Entfernung zwischen ihnen und den Feuern am Strand. Sie kamen nicht so rasch vorwärts, wie sie es wollten, denn sie mussten auf den geschwächten Kressel Rücksicht nehmen. Fabricius - selbstverständlich hatte er wieder die Führung - ließ ein wenig rasten, als ein Felsvorsprung erreicht worden war. Noch immer lag das Tanzfeld im Licht der flackernden Holzstöße zu ihren Füßen. Der Tanz war in vollem Gang. Nichts deutete darauf hin, dass das Entweichen der Gefangenen bemerkt worden war.

Die Freunde sahen, wie ein Floß am Ufer anlegte. Hans deutete darauf hin. »Was soll das?«

Irgendetwas, das keine bloße Neugier war, eine Ahnung, ein unabweisbares Gefühl, dass sie Zeugen von etwas Ungerheuren, Unerhörtem, nie Gesehenem werden sollten, hemmte den Freunden den Fuß. Für einen Augenblick vergaßen sie alle Vorsicht, die sie zur höchsten Eile anspornen müsste. Gebannt blickten sie auf die Szene, die sich vor ihren Augen abspielte.

Der Tanz brach plötzlich ab, alles Volk drängte sich am Seeufer. Während von Neuem der Lärm der Hörner und

Pauken einsetzte, fielen alle auf die Knie, das Gesicht vom See abwendend. Auf dem von flammenden Holzstößen hell beleuchteten Floß standen Priester. Ein Mann - sein Gesicht konnten die Freunde nicht erkennen, es war aber wohl *Windhose* - wurde von ihnen völlig entkleidet. Hans Hauser glaubte den *Herrn des Donners* unter den Chiqui zu sehen. Die Hände der Priester strichen über den nackten Körper unter eintönigem, feierlichem Gesang, der in der völlig windstillen Nacht bis hinauf in die Berge drang. Hoch aufgerichtet bot sich *Windhose* der Salbung. Dann hob ein Priester ein Gefäß über sein Haupt. Doch kein Wasser floss aus ihm, ein metallischer Strom ergoss sich, es gleißte, es glänzte, es flimmerte. Goldkörner und Goldstaub rieselten über den Körper des nackten Mannes. Auf der gesalbten Haut haftete das Metall. Immer neue goldene Ströme rieselten hernieder. Die Schultern des Nackten schimmerten golden, der Rücken, der Leib, die Schenkel. Im hoch aufflammenden Feuer der Holzstöße glänzte der Körper des Gesalbten wie eine Statue aus purem Gold. Hans packte Fabricius am Arm. Seine Stimme ist heiser: »Der Goldene, *el dorado*, der goldene Mann!«

Starr waren Fabricius' Augen auf das Bild des Vergoldeten gerichtet: »El dorado!«, murmelt auch er. »Wir sind am Ziel ...«

Das also war das Trugbild, das die weißen Männer immer wieder in die Wildnis lockte. Wie viele waren schon eines elenden Todes um seinetwillen in den undurchdringlichen Urwäldern, in der sonnenglühenden Savanne, auf den eisigen Höhen des Paramo gestorben! Wie viele würden noch auf der Jagd nach dem Goldenen ihr Leben lassen? Er würde nicht aufhören zu locken. Unwiderstehlich, mit dämoni-



scher Gewalt zog der vergoldete Indianer die Bleichgesichtigen in seinen Bann. Wollte er sein Volk an seinen blut- und goldgierigen Überwindern rächen? Er würde sie alle ins Verderben reißen, die gierig nach ihm greifen. Ja, wenn nach Jahrhunderten das Bild des Goldenen für immer in den Fluten versunken sein wird, dann werden weiße Menschen kommen, um mit dem Rüstzeug der Technik den Schlamm des heiligen Sees der Chibcha nach dem Schmuck des Goldenen zu durchwühlen. Es wird ihnen keinen Segen bringen. Der Fluch des Goldenen trifft auch sie ...

Das Floß stieß vom Ufer ab. Taufende erhoben betend die Hände. Ihr wilder Gesang hallte von den kahlen Felsen wider, aber keiner wagte sich umzuschauen. Nur der Fürst durfte sehen und die Priester, wie Priesterhände den Goldenen fassten und mehrere Male in die Flut tauchten.

Das Wasser spülte das Gold von seinem Körper. Der heilige See nahm die kostbare Gabe und zog sie in seinen Schoß. Der Gesalbte aber entstieg der Flut als der geheiligte, unverletzbare Fürst der Chibcha und Erbe des Throns.

Das Floß mit dem Geweihten, der wieder in seine Gewänder gehüllt war, kehrte zum Ufer zurück. Plötzlich drang ein furchtbarer Entsetzenschrei aus tausend Kehlen zum Himmel. Helligkeit verbreitete sich, die viel stärker war als die der zahlreichen Holzstöße. Aus dem Tempel Suas leckte eine riesige Flamme. Kaum hatte das Feuer, das schon lange in dem von allem Lebendigen verlassenen Tempel schwelte, Luft bekommen, so stand das ganze riesige Holzgebäude in hellen Flammen. Der Nachthimmel färbte sich blutrot. Es war ein Schauspiel von grausiger Schönheit. Den drei Deutschen verschlug es den Atem. Sie standen, die Augen auf die Feuersbrunst gerichtet, unbeweglich, als

bände sie ein übermächtiger Zauber. Der Xidehara hatte mit einer wilden und großartigen Gebärde den Arm erhoben.

Fabricius kam als Erster wieder zur Besinnung. »Fort, fort, wenn euch euer Leben lieb ist!«

Die Freunde hasteten tiefer ins Gebirge. Allmählich verstummte das Geschrei der entsetzten Chibcha hinter ihnen, aber der ganze Himmel im Westen war vom Widerschein des Brandes gerötet.

Nach sechsständigem Marsch drang der erste Strahl der Morgensonne in eine Felsenhöhle, wo die Flüchtigen völlig erschöpft eine erste Zuflucht gefunden hatten. Der erste Strahl, unter dem sie nach dem Wissen des *Herrn des Donners* ihr Leben hätten lassen sollen.

Die Flüchtlinge blieben den Tag und die nächste Nacht über in der Höhle. Abwechselnd hielten sie Wache. Die anderen schliefen tief und fest. Das beruhigende Gefühl, frei zu sein, war so stark, dass ihnen gar nicht zum Bewusstsein kam, wie ungeheuer gefährlich ihre Lage noch immer war.

Dann meldete sich wütender Hunger, aber sie fanden nichts, um ihn zu stillen. Die Gefahr, elend Hungers zu sterben, nachdem sie kaum dem Tod unter den Händen der mörderischen Chibcha entronnen waren, erhob sich drohend vor ihnen. Mit ernsten Gesichtern saßen sie zusammen und hielten Rat. Sie hatten Waffen - Fabricius und *Zischende Viper* Keulen, Hans und Kressel Speere, die sie im Tempel erbeutet hatten. Und mit den Baumwolltüchern, die sie den Guecha abgenommen hatten, und den kläglichen Resten ihrer europäischen Kleidung konnten sie sich leidlich gegen die Unbilden der Witterung schützen. Das war aber auch alles. Was hätten sie jetzt nicht gegeben für

ein Säckchen Maismehl, für ein paar Kaktusfeigen!

Sicher würden die Chibcha sie verfolgen. Die Flüchtlinge kannten ihr Signalwesen. Wer konnte wissen, ob nicht durch die Trommeln die Nachricht von ihrer Flucht schon überall im Land verbreitet war? Oder wäre es möglich, dass die Chibcha meinten, sie seien beim Brand des Tempels umgekommen und ihre verkohlten Leichen lägen unter seinen Trümmern?

Wohin sollten sie sich wenden? Den Gedanken, die Kordilleren nochmals zu überschreiten - dieses Mal von Westen nach Osten - und auf dem Weg, den Hohermut südwärts gezogen war, durch die Llanos heimzukehren nach Coro, verwarfen sie alsbald wieder. Es war kaum zu hoffen, dass ihnen in ihrem erschöpften Zustand noch einmal die Überquerung des Paramo gelingen würde. Und selbst wenn sie die Llanos erreichten, wie sollten sie den endlosen Marsch durch die sonnenglühende Ebene mitten durch das Gebiet feindlicher Indianerstämme überstehen?

So blieb nur die Möglichkeit, sich nach Westen zu wenden. Oft hatte »Weiße Termiten« von dem großen Fluss gesprochen, der gegen Sonnenuntergang das Land durchströme. Es konnte nur der Magdalena-Strom sein, den einst Ambrosius Ehinger erreicht und viele Tagemärsche weit aufwärts gefolgt war. Gelang es den Flüchtlingen, den Fluss zu erreichen, so war es ihnen vielleicht möglich, auf einem Floß den Strom hinabzufahren und so ans Meer zu kommen. Freilich, der Weg dorthin führte mitten durch das Chibchaland, aber das dichtbesiedelte Land bot Gelegenheit, Lebensmittel zu erlangen, sei es auch gewaltsam, und jener Fluss, der Magdalena-Strom, musste nach den Erzählungen der Altgedienten fruchtbare Gefilde durchströmen.

Endlich erinnerten sich die Freunde, dass *Weißer Termit* von weißen Männern

gesprochen hatte, die Chibchakaufleute im Tal des großen Stroms gesehen hatten. Vielleicht war das nur eine Erinnerung an Ehingers Zug. Es war aber auch möglich, dass eine neue spanische Expedition aus dem Nachbarland von Venezuela, der Provinz Santa Marta, stromaufwärts auf dem Weg war. So entschlossen sich die Flüchtlinge für den Weg nach Westen.

Zunächst galt es aber noch viele Stunden, von Hunger und Durst geplagt, in der Einöde auszuhalten. Erst nach Einbruch der Dunkelheit wagten sie, ihr Versteck zu verlassen. Sie stiegen, einen Haken schlagend, wieder in die Savanne hinab, die sie nördlich der Stadt Guatavita und der Lagune erreichten. Rüstig schritten sie der Bergkette zu, die die Hochebene im Westen begrenzte. Oft genug hatten sie aus dem Palastgarten von Guatavita sehnsüchtig zu den blauen Bergen hinübergeblickt, hinter denen die Freiheit lag. Nun waren sie endlich auf dem Weg, zwar immer noch gehetzt und verfolgt, aber kein Guecha ging ihnen zur Seite, der jede ihrer Gebärden misstrauisch beobachtete. Trotz Hunger und Müdigkeit beflügelte das Gefühl, der Freiheit zuzustreben, ihre Schritte.

Sie stießen zu ihrer großen Freude auf einen Busch, in dem sie Melonenkakteen fanden. So war fürs Erste der schlimmste Hunger und Durst gestillt. Einem Rudel Spießhirsche, das sie aufscheuchten, konnten sie freilich nur sehnsüchtig nachschauen.

Als der Tag anbrach, rasteten sie schon am Fuß des westlichen Randgebirges unter einer immergrünen Eiche. Ein dichtes, dorniges Gestrüpp sicherte sie vor unliebsamer

Überraschung.

Der Tag verging ohne besondere Ereignisse, nur dass nicht weit von ihrem Versteck eine Schar Chibchafrauen mit eintönigem, melancholischem Gesang zur Feldarbeit zog. Hans Hauser kannte das Liedchen. Auch *Tochter des Schwälbchens* hatte es manchmal gesungen. Es trieb ihm die Tränen in die Augen, als er es wieder hörte.

*surubu loma  
nevin ra  
canan cruz  
nigua gra*

*Ich bestieg einen Hügel  
und setzte mich.  
Ich traf auf ein Kreuz  
und weinte mich aus.*

Die Frauen verschwanden, ohne etwas von den Flüchtlingen bemerkt zu haben, in dem überreich blühenden Fingerhut, der die Hochebene wie ein rotes Band umsäumte.

Der Weg der nächsten Nacht führte über Matten steil aufwärts. Riesige Felsbrocken lagen ringsum zerstreut. Im Mondlicht nahmen sie seltsame fratzenhafte Gestalt an wie Gerippe von Riesen oder urweltlichen Tieren. Rüstig schritten die Flüchtlinge auf einen Höhenzug zu, der sich dunkel von dem sternbesäten Nachthimmel abhob. Hans Hauser ließ sich nicht ausreden, dass dahinter der große Fluss liegen müsse. Doch Kressel schüttelte den Kopf. »Wir sind noch viel zu hoch«, meinte er. Es erwies sich, dass er recht hatte. Als die Flüchtlinge im Morgengrauen auf dem Berg Rücken standen, sahen sie im Westen zahlreiche Höhenzüge hintereinander, die sich in der blauen Ferne verloren. Darüber glänzten die gewaltigen Schneehäupter der Zentralkordilleren, aber kein Wasser schimmerte zu ihnen herauf. Dagegen erblickten sie ganz in der Nähe ein Wach-

haus, ähnlich demjenigen, in dem sie auf der Höhe des Paramo Aufnahme gefunden hatten. Deutlich sahen sie den wachhabenden Guecha auf der Plattform. Er schaute gleichmütig in die Ferne und sah nichts von den weißen Männern, die sich im dichten, riesengroßen Adlerfarn vor seinen Blicken verbargen.

Den ganzen Tag lagen sie dem Wachhaus gegenüber und beobachteten jede Bewegung ihrer Feinde. Sie sahen, wie der Wachhabende abgelöst wurde, wie andere Guecha vor der Umwallung erschienen und nach Soldatenart allerhand Schabernack trieben. Ein paar Mal hielten sie den Atem an, als einige Guecha ganz in ihrer Nähe vorübergingen. Die Indianer bemerkten indessen nichts. Nach Einbruch der Dunkelheit verließen die Flüchtlinge lautlos ihr Versteck. Auch jetzt blieben sie unbehelligt. Als sie außer Hörweite der Guecha waren, schritten sie erleichtert aus. Jenes Wachhaus bezeichnete wohl die Grenze des Chibchalandes nach Westen wie das Wachhaus auf dem Paramo die Grenze nach Osten. Nun hatten sie das Land der Chibcha hinter sich. Sie waren der Gewalt des Zipa von Muikita und seines Lehensmannes, des *Herrn der Koralschlange*, entronnen. Frei, frei - endlich frei!

Freilich kamen sie nun in das Land der menschenfressenden Panche, der Stammesgenossen *Brüllaffenohrs*, des Sklaven des dicken Palastvorstehers, aber sie fürchteten die Wilden weniger als ihre halb zivilisierten Nachbarn, deren mörderischen Anschlägen sie mit knapper Not entkommen waren.

Gegen Abend sahen sie einige Panche am Ufer eines Baches. Deutlich unterschieden sie sich von den Chibcha. Es waren wieder »Wilde« wie die Indianer der Llanos: völlig

nackt und mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Die Flüchtlinge gingen ihnen in weitem Bogen aus dem Weg. Sie verspürten durchaus keine Lust, sich auf einen Kampf mit den wilden Gesellen einzulassen. Ein wenig später tauchten ein paar Kegeldachhütten vor ihnen auf, aus denen der Rauch des Herdfeuers senkrecht in die Luft stieg. Sie sahen sehnsüchtig hinüber. Eine wilde Gier überkam sie nach Fleisch und Salz. Sie verspürten ein elendes Gefühl der Leere im Magen. Die paar Kaktusfeigen und süßen Mimosenschoten, die sie da und dort gefunden hatten, reichten gerade aus, dass sie nicht verhungerten.

Sie marschierten westwärts, immer nur westwärts, ohne eine Ahnung, wo sie sich befanden. Doch es war unverkennbar, dass sie allmählich in tiefere Regionen kamen. Schon war es wesentlich wärmer als auf der Hochfläche. Die Pflanzenwelt änderte sich zusehends, prächtige Eiben zeigten sich und Palmen aller Art. Dann nahm der tropische Regenwald mit seinen Palmen, den gewaltigen Balsos und Ceibas, mit seinem dichten Geflecht von Schling- und Schmarotzerpflanzen, Farnkräutern und Bambusbüschen die Wanderer auf.

In der dichten grünen Wildnis war es schwül und feucht. Die Regenzeit - es war Anfang Mai - hatte mit gewaltigen Güssen eingesetzt. Mühsam schleppten sich die vier einsamen Männer fort. Kein Wunder, dass sich die Folgen der überstandenen körperlichen und seelischen Qualen allmählich bemerkbar machten. Dazu kam die unzureichende Kost. Die Gesichter waren gelb, die Wangen eingefallen, die Haare verwildert. Die Kleidung hing in Fetzen um die abgemagerten Körper, das Schuhwerk war längst dahin. Barfüßig, keuchend, in Schweiß gebadet, suchten sich die

vier einen Pfad durch den fast undurchdringlichen Urwald.

Fabricius fiel Hans Hausers Aussehen auf. Er sagte nichts zu ihm, und Hans klagte nicht, aber der gläserne, stiere Blick in seinen Augen verriet nichts Gutes. Nur mit Aufbietung aller Kräfte vermochte er den Voranschreitenden zu folgen. Das Blut sauste ihm in den Ohren. Ein Schwindelgefühl quälte ihn, dass er taumelte. Dann, am Nachmittag, brach mit einem Schüttelfrost das Fieber aus. Hans sank zu Boden.

Das Fieber war außerordentlich stark. Fabricius wartete vergeblich auf die Unterbrechung des Anfalls, die dem Malaria-kranken für Stunden, manchmal für Tage Erleichterung zu bringen pflegt. Teilnahmslos lag der Kranke im ununterbrochenen Fieber. Nur noch das Wort »Durst, Durst!« kam manchmal von seinen Lippen.

»Er wird uns doch nicht sterben?«, fragte Fabricius und sah besorgt zu Kressel auf. Der Hesse zuckte die Achseln. Sein Gesicht war todernst.

*Zischende Viper* kniete neben dem Kranken und flößte ihm Wasser ein. Die Augen des Indianers hingen mit gespannter Aufmerksamkeit an Hans' Zügen. Er begann vor sich hinzumurmeln. Seine Stimme klang flehend, beschwörend, drohend. Rief er die Götter seines Volkes an und betete er zu ihnen um das Leben seines Herrn? Fabricius und Kressel störten ihn nicht, zumal der eintönige Singsang eine beruhigende Wirkung auf den Kranken auszuüben schien.

An eine Fortsetzung des Marsches war natürlich nicht zu denken. Doch auch ohne Schutz vor dem strömenden Regen konnte der Kranke nicht bleiben. Mit unsäglichlicher Mühe errichteten Fabricius und Kressel auf vier Pfählen ein Dach aus Palmblättern, unter dem der Kranke gerade Platz fand.



Der Xidehara half dabei und überraschte die beiden Weißen mit einer ganz brauchbaren Art. Er hatte sie aus einem scharfkantigen Hornsteinbrocken hergestellt, den er mit einer Liane an ein Holzstück gebunden hatte.

Hans Hausers Zustand verschlimmerte sich zusehends. »Hätten wir nur etwas Kräftiges für den Jungen, ein wenig Brühe oder Brei! Er stirbt uns ja unter den Händen weg«, seufzte Kressel.

*Zischende Viper* strich unterdessen auf der Suche nach etwas Essbarem in der Nähe des Lagerplatzes umher. Er war nicht weit von einem Bach, und der Indianer fand an seinem Ufer bald, was er suchte: Losung eines Tapirs. Deutlich war der Wechsel des Tieres im dichten Farnkraut zu erkennen. Rasch hatte der Indianer eine tiefe Grube mitten im Wechsel ausgehoben, die er sorgfältig mit Blättern bedeckte. Er nickte befriedigt, als er sich wieder zum Lager wandte.

Dort traf er Fabricius, der sich im Schweiß seines Angesichts abmühte, Feuer nach Indianerart zu entzünden, indem er auf einem untergelegten Rindenstück einen Holzstab quirlend zwischen den Händen drehte. *Zischende Viper* sah ihm eine Weile zu, ohne eine Miene zu verziehen. Dann brach er selbst einen trockenen Zweig ab und suchte sich ein Rindenstück. Unter der Luftwurzel eines Urwaldriesen fand er Moos, das trocken genug war, ihm als Zunder zu dienen. Dann warf er sich auf die Knie und drehte auf der Unterlage des Rindenstücks den Stock mit rasender Geschwindigkeit zwischen den Händen. Dazu stieß er seltsame Laute aus, die Fabricius und Kressel, obwohl sie des Aruak leidlich mächtig waren, nicht verstanden. Es schien ein uralter Feuersegen zu sein. Gespannt sahen ihm die bei-

den Deutschen zu. Ein ganz leichter Dampf zeigte sich an der Stelle, wo der Stock sich auf dem Rindenstück wirbelnd drehte. *Zischende Viper* schien die Schnelligkeit der Bewegung zu verdoppeln.

»Ai, ai!«, rief er dabei. Das Moos, das er um das untere Ende des Stockes gelegt hatte, fing zu qualmen an. Blitzschnell sprang er nun auf und fachte mit einem Palmwedel, der ihm den bei den Indianern gebräuchlichen Feuerfächer ersetzen musste, das Feuer an. Ein blaues Flämmchen erschien - das Moos brannte. Den beiden Deutschen entfuhr ein Ausruf staunender Überraschung. Eilig entzündeten sie mithilfe des brennenden Moooses ein großes Feuer. *Zischende Viper* half nicht dabei. Seine Augen streiften die emsig schaffenden weißen Männer mit einem Blick, der fast ein wenig verächtlich war. »Wasser!«, sagte er dann auf Deutsch. »Heiß!« Es klang fast wie ein Befehl.

Fabricius schaute erstaunt auf, aber er schwieg und tat, was der Xidehara wollte. Nach einer Weile kochte das Wasser in der Kürbisschale.

*Zischende Viper* hatte inzwischen mit Mühe eine hohe Bacabapalme erklettert und zwei Bündel reifer Früchte heruntergeworfen. Die blauvioletten, wie bei der Pflaume leicht bereiften Schalen zerstampfte er im heißen Wasser. Sie gaben einen graubraunen fetten Trank, der in Geruch und Geschmack an den Kakao erinnerte, den *Weißer Termite* so gern geschlürft hatte.

Allein Hans Hauser, der teilnahmslos unter seinem Schutzdach lag, verweigerte alle Nahrung. Ängstlich lauschte Kressel auf die rasenden Herzschläge in der Brust des Freundes. Seine derben Bauernhände lagen zärtlich wie die einer Mutter auf Hans' fiebergelühender Stirn. Zwar

schien das Fieber nachgelassen zu haben, aber die Entkräftung nahm rasch zu. Dann und wann phantasierte der Kranke. Oft kam das Wort *Kamalia*, das Chibchawort für *Tochter des Schwälbchens*, von seinen Lippen, aber die Gestalt der kleinen Indianerin schien sich in seinen wirren Träumen seltsam mit der Erinnerung an ein deutsches Mädchen, an Hansens Mutter, ja selbst an die Gottesmutter zu vermischen.

»Wird er die Nacht überleben?«, fragte Fabricius.

Kressel antwortete nicht, nur ein trockenes Schluchzen stieg aus seiner Kehle. Eine schreckliche Nacht folgte.

Doch es war Hans Hauser nicht bestimmt, im Urwald zu sterben. Als die Sonne aufging, erfolgte ein gewaltiger Schweißausbruch. Die unnatürliche Rötung der Wangen ließ nach. Hans schlief ein. Kressel, der fortwährend Hans' Handgelenk umfasst hielt, fühlte, wie der Puls ruhiger wurde. Mit einer scheuen Gebärde strich er dem Freunde ein paar schweißfeuchte Haare aus der Stirn.

»Schlaff!«, sagte der Xidehara zu Kressel und Fabricius gewendet mit einer weit ausgreifenden Handbewegung. »Er nun gesund werden.«

Todmüde streckten sich Fabricius und Kressel zum Schlaf aus. Der Lärm im Wald war mit Sonnenaufgang verstummt, es herrschte tiefe Stille. Im Einschlafen schaute Kressel zu dem Indianer hinüber. Er saß an Hans' Seite und blickte dem Schlafenden unablässig ins Gesicht.

Als Kressel und Fabricius erwachten, stand *Zischende Vipera* vor ihnen und wies auf die Jagdbeute zu seinen Füßen, einen feisten Tapir. Erfreut sprangen die beiden auf und machten sich an die Zerlegung des Tieres. Es wäre ihnen mit ihren unvollkommenen Werkzeugen - ein Bambussplit-

ter musste das Messer ersetzen - kaum gelungen, hätte nicht *Zischende Viper* dabei geholfen, der das Holzgerät so geschickt handhabte, als sei es der schärfste Stahl. Ein Rückenstück wurde sofort am Spieß gebraten, der Rest auf dem Bratständer geröstet.

Hans, der mittlerweile erwacht war, sah, ausgestreckt unter dem Schutzdach, mit freundlicher Anteilnahme zu. Er war noch zu schwach, um zu helfen, aber das Fieber war gewichen. Es fröstelte ihn sogar ein wenig trotz der feuchten Wärme, die im Wald herrschte, sodass Kressel und Fabricius die Tücher, die sie im Tempel Suas erbeutet hatten, über ihn breiteten. Sie arbeiteten emsig mit entblößtem, schweißtriefendem Oberkörper.

Das Mahl mundete trefflich: Tapirbraten und dazu der schmackhafte Aufguss aus den Schalen der Bacabapalme. Hätten die Freunde noch ein wenig Kassavebrot gehabt, so hätten sie sich wie im Himmel gefühlt. Hans freilich hatte noch wenig Appetit, aber er aß doch auf Kressels Zureden ein Stückchen Fleisch und trank von dem braunen Saft dazu.

Als vier Tage seit jener Nacht, in der Hans zwischen Tod und Leben geschwebt hatte, vorüber waren, schien Fabricius die Gefahr vorüber zu sein, dass das Fieber wiederkehren werde. Freilich war Hans noch viel zu schwach, um den Anstrengungen eines Marsches durch den Urwald gewachsen zu sein. So richteten sich die Freunde ein, so gut es ging. Um das sorgfältig unterhaltene Feuer entstand ein kleines Lager. Das Schutzdach für Hans wurde zu einer Hülle ausgebaut und auch die anderen sorgten dafür, ein Dach über den Kopf zu bekommen, das sie vor den sintflutartigen Regengüssen ein wenig schützte.

So hätten es die Freunde in der Einsamkeit des tropischen Urwalds leidlich gehabt, wäre nicht je länger je mehr das Heimweh über sie gekommen. Sie sprachen nicht viel miteinander. Wer so wie diese vier Männer seit Jahr und Tag als gute Kameraden Tod und Teufel getrotzt hat, versteht sich auch ohne viel Worte. Wenn sie aber einmal des Abends am Feuer ins Plaudern kamen, dann sprachen sie von Deutschland, immer nur von Deutschland. Fabricius, der Norddeutsche, erzählte von der Heide und den schwermütigen Tieflandflüssen, Kressel von den Kornfeldern daheim in den armen, zärtlich geliebten Falten des Vogelsberges, Hans von den weißen Segeln auf dem blauen See im Kranz der Berge. Von der Sonne über Deutschland sprachen sie, der strahlenden Maiensonne, die so ganz anders ist als der Glutball, der die Llanos versengt, vom Herbstregen, der wie ein Segen in die braune Furche eindringt, nicht wie diese wilden Wasserstürze, die hier die Erde überschwemmen, dass warme, ungesunde Feuchte in Schwaden aus ihr emporquillt. Von den deutschen Tannen und Buchen redeten sie, die viel tausendmal schöner sind als alle Palmen und Ceibas und Balsos. Deutschland, ach Deutschland!

»Habt nur Geduld!«, sagte Kressel.

*Zischende Viper* benutzte die erzwungene Muße, um sich einen Bogen zu machen und einen gehörigen Pfeilvorrat. Die Deutschen sahen ihm auf die geschickten Hände und ahmten sein Beispiel nach. Es waren ungefüge Waffen, die sie herstellten. Die Sehnen der mächtigen, mehr als mannslangen Bogen wurden aus Pflanzenfasern gedreht, als Pfeilspitzen dienten vorläufig Splitter von Bambusholz. Nachdem es aber *Zischende Viper* gelungen war, einen Coata-Af-

fen zu erlegen, stellten sie die Spitzen aus den Knochen des Affen her. Es war ihnen eine erwünschte Abwechslung im ewigen Einerlei, sich im Bogenschießen zu üben und mit dem Xidehara zu wetteifern, der sie freilich an Geschicklichkeit weit übertraf. Eines Tages fanden sie *Zischende Viper* mit seltsamen, geheimnisvollen Vorbereitungen beschäftigt. Der Indianer hatte große Mengen eines fetten Schlinggewächses herbeigeschleppt, das in der Nähe des Lagers wuchs. Aus den Stängeln presste er einen gelben Saft, den er einkochte und mit einem anderen klebrigen Pflanzensaft vermischte. Das alles begleitete er mit seltsamen Gebärden, wobei er dumpfe Zauberformeln murmelte. Die Weißen sahen ihm staunend zu. Erst allmählich begriffen sie: *Zischende Viper* - er war ja ein Häuptlingssohn - kannte offenbar das von den Indianern streng gehütete Geheimnis der Pfeilgiftbereitung. Unter seinen Händen sahen die Deutschen das Curare entstehen, jenes Gift, das die weißen Eroberer wie die Pest fürchteten und dem die Flüchtlinge vielleicht das Leben verdankten. Waren doch auch die Kokablätter der kleinen Indianerin vermutlich mit Curare vergiftet gewesen. Das Gift, das der Xidehara bereitete, erwies sich als ungeheuer wirksam. Ein feistes Hokkohuhn, das er mit einem vergifteten Pfeil von seinem luftigen Sitz herunterholte, verendete auf der Stelle. Seltsamerweise tat es dem Geschmack und der Bekömmlichkeit des Vogels nicht den geringsten Eintrag, dass er mit einem vergifteten Pfeil erlegt worden war.

Als Hans endlich wieder einigermaßen bei Kräften war, wurde der Weitermarsch angetreten. Sie hatten alle vier gehörig zu schleppen, denn Fabricius ließ viel Mundvorrat mitnehmen, um möglichst wenig auf das launische Jagd-

glück angewiesen zu sein. Es regnete in Strömen, als sie aufbrachen. Da *Zischende Viper* einen kunstgerechten Feuerbohrer nach indianischer Art hergestellt hatte, brauchten sie wenigstens keinen Feuerbrand mitzunehmen. Nach den ersten fünfzig Schritten sahen sie sich noch einmal nach dem Lager um, wo sie fünf Wochen gehaust hatten. Verlassen lagen die Hütten in der Wildnis. Das Feuer war am Erlöschen. Dann entschwanden die Hütten ihren Blicken. *Geduldlager* - so hatte es Kressel genannt - lag hinter ihnen.

Zur Überraschung der Freunde änderte sich nach etwa achtstündigem Marsch die Landschaft. Sie standen plötzlich an einer Berglehne, die schroff in ein Tal abfiel. Die schwarzen Fluten eines Flusses glänzten zu ihnen herauf. Es konnte kaum der große Strom sein - dazu war das Wasser zu unbedeutend - aber die deutliche Richtung des Flusses nach Westen erweckte die Hoffnung, dass sie an einem Nebenfluss des Magdalenenstromes standen.

Im Tal lagen am Fluss drei große kegelförmige Indianerhütten. Noch zweifelnd, ob sie die Hütten umgehen sollten oder nicht, machten sie sich an den Abstieg. Er war sehr steil und mühsam. Der Fuß glitt auf den regenglatten Felsen aus, und die üppig wuchernden Lianen boten keinen Halt. Kressel, der versuchte, sich an ihnen festzuhalten, blieb nur losgerissenes Rankenwerk in der Hand. Er fiel und ein starker Steinschlag ging unter seinen Füßen polternd zu Tal. War es dieser Steinschlag, waren es die scharfen Augen der Wilden? Genug, die Freunde erkannten, dass man sie in der Ansiedlung bemerkt hatte. Männer, Frauen und Kinder liefen am Flussufer zusammen und wiesen winkend und deutend auf die seltsamen Männer, die langsam den Berghang hinunterstiegen. Es war zu spät,

um zu fliehen.

Als man in Hörweite war, rief *Zischende Viper* die Indianer an. Sie antworteten in der Sprache der Aruak. Das Gesicht des Xidehara glänzte befriedigt. Man war offenbar wieder bei einem Aruakstamm. Wohl an hundert Indianer, die Männer und Knaben mit Federkronen, die Frauen und Mädchen nur mit einem Baströckchen bekleidet, über und über behängt mit Ketten aus braunen Fruchtkapseln, erwarteten die fremden Ankömmlinge.

Man führte sie in eine der geräumigen Hütten, deren jede von mehreren Familien bewohnt war. Es wimmelte in dem dumpfen halbdunkeln Raum von Kindern jeglichen Alters. Ein würdiger Alter begrüßte sie in wohlgesetzter Rede. Dann brachte eine Frau dem Alten eine mächtige brennende Zigarre, deren Deckblatt aus rotem Baumbast bestand. Er rauchte ein paar Züge und gab die Zigarre als Willkommens- und Friedenszeichen dem Xidehara, den er - in seinem Sinn - für den Zivilisiertesten von den vieren zu halten schien. Auch *Zischende Viper* rauchte und reichte die Zigarre den Deutschen weiter. Kaum war die feierliche Begrüßung beendet, als die Frauen auf Geheiß des Alten Tonschalen mit Wildbret und Fischen in Pfefferbrühe brachten und unzählige Kalebassen mit Chicha. »Trink, Bruder!«, sagten sie dazu. Die Freunde taten ihr Möglichstes, ihren liebenswürdigen Gastgebern Bescheid zu tun, denn sie hatten das deutliche Gefühl, dass sie eine Zurückweisung bitter kränken würde.

Als die Nacht hereinbrach, räumten die Indianer ihren Gästen einen warmen Platz nicht weit vom Herd ein. Das war ihnen sehr angenehm, denn es war in der Regenzeit nachts oft empfindlich kühl. In der Hütte war es dumpfig



und die Luft erfüllt von der Ausdünstung der vielen schlafenden Menschen. Doch Hans lag behaglich auf seinem Maisstrohlager und horchte auf den Regen, der unablässig auf das Dach tropfte.

Am Morgen badeten die Freunde im Fluss. Es war ihnen eine unendliche Wohltat. Dann brachten ihnen Frauen eine Art Kartoffelsuppe und frischgebackenen Fladen aus Maniokmehl. Die Freunde ließen es sich schmecken. Sie saßen mit dem Häuptling zusammen und unterhielten sich mit ihm. Der Indianer ließ sich von den weißen Männern und ihrer Heimat erzählen und die Deutschen fragten nach dem großen Wasser, dem großen Fluss. Ob es weit sei dahin? Der Häuptling besann sich nicht lange. Ja, gewiss. Nur einen Tagesmarsch von hier - einmal geht die Sonne auf und unter - floss ein großes Wasser, viel breiter, als der Jaguar springen kann. Die Freunde frohlockten. Sollten sie nur noch einen Tag weit vom Magdalenenstrom sein?

Der Aufbruch verzögerte sich indessen zu Fabricius' großem Leidwesen durch neue unermessliche Regengüsse. Der Fluss, mächtig angeschwollen, wälzte seine schwarzen Fluten durch das überschwemmte Tal. Es gab keinen Weg an seinem Ufer, denn zu beiden Seiten erhoben sich steile Felswände. »Bleibt, wenn ihr nicht wollt, dass die Fische euch fressen!«, warnten die Indianer.

»Sollen wir die ganze Regenzeit hier bleiben?«, knurrte Fabricius ärgerlich. Doch er sah selbst ein, dass es gut war, noch ein paar Tage zu warten.

Eines Morgens standen die Freunde am Flussufer und schauten missmutig zum Himmel, den immer noch dichte schwarze Regenwolken bedeckten. Gedankenlos warf Hans den Papageien, die ihn fast zudringlich umschwärmten, ei-

nige Maiskörner hin. Die bunten Vögel hatten sich so sehr an die Siedlung gewöhnt, wo sie immer Futter fanden, dass sie von den Indianern fast wie Haustiere gehalten wurden. Do flog plötzlich ein wunderschöner Arara auf Kressels Schulter und schrie unablässig in tadellosem Aruak: »Was essen, was essen!« Die drei Deutschen staunten, ja sie erschrakten fast. Wie Hexerei kam es ihnen vor, bis sie dahinterkamen, dass die Indianer mit viel Geduld den klugen Vögeln einige Worte vorzusprechen pflegten, die sie allmählich mit fast menschlichem Tonfall nachplapperten. Es war wie ein Wunder und die Sache mit den sprechenden Vögeln eine der ganz wenigen Geschichten, die man später dem Ratsherrn Hans Hauser zu Konstanz nicht recht glaubte, wenn er sie in der Ratsstube beim Seewein erzählte.

Am siebenten Tage ihres Aufenthaltes bei dem freundlichen Indianerstamm ließ der Regen endlich nach und der Fluss fiel sehr rasch, wie die Freunde es einst beim Übergang über den Tocujo erlebt hatten. Sofort drängte Fabricius zum Aufbruch. Reichlich mit Lebensmitteln versehen und wohl ausgeruht, machten sie sich auf den Weg. Das ganze Dorf gab ihnen unter Führung des würdigen alten Häuptlings eine Stunde weit das Geleit. Dann nahmen sie herzlichen Abschied von ihren freundlichen Wirten. Ein paar Männer ließen es sich aber nicht nehmen, sie noch weiter zu begleiten und ihnen den Weg zum großen Fluss zu zeigen.

Der alte Häuptling hatte nicht zu viel versprochen. Schon am Spätnachmittag blinkte es silbern auf zwischen den Bäumen. Ein Wasserspiegel schimmerte durch das grüne Dickicht, und kaum hundert Schritte weiter standen die

Freunde vor einem großen Strom, breit wie der Rhein bei Konstanz. Ein unsagbares Glücksgefühl durchströmte sie. Das war - es konnte gar kein Zweifel sein - der Magdalenenstrom. Majestätisch wälzte er seine Fluten gen Norden dem Meer zu. Auch sie, die müden Wanderer, würde er zum Meer tragen, so sicher wie jenen Baumstamm, der langsam an ihnen vorübertrieb. Nur Geduld, noch ein wenig Geduld! Bald würde die Meereswoge an den Bauch des Schiffes schlagen, das sie in die Heimat heimführt, nach Deutschland.

Unwillkürlich hatten sich die Freunde, stumm hinausblickend auf das glänzende Wasser, die Hände gereicht.

Die Indianer, die sie begleitet hatten, verbrachten die Nacht mit ihnen am Flussufer. Es gab gebratene Fische, die die Indianer fingen, indem sie die zerklopfen Wurzeln einer Giftpflanze in einer stillen, seichten Bucht des Stromes wuschen. Bald schwamm eine Menge Fische auf der Wasseroberfläche, die kleineren tot, die größeren betäubt, so dass sie leicht zu ergreifen waren. Rasch waren die Bratständer aufgerichtet. Es war ein fröhliches Schmausen.

Anderen Tages machten sich die Freunde daran, ein Floß, eine »Balsa«, zu bauen. Die Indianer halfen ihnen dabei. Sie verwendeten Holzmesser aus dem harten Holz der Paxiubapalme. Fabricius sah ihnen neidisch zu und war beglückt, als ihm die Wilden auf seine Bitte ein Messer schenkten.

Schon am frühen Nachmittag rüsteten die Indianer zum Aufbruch, um ihr Dorf noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen. Sie schieden von den weißen Männern als gute Freunde. Die Deutschen winkten ihnen lange nach, bis der Urwald sie ihren Blicken entzog.

Herrlich, einmal die Glieder strecken zu können, träumend in den Himmel zu blicken, den müden, wunden Füßen Ruhe zu gönnen! Die Balsa schwankte leise, und kleine eilfertige Wellen glucksten an ihren Rändern. Eine jede schob das Fahrzeug ein winziges Stück weiter dem Meer, der Heimat zu. Die Strömung des Flusses war stark, aber langsam, viel zu langsam für die Ungeduld der Reisenden ging die Fahrt. Noch immer beherrschten im Süden die Schneehäupter der Zentralkordillere die Landschaft, die gewaltigen Berge, die heute Nevado del Tolima und Herveyo heißen.

Treibende Baumstämme und zahlreiche Untiefen zwangen die Schiffer zur Vorsicht. Meist saß *Zischende Viper* beobachtend an der Spitze des Floßes. Seinen scharfen Augen entging kein Wirbel, kein Strudel, kein verdächtiger Schaumstreifen im braunen Wasser. Besonders fürchteten sich die Schiffer, Krokodilen zu begegnen. Zwar mochten die Bestien auf dem Land nicht allzu gefährlich sein, um so furchtbarer konnten sie für das Fahrzeug und die Schiffer im Wasser werden. Ein einziger Schlag des mächtigen Schwanzes hätte ohne Zweifel genügt, das gebrechliche Floß zu zertrümmern und den Freunden einen nassen Tod in den Fluten des Magdalenenstroms zu bereiten. Stieß *Zischende Viper* den Warnruf »Kaiman!« aus, so griffen alle eilig zu den Rudern, um die Balsa aus der gefährlichen Nähe zu steuern. Es gelang ihnen glücklicherweise stets, die gefürchtete Begegnung zu vermeiden.

Erst am achten Tag stießen die Freunde wieder auf Menschen. Ein Indianer stand am Flussufer, anscheinend mit Fischen beschäftigt. Er blickte unbeweglich den Vorüberfahrenden nach. So stand er noch, als eine Biegung des Flusses

ihn schon wieder den Blicken der Freunde entzog.

Einige Tage später näherte sich das Floß einer am rechten Ufer gelegenen Indianersiedlung. Es war am Nachmittag, und die Sonne stand schon ziemlich tief. Da reichlich Lebensmittel vorhanden waren, hatten die Freunde beschlossen, erst mit Einbruch der Dunkelheit an Land zu gehen. Die Hütten tauchten hinter einer Strombiegung so plötzlich auf, dass es unmöglich war, vorher zu landen, was Fabricius gern getan hätte, um später im Schutz der Dunkelheit die Siedlung zu passieren. Denn wer konnte wissen, ob sie wieder so freundlich aufgenommen würden wie bei den Indianern am Schwarzen Fluss? Da es ausgeschlossen war, unbemerkt vorbeizukommen, gab Fabricius Befehl, wenigstens möglichst weit nach dem linken Ufer hinüberzusteuern. Wie gerechtfertigt sein Argwohn war, erwies sich bald. Die Freunde sahen, wie die Indianer am Ufer zusammenliefen und schreiend auf das vorübergleitende Floß deuteten. Ihre Haltung verriet nichts Gutes. Mochten sie nun die weißen Gesichter erkannt haben oder mochten sie meinen, es seien Angehörige eines feindlichen Stammes in ihr Jagdgebiet eingedrungen. Genug, ehe sie sich's versahen, flogen den Schiffern ein paar Pfeile um die Köpfe, die bei der großen Entfernung glücklicherweise ihr Ziel verfehlten.

»Vorwärts!«, schrie Fabricius. »Vorwärts!«

Alle vier griffen zu den Rudern. Die Balsa flog über das Wasser. Der Fluss hatte sich merklich verwandelt. Da und dort zeigten Schaumstreifen an, dass das Wasser über Felsenrisse strömte. Die Wirbel und Strudel wurden immer häufiger, die Strömung wuchs mehr und mehr. Die Freunde hatten keine Zeit, sich Gedanken darüber zu machen. Hans aber war in seinem Element. Solche flinken und ge-

fährlichen Fahrten kannte er von daheim, wo sich die Konstanzer Jungen oft genug im schwankenden Nachen auf dem jungen Rhein getummelt hatten, zum Verdruss der Eltern und Lehrer.

»Hallo!«, rief er und stemmte sein Ruder gegen die andringende Flut, ohne verhindern zu können, dass eine gewaltige Welle überging und sie alle durchnässte.

Da wies Kressel zurück. Bei dem Dorf, das bereits schon ein gutes Stück hinter den Floßfahrern lag, brachten die Indianer Kanus zu Wasser. Man hörte sie schreien und sah, wie sie sich im Wasser stehend um die Fahrzeuge drängten.

»Sie wollen uns verfolgen«, rief Fabricius. »Vorwärts, vorwärts! Sie dürfen uns nicht einholen.«

Von Neuem warfen sich die Freunde mit Macht in die Ruder. Es dauerte ziemlich lange, bis die Kanus - es waren ihrer drei - in Fahrt kamen. Inzwischen hatte das Floß einen gehörigen Vorsprung bekommen. In Hans erwachte so etwas wie Ehrgeiz. Er vergaß darüber fast, dass es wieder einmal ums Leben ging. Beinahe kühl wog er die beiderseitigen Aussichten gegeneinander ab. Die Kanus waren mit je sechs Indianern besetzt, die - Hans stellte es mit Kennerblick fest - sehr mäßig ruderten und schrecklich mit den Rudern plantschten. Sie selber aber waren nur zu viert, und die Kanus lagen wohl besser im Wasser als die zwar leichte, aber plumpe Balsa. Dafür hatten die Floßfahrer einen erheblichen Vorsprung. Hans berechnete: Es konnte glücken. Glückte es sicher? Nein, aber vielleicht glückte es.

Sie ruderten mit äußerster Kraft. Der Fluss schien ihnen zu Hilfe kommen zu wollen. Immer reißender wurde der Strom. Dass er auch den Verfolgern helfen würde, daran

dachten sie zunächst nicht.

Von Zeit zu Zeit warf Hans einen Blick zurück. Zweimal schien es ihm, als ob sich die Entfernung zwischen dem vordersten Kanu und dem Floß vergrößerte. Dann, beim dritten Mal, konnte er nicht mehr daran zweifeln: Die Indianer holten auf. Der Fluss wurde immer wilder. Felsen tauchten auf, an denen das Wasser brandend empor schäumte. Ein Wunder, dass das Floß nicht längst an einer der zahllosen Klippen zerschellt war. Hans stand plötzlich ein Bild vor der Seele: der Rhein, der junge Rhein oberhalb von Schaffhausen. Gerade so war er wie dieser Fluss im fernen indianischen Land. So brausend, so ungestüm schäumte er um die Felsen, so nahm er gleichsam einen Anlauf. Herrgott im Himmel, dachte Hans, treiben wir etwa auf einen Fall zu, hoch wie der Rheinfall? Dann gnade uns Gott!

Doch die Verfolger? Wollen sie sich in blinder Wut mit den Verfolgten ins Verderben stürzen?

Von den drei Kanus lagen zwei zurück. Sie schienen die Verfolgung aufzugeben. Dagegen hatte sich die Entfernung zwischen dem vordersten Kanu und dem Floß wiederum verringert. Die Dämmerung brach herein und vermehrte die Gefahr, dass das Floß an einem Felsen zerschmettert würde. Wäre es wenigstens Nacht! Zwar ist die Dämmerung in den Tropen bei Weitem nicht so lang wie in der gemäßigten Zone. Aber eine gute Stunde konnte die Jagd auf Leben und Tod noch dauern, ehe die Freunde damit rechnen durften, durch die Dunkelheit den Blicken ihrer Verfolger entzogen zu sein.

Von weiter unterhalb tönte gewaltiges Brausen an ihr Ohr. Die drei Deutschen wechselten einen Blick. Ihre Gesichter waren bleich. Sie mussten alles gehen lassen, wie es

gehen sollte. An Landen war nicht zu denken. Abgesehen davon, dass sie dabei unfehlbar von den Verfolgern eingeholt worden wären, war es ganz unmöglich, die Balsa aus der reißenden Strömung ans Ufer zu bringen.

Das gebrechliche Fahrzeug flog pfeilschnell dahin, aber auch die verfolgenden Indianerkanus waren beinahe schon auf Pfeilschussnähe heran. Die Entscheidung stand auf des Messers Schneide.

Die Freunde, die stehend ruderten, konnten sich auf der toll hin und her geworfenen Balsa nicht mehr auf den Beinen halten. Sie verzichteten auf das Rudern, das ohnehin bei der reißenden Strömung keinen Zweck mehr hatte, und warfen sich nieder, indem sie sich an die Balken des Floßes klammerten. Es war höchste Zeit, im nächsten Augenblick war die Balsa mitten im Strudel. Gewaltige Wasserstürze gingen über das Fahrzeug, das sich mehrere Male um sich selbst drehte. Einen Augenblick lag Hans im Wasser, konnte sich aber mit Aufbietung aller Kräfte wieder auf das Floß hinaufziehen. Manchmal erhoben sich die Wasserstuten zu beiden Seiten des Floßes wie durchsichtige Wände, dann wieder tanzte das Fahrzeug auf dem Gipfel eines Wasserberges, rings umgeben von grausiger Tiefe.

So durchschifften die Freunde die Stromschellen des Magdalena bei der heutigen Stadt Honda. Freilich alles, was auf dem Floß war, außer den vier Männern, spülte das Wasser fort, nicht nur die Lebensmittel, nein, auch die Waffen, die Ruder, den Feuerbohrer, den *Zischende Viper* gemacht hatte.

Die Strömung ließ nach einiger Zeit nach. Hans warf einen Blick zurück auf den Katarakt, der in der immer stärker werdenden Dunkelheit weiß glänzte. Da sah er mitten



im weißen Gischt etwas Schwarzes. Die Kanus, die Indianer! Sie schienen doch kühnere und bessere Schiffer zu sein, die Wilden, als Hans geglaubt hatte.

Weiter ging die Verfolgung. Doch war es ja eigentlich gar keine Verfolgung mehr. Die Flüchtenden hatten keine Ruder, sie konnten nur hilflos zusehen, wie die Verfolger näher und näher kamen. Immer mehr holen die Indianer auf. Es war bereits schon so dunkel, dass man Einzelheiten nicht mehr erkennen konnte.

Die Balsa schoss steuerlos etwa hundert Klafter vom linken Ufer durchs Wasser.

»Schwimmen!«, befahl Fabricius und warf sich in den Fluss. Trotz der immer noch gewaltigen Strömung kamen er, Hans Hauser und Kressel ans Ufer. Auch keiner der gefürchteten Raubfische, von denen der Magdalena wimmelt, fiel sie an, doch wurde Fabricius von einem kleinen Rochen in den Fuß gestochen, der sofort heftig anschwell.

»Wo ist *Zischende Vipern?*«, fragte Hans, als sie triefend und beinahe nackt ans Ufer kamen.

»Ich weiß nicht«, sagte Fabricius und ließ sich ächzend ins Gras fallen. Die Wunde vom Stich des Rochens schmerzte gewaltig.

Die Indianer hatten nichts bemerkt. Die Schiffbrüchigen hörten sie weiter unterhalb rufen und schreien. Offenbar hatten sie das führerlose Floß erreicht und zu ihrem Verdruss wahrgenommen, dass es verlassen war. Oder doch nicht? Wo war *Zischende Viper?* War er seinen wütenden Stammesgenossen in die Hände gefallen? War er beim Versuch, das Ufer zu erreichen, ertrunken?

Es war nun völlig dunkel geworden, auch begann es wieder zu regnen. Die Freunde zitterten vor Kälte, obwohl die

Nacht warm war. Plötzlich war es ihnen, als näherten sich die Stimmen der Indianer. Sie schienen am Ufer nach den Verfolgten zu suchen. Die drei kauerten sich unter eine riesige Weide, die ihre Äste tief ins Wasser hängen ließ. Die Indianer verloren sich anscheinend im Wald. Schon glaubten die Freunde, dass die Gefahr vorüber sei, als in der Dunkelheit eine Gestalt vor ihnen auftauchte. In nächsten Augenblick hatte der Indianer die am Boden Kauern den bemerkt. Da sprang Hans ihn an. Er hielt ihm den Mund zu, dass nur ein gurgelnder Laut aus der Kehle des Wilden kam, und versuchte, ihn zu Boden zu reißen. Doch der Indianer wehrte sich wie eine wilde Katze. Ehe die andern zuspringen konnten, riss der Indio strauchelnd Hans mit sich in die aufspritzende Flut. Entsetzt starrten Fabricius und Kressel in das Wasser, unter dessen Oberfläche die beiden Ringer verschwunden waren. Fürchterliche Sekunden verrannen. Dann tauchte ein Körper aus der Flut auf. War es der Indianer, war es Hans?

Es war Hans. Er hatte so lange mit eiserner Faust den Indianer unter Wasser gedrückt, bis er ertrunken war.

Auch Hans war völlig erschöpft. Er taumelte, er warf sich zu Boden und das Übermaß der Spannung, der Anstrengung, des Grauens löste sich in einem Weinkrampf, der seinen ganzen Körper erschütterte.

Der Morgen des nächsten Tages - es war der 17. September 1537 - fand die Freunde in trostloser Verfassung. Zwar hatte sich in der Nacht *Zischende Viper* wohlbehalten eingefunden, der das Floß als Letzter verlassen hatte. Erst als er sah, dass das Fahrzeug nicht mehr gehalten werden konnte, war auch er ans Ufer geschwommen. Nun war er damit beschäftigt, Fabricius' Fuß zu behandeln, indem er den Saft

einer Wasserpflanze auf die Wunde strich. Fabricius empfand einige Erleichterung, aber er konnte sich vorläufig nur hinkend mit großen Schmerzen fortbewegen. Hans und Kressel starrten trübsinnig ins Wasser. Was sollten sie nun anfangen? Ihre Lage war noch viel schlimmer als nach der Flucht aus dem Sua-Tempel. Damals hatten sie wenigstens Waffen und die notdürftigste Kleidung. Schutzlos waren sie nun der Witterung preisgegeben, dem Hunger und dem Hass der Indianer. Lähmende Verzweiflung kam über sie. Selbst Kressel, der sonst immer so Tätige, ließ den Kopf hängen. Schleppenden Ganges schlich er gegen Mittag in den Wald, um wenigstens etwas Essbares zu suchen. Er fand ein paar Nüsse, die sie schweigend, ein jeder in seine trüben Gedanken versunken, verzehrten.

So kam der Nachmittag heran. Der Regen hatte aufgehört. Es war sehr heiß und still im Wald. Nur im Gras raschelten Schlangen. Gegen drei Uhr zerriss ein dumpfer Knall die Stille. Der Schall kam offenbar von einer Stelle, die stromabwärts lag. Dort flog nun auch kreischend ein Zug Papageien über den Fluss.

Die Freunde waren bei dem Knall erschreckt aufgefahren. Wortlos sahen sie sich an.

Da knallte es ein zweites Mal und gleich darauf noch einmal. Hans sprang auf. Sein Gesicht war totenblass, sein magerer Körper bebte. Die Augen glänzten wie im Fieber. Er streckte die Arme aus wie ein Verzückter. »Fabricius, Kressel, das sind Schüsse, Musketenschüsse!« Er stürmte davon, nur von *Zischende Viper* gefolgt. Am Ufer lief er, sprang er, stolperte er vorwärts. Das Erste, was er sah, war - unverkennbar - eine schwarze Wolke von Pulverdampf, die über dem Strom schwebte. Und dann ...

Ein Mann stand am Ufer, europäisch gekleidet. Es kam Hans, dem Halbnackten vor, als sei er königlich gewandet. In der Nähe des Mannes waren einige Indianer damit beschäftigt, einen toten Kaiman mit Stricken ans Land zu ziehen. Der Bekleidete gab ihnen mit lauter, befehlender Stimme ein paar Anweisungen. Er war so beschäftigt, dass er Hans nicht sah, der langsamen Schrittes, mit wankenden Knien auf ihn zuing. Als er endlich seiner ansichtig wurde, griff er unwillkürlich nach dem Rapier an seiner Seite.

Hans hob die Hand zum Gruß. »Gelobt sei Jesus Christus!«, sagte er auf Spanisch. Voll Staunen erwiderte der Angeredete zögernd: »In Ewigkeit Amen!«

Eine Stunde später standen die Freunde vor dem Licendido und Justicia Major, Gonzalo Ximenez de Quesada, dem Führer der großen Expedition, die im August 1536 von Santa Marta am Karibischen Meer aufgebrochen war, um das Dorado zu suchen. Die Hauptmacht war noch weiter zurück. Der Führer selbst war ihr mit seinen Offizieren und einer Bedeckung von hundert Mann in fünf Brigantinen und einer größeren Anzahl von Indianerfahrzeugen, sogenannten Pirogen, den Magdalenenstrom hinauf vorausgefahren.

Quesada, ein stattlicher, vollbärtiger Mann, der selbst hier in der Wildnis zum hirschledernen Koller die steife weiße spanische Halskrause trug, behandelte die Freunde mit größter Höflichkeit. Hans, der am besten Spanisch sprach, berichtete. Als er die Namen Hohermut und Hutten erwähnte, verneigte sich der Spanier. »Hohermut und Hutten ...« Er nannte sie *Jorge de Espira* und *Felipe de Urre*. »Ich habe oft von ihnen gehört. Leider hatte ich nie das Glück, sie persönlich kennenzulernen. Ich weiß, sie sind kühne Män-

ner und große Eroberer.«

Hans erzählte die Erlebnisse der Freunde in großen Zügen. Er verschwieg nicht, dass die Chibcha ein reiches Volk seien, das Gold und Smaragde besäße. Er glaubte, in den dunklen Augen des Spaniers eine verräterische Glut aufzublitzen zu sehen, als er davon sprach. Hans vergaß nichts Wichtiges, nichts, was für die Durchführung der Expedition Quesadas von Bedeutung sein konnte. Nur eines verschwieg er aus einem Gefühl heraus, das er sich selbst nicht recht erklären konnte: Er erzählte nichts von der feierlichen Zeremonie an der Lagune von Guatavita.

»Und so haben wir denn«, schloss Hans, »das Land der Chibcha, das wir als die ersten weißen Männer betreten haben, für des römischen Kaisers Majestät und unsere Herren, die Welser, in Besitz genommen.«

Des Spaniers Stirn umwölkte sich. »Verzeiht, Señor, dass ich Euch widerspreche!«, sagte er. »Aber Ihr wisst doch wohl, dass nach der Entscheidung des Indienrats zu Sevilla das Land westlich des Meridians vom Cabo de la Vela zur spanischen Provinz Santa Marta gehört.«

»Es ist immer Brauch gewesen, dass der Erste, der ein unbekanntes Gebiet in India betrat, es für seinen Herrn in Besitz zu nehmen berechtigt ist«, erwiderte Hans.

Quesada ließ, unmerklich lächelnd, seinen Blick über die drei in Lumpen gehüllten Männer gleiten. »Ihr mögt das Land als Erste betreten haben, Señores«, sagte er,

»aber es scheint mir nicht, dass Ihr es erobert habt. Sagtet Ihr nicht, dass Ihr von den Indianern verfolgt aus dem Land geflohen seid?«

Hans biss sich auf die Lippen. Das konnte er nicht gut bestreiten.

»Überlassen wir die Entscheidung der Audiencia in Santo Domingo und dem Indienrat!«, fuhr Quesada mit einer Handbewegung fort. »Nun aber, Señores, wendet Euch an meinen Adjutanten, dass er Euch Kleidung geben lasse und nach Möglichkeit auch Waffen. Verzeiht, dass nichts Besseres zur Hand ist als schlichte Soldatenröcke. Und dann bitte ich Euch, Señores, seid heute Abend meine Gäste.« Er verneigte sich, und die Freunde waren entlassen.

Der Zunftgenosse von Jakob Schmitz, dem lustigen Kölner - er stammte aus Sevilla, der klassischen Stadt der Barbieri - verstand sein Handwerk. Er schnitt Fabricius und Kressel prächtige Spitzbärte, Hans rasierte er die rotblonden Stoppeln um Wangen und Kinn glatt ab. Über Hansens goldblondes Haupthaar geriet er förmlich in Entzücken. Als Hans sich nach vollendetem Werk im Spiegel betrachtete, sah er ein junges, männliches Gesicht mit ruhigen blaugrauen Augen und einem feingeschnittenen energischen Mund. Ich bin älter geworden, dachte Hans, aber ich bin noch jung.

Das Mahl nahmen Hans, Fabricius und Kressel mit Quesada und seinen Offizieren auf dessen Brigantine ein. *Zischende Viper* hatte sich, ohne ein Wort zu sagen, den Indianersklaven zugesellt. Dort war sein Platz, jetzt, wo wieder europäische Zivilisation regierte.

Es gab Leckerbissen, nicht nur köstliche Magdalenenwelse, sondern auch Eier, richtige Hühnereier, denn der Feldprediger, ein lebenslustiger Pater, schleppte sogar ein Hühnervolk mit, damit die Herren des Stabes den gewohnten Eiergenuss nicht zu entbehren brauchten. Dazu gab es feurigen spanischen Wein. Auf dem Deck des Schiffes, über dem sich der herrliche sternbesäte tropische Himmel

wölbte, herrschte bald eine gedämpfte Fröhlichkeit, denn es gehörten zu Quesadas Stab eine ganze Reihe junger Leutnante und Kornette. Schließlich brachte einer der Jungen sogar eine Gitarre zum Vorschein und begann ein wenig zu klimpern. Bald tönte, von angenehmer Stimme gesungen, ein spanisches Lied durch die Tropennacht. Als der Spanier geendet hatte, wandte er sich an Hans mit der Frage, ob er nicht auch ein Lied zum Besten geben wolle. Hans, der in Sevilla ein wenig Gitarre hatte spielen lernen, griff nach dem Instrument und schlug ein paar Töne an. Was sollte er singen? Plötzlich sang er - es sang gleichsam aus ihm heraus:

*Surubu loma  
nevin ra  
canan cruz  
nigua gra.*

Als er geendet hatte, schwiegen alle. Man verstand natürlich die Worte nicht, aber die Zuhörer hatten das Gefühl, dass es ein trauriges Lied sein müsse.

»War das Deutsch?«, fragte der junge spanische Offizier nach einer Weile.

»Nein«, sagte Hans, »es war nicht deutsch.« Gedankenvoll sah er auf den schwarzen Strom hinaus. Es schien ihm, als winke ganz von fern, entschwindend gleichsam für immer, Kamaliá, Tochter des Schwälbchens. Arme kleine Indianerin!

Quesada bemühte sich sehr, die Freunde oder wenigstens Hans als Pfadfinder für seine Expedition zu gewinnen. Er versprach ihnen Kapitänstellen und reichen Beuteanteil,

aber die Freunde lehnten ab. Sie seien den Welfern verpflichtet, erklärten sie, und müssten dem deutschen Handelshaus möglichst bald die Ergebnisse ihrer Reise mitteilen.

Quesada fühlte sich in keiner angenehmen Lage. Es schien ihm keineswegs im Interesse der Spanier und ihrer Unternehmungen zu liegen, wenn die außerordentlich wichtigen Entdeckungen der Freunde den deutschen Wettbewerbern schnell bekannt wurden. Schließlich trug aber doch seine Ritterlichkeit den Sieg davon. Er erklärte sich bereit, für die Reise der Freunde eine Piroge mit der nötigen indianischen Rudermannschaft und einem spanischen Leutnant als Führer zur Verfügung zu stellen. Voll herzlicher Dankbarkeit nahmen die Freunde das Angebot an.

Am dritten Tag war das Schiff fahrbereit. In der Morgenfrühe gingen die Freunde an Bord. Quesada und sein ganzer Stab waren erschienen, um von den kühnen Eroberern nach spanischer Sitte mit Händedruck und Umarmung Abschied zu nehmen. Dann setzte sich das Schiff unter den Abschiedsrufen der Soldaten, die am Ufer standen, stromab in Bewegung. Die zwölf nackten Indianer, die im Vordertheil des Schiffes paarweise saßen, legten sich kräftig in die Riemen. Bald war das Lager der Spanier den Blicken der Freunde entschwunden.

Wieder trugen die Wellen des Magdalenenstroms, der nun ruhig und breit dahin strömte, die Freunde der Heimat zu. Sie fühlten sich wie im Himmel und konnten es manchmal gar nicht fassen, dass plötzlich das Ziel, das heißersehnte, in greifbare Nähe gerückt war. Die Piroge war nicht gerade ein bequemes Fahrzeug, aber immerhin besser als die von Wind und Wellen bedrohte gebrechliche Balsa.



Rasch durchschnitt sie, von den sehnigen Armen der indianischen Ruderer getrieben, die braunen Wellen des Magdalena.

Der Schiffsführer, ein junger Hidalgo, war voll ehrerbietiger Aufmerksamkeit den berühmten Alemanos gegenüber, die seiner Obhut anvertraut waren. Er sorgte dafür, dass zur rechten Zeit ein reichliches Mahl bereit war, ja er wollte es nicht einmal zulassen, dass die Freunde durch einen gelegentlichen Jagdausflug etwas zur gemeinsamen Tafel beisteuerten.

Schon nach sechs Tagen wurde die Mündung des Cauca, des großen linken Nebenflusses des Magdalena, passiert. Am nächsten Morgen wies der junge Spanier nach Nordosten. Schneehäupter zeigten sich dort.

»Sie schauen auf Santa Marta herab, diese Berge«, sagte er. »Geduld, nur noch ein klein wenig Geduld!«

Ein wenig später näherte sich die Piroge einer Stelle, wo sich der Fluss in drei Arme spaltet. Auf gut Glück wählte der Schiffsführer den mittelsten Arm, der ihm am wasserreichsten schien. Einige Stunden lang ging alles gut, aber dann saß das Fahrzeug im zähen Schlamm fest. In glühender Hitze, umschwärmt von Wolken von Stechmücken, zogen es die Schiffer rückwärts aus dem Morast. Alle halfen mit. Gewaltig legte sich Kressel in die Seile. Vielleicht wären sie ohne die Hilfe des bärenkräftigen Hessen niemals wieder flott geworden. Doch nun musste stundenlang zurückgerudert und der Versuch gemacht werden, auf einem der anderen Wasserarme weiterzukommen. Reichlich ein Tag ging darüber verloren. Es schien aber, dass man nun im richtigen Fahrwasser war.

Unverwandt schaute Hans über die Spitze des Schiffs in

die Ferne. Oft glaubte er in der unendlichen Fläche, über der die heiße Luft zitterte, den Meeresspiegel zu erkennen, aber immer wieder sah er sich getäuscht. Noch viele Tage gespannter Erwartung vergingen.

Eines Morgens, von Ungeduld verzehrt, eilten die Freunde dem Schiff zu Land voraus. Die Füße versanken fast im trügerischen Morast, der völlig unter der saftigen Grasdecke verschwand, aber man roch das Meer. Eine Brise aus Nordosten wehte den Freunden um die heißen Köpfe. Und da, endlich, endlich lag ein glänzender Spiegel, das Meer, vor ihnen! O Meer, du herrliches, du geliebtes, heißersehntes Meer! Überwältigt schauten die Freunde in die Weite, und eine regenfeuchte, flache Küste mit ein paar sturmzerzausten Bäumen tauchte in ihren Gedanken vor ihnen auf: die Küste der Heimat, die deutsche Küste.

Als wolle in einem letzten verzweifelten Kampf das Land rachsüchtig die Männer festhalten, die seine Geheimnisse entschleiert hatten, gab es noch in letzter Stunde einen Aufenthalt. Die Mündung des Magdalenenstroms sperrte eine mächtige Barre, durch die ungeheuren Erdmassen entstanden, die der Magdalena seit Urzeiten dorthin gewälzt hatte. Auf dieser Barre lief das Schiff noch einmal auf. Ihn Angesicht der offenen See mussten die Freunde zwölf Stunden tatenlos ausharren, bis mit Einbruch der Dunkelheit die aufkommende Flut das Schiff flott machte. Von der Mündung des Magdalena bis nach Santa Marta dauerte die Fahrt nur noch eine Nacht. Die Freunde verbrachten sie wachend. Wunderbar wölbte sich über ihnen der Sternenhimmel, grüßten im Norden die Sternbilder der Heimat, während die Piroge in der leichten Meeresdünung schaukelte. Bei Sonnenaufgang lag in einer Landschaft von para-

diesischer Schönheit Santa Marta vor ihnen, an einer lieblichen Bucht zu Füßen der gewaltigen Sierra de Santa Marta, deren schneebedeckte Häupter sich scharf gegen den tiefblauen Himmel abheben. Ein primitives Fort, eigentlich nur einige Erdwälle, schützten die Stadt, die, erst vor wenigen Jahren gegründet, ähnlich wie Coro nur aus ein paar Hütten bestand. Ein Kanonenschuss verkündete den Bewohnern das Nahen des Bootes. Sie liefen am Strand zusammen, wo die Piroge landete, und halfen das Schiff auf den weißen Sand ziehen. Die drei unbekanntenen, stattlichen Männer erregten großes Aufsehen. Es war fast wie damals beim Einzug in Guatavita. Die Menge folgte den Freunden, die der spanische Leutnant nun zum Adelantado, dem Gouverneur der Provinz Santa Marta, führte.

Der Empfang durch den Adelantado Fernando de Luga war sehr frostig. Luga war ein erbitterter Feind der Welfer. Es gelang Hans nur mit Mühe, den Spanier davon zu überzeugen, dass er und seine Kameraden nicht Spione Federmanns seien, von dem sie bei dieser Gelegenheit erfuhren, dass er wieder einmal zu einer Expedition in das Innere aufgebrochen war. Irgendwelche Unterstützung war von dem Spanier nicht zu erwarten. Die sogenannten Segnungen der Zivilisation schienen vielmehr recht fragwürdig. Die Heimgekehrten litten plötzlich an einem Mangel, den sie in der Wildnis niemals gefühlt hatten: Sie hatten kein Geld. Arm wie Kirchenmäuse waren sie. Man konnte in Santa Marta kaufen, was man zum Leben brauchte: Mehl, Milch, Eier, Fleisch, Gewänder und Waffen, aber es war alles schändlich teuer. Die Freunde wären ohne die Gastfreundschaft des lebenswürdigen Leutnants, der sie auf der Reife den Magdalena hinab begleitet hatte, in arge Be-

drängnis geraten. Täglich gingen sie hinunter zum Strand und schauten nach einem Schiff aus, aber es vergingen Wochen, bis endlich ein weißes Segel am Horizont erschien. Es war die flämische Brigg *Onze Lieve Vrouw van Mechelen*, von Cartagena nach Santo Domingo bestimmt. Der Kapitän, riesenhaft, blondbärtig, mit einem gutmütigen, fröhlichen Gesicht, war sofort bereit, die Freunde - »meine lieben Landsleute«, wie er sagte - mitzunehmen. Ja, er versprach sogar, Coro anzulaufen, das nicht weit von seinem Kurs lag. Die schüchterne Frage nach den Kosten der Überfahrt tat er mit einer Handbewegung ab.

So gingen die Freunde eines Abends freudigen Herzens an Bord. Santa Marta und der Adelantado kümmerten sich nicht um ihre Abreise, nur dass im letzten Augenblick ein spanischer Beamter an Bord kam, um den Zoll, den königlichen Fünften, von allem »ausgeführten Gut« zu erheben. Die drei Männer, die kaum noch ein Hemd auf dem Leibe hatten, lachten ihm hell ins Gesicht, was den wichtigen Bürokraten sichtlich verdross. Hans' Perlen waren schon lange, ehe der Zöllner erschienen war, vom Kapitän an sicherem Ort verwahrt worden.

Auch der spanische Leutnant war mit zum Schiff gefahren. Beim Abschiednehmen warf er sich Hans mit südländischer Lebhaftigkeit an die Brust. Kressel und Fabricius reichte er nur die Hand. Von der Reling des Schiffes winkten ihm die Freunde noch lange nach, als das Kanu ihn wieder ans Land zurückbrachte.

In der Nacht lichtete *Onze Lieve Vrouw van Mechelen* die Anker. Der Wind war widrig. Der Nordostpassat war dem östlichen Kurs des Schiffes gerade entgegen, sodass die Überfahrt nach Coro ungewöhnlich lange dauerte. Die

Freunde fieberten vor Ungeduld. Endlich sahen sie, wie damals an jenem schicksalsschweren Februartag des Jahres 1535, die Hütten des Welsersstädtchens vor sich, und wie damals ruderten ein paar Kanus auf das Schiff zu, das auf der Reede lag.

Hans schlug das Herz am Hals. Niemals, auch nicht in den vielen gefährlichen Augenblicken der vergangenen Jahre, hatte er sich so gespannt und erregt gefühlt. Im vordersten Kanu saß ein blonder Mann mit hagerem, von der Sonne gebräuntem Gesicht. Die deutsche Abstammung war unverkennbar. Hans glaubte sogar, das Gesicht von der Überfahrt der *Trinidad* her zu kennen.

»He!«, schrie er, als das Kanu in Rufweite war. »He, Landsmann, wo ist Hohermut?«

Der Angerufene sah die Männer an der Reling des Schiffes einen Augenblick verständnislos an. Dann rief er zurück: »Hohermut? Das weiß ich nicht, das weiß niemand. Hohermut ist verschollen. Der kehrt wohl niemals mehr zurück.«

Wie ein Donnerschlag traf die Freunde die schreckliche Kunde. Hohermut, der Held, der Führer, der Tapferste der Tapferen, der Treueste der Treuen - verschollen, erschlagen, vielleicht verhungert, verdurstet im indianischen Land!

Sie hatten auf einen anderen Empfang gehofft. Mit gesenkten Köpfen und bekümmerten Mienen verabschiedeten sie sich von dem freundlichen Kapitän und fuhren im Kanu des deutschen Landsmanns - er hieß Wetz und stammte aus der Pfalz - an Land.

Sie fanden die Stadt in einem Zustand trostloser Verwahrlosung. Die meisten Hütten, an denen sie vorüberschritten,

waren verfallen, die Ansiedlungen der mit Hohermut und Federmann Ausgezogenen verwildert und verwachsen. Zum Teil hatten sich die Zurückgebliebenen ihrer bemächtigt. Niemand glaubte, dass die ursprünglichen Besitzer noch einmal Ansprüche auf ihr Eigentum erheben würden.

»Das schlimmste Übel«, erzählte Wetz, »ist dieser Dr. Navarro, diese Laus, die uns die löbliche Kolonialverwaltung in Santo Domingo in den Pelz gesetzt hat, und seine spanischen Beamten, dieses bestechliche Gesindel, diese heimlichen Sklavenhändler. Seit die Kerle da sind, ist die Kolonie in zwei Parteien gespalten. Die eine hält es mit den Spaniern, die andere mit den Welsern. Ja, wenn Hohermut noch lebte oder wenigstens Federmann da wäre ...«

»Und die Welsler?«, fragte Hans.

Wetz zuckte die Achseln. »Landsmann, die Welsler sitzen in Augsburg, und das ist weit. Und wisst Ihr, sie wollen verdienen, verdienen, Geld herausschlagen aus dem Handel mit der Kolonie. Ob wir Ansiedler dabei zugrunde gehen oder nicht, das kümmert sie nicht viel. Und der Melchior Grubel, den sie hier als Faktor haben, ist halt auch nicht der Mann, um sich gegen die Spanier durchzusetzen. Halt ein Schreiber!«

Wetz's Ansiedlung war eine wahre Oase in der Wüste. Inmitten ausgedehnter Felder lag im Schatten einiger Palmen die saubere Hütte nebst dem Stallgebäude. Neben einem Feld, das mit Bataten bestellt war, hatte der rührige deutsche Landwirt sogar eine Zuckerrohrpflanzung angelegt. Die Setzlinge dazu stammten von den Kanarischen Inseln. Er hatte sie, natürlich durch Vermittlung der Welsergesellschaft, für teures Geld kaufen müssen. Den auf die Hütte zuschreitenden Freunden sprangen jauchzend zwei blonde

Buben entgegen, und in der niedrigen Tür erschien Barbara Wetz, die Hausfrau, den Ankömmlingen ein freundliches »Grüß Gott!« zurufend. Ein wenig später saßen die Freunde mit der Familie ihres Wirtes um den Tisch, auf dem die Milchsuppe dampfte. Es war ihnen seltsam feierlich und andächtig zumute, als der Hausvater im treuherzigen Pfälzer Deutsch das Tischgebet sprach.

Dann saßen die Freunde vor Wetz's Hütte und sahen auf das Meer hinaus, wo soeben am Horizont das Segel der flämischen Brigg verschwand. Was sollten sie nun beginnen?

»Vielleicht, dass wir uns als Matrosen anheuern lassen«, meinte Hans. »Nimmt uns ein Schiff mit nach Europa, so kann ich ja wieder Kaufmann werden, du, Fabricius, Magister, Doktor.«

Auf der Siedlung begann ein herzhaftes und fröhliches Arbeiten. Das notwendige Kulturland musste dem Busch mit Äxten und Feuer abgewonnen werden. Es war ein ständiger Kampf mit der wild wuchernden tropischen Pflanzenwelt, aber der Boden vergalt die Mühe. In wenigen Wochen spross der Mais auf, mehr als hundertfach die Aussaat vergütend. Andere Felder wurden mit Bataten, Maniok und Yams bestellt. Ein kleines Feld lieferte Tabak. Schließlich machten sie auch einen Versuch mit der Baumwollkultur, der überraschend gelang. Kressel zog auch Hülsenfrüchte aller Art, Bohnen vor allem, dann auch Erbsen und Linsen. Wetz, der Pfälzer, half nachbarlich mit Samen aus.

Unbestrittener Herr und Meister war jetzt Martin Kressel, der Bauer. Bereitwillig ordneten sich Fabricius und Hans dem Vielerfahrenen unter. Oft genug tat ihnen der Rücken von der ungewohnten Arbeit gewaltig weh, aber sie waren zu stolz, um es Kressel merken zu lassen, an dem alle An-

strengungen spurlos vorüberzugehen schienen. Allerhand Ärger hatten die Freunde mit den »schutzbefohlenen« Caquetio. Die Wilden konnten es einfach nicht begreifen, dass die Weißen mehr anbauten, als sie selbst verzehren konnten. Sobald sie sich unbeobachtet glaubten, legten sie sich träge in die Sonne und - um bei der Wahrheit zu bleiben - es bekam auch auf der Siedlung der Freunde dann und wann einmal ein brauner Faulpelz seine Tracht Prügel.

Eine Sonderstellung nahm *Zischende Viper* ein. Er sah mit steinernem Gesicht den Freunden zu, die sich im Schweiß ihres Angesichts abmühten, und tat nur gerade so viel, wie ihm passte. Im Übrigen ging er auf die Jagd und zum Fischen, was den anderen, die dazu keine Zeit mehr hatten, nur recht war. Gewöhnliche Feldarbeit aber verschmähte der Xidehara durchaus.

»Er ist halt ein Fürstenson«, sagte Kressel gutmütig und ließ ihn gewähren.

Das Vorbild der Wetzschen und Kresselschen Siedlung - so hieß sie allgemein - machte Schule. Da und dort entstanden kleinere Siedlungen nach ihrem Muster. Aber der größte Teil der Bewohner Coros war für harte Arbeit nicht mehr zu gebrauchen, am allerwenigsten diejenigen, die schon an Eroberungszügen in das Innere des Landes teilgenommen hatten. Tagaus, tagein saßen sie rauchend am Strand, sahen auf das Wasser hinaus und redeten von nichts anderem als von Abenteuern und vom Goldland.

Sie waren alle grenzenlos enttäuscht. Was war ihnen von den welserischen Agenten nicht versprochen worden, um sie zur Auswanderung ins indianische Land zu bewegen! Der heimatlichen Enge und Dürftigkeit zu entgehen, waren sie ausgezogen, und nun waren sie tausendmal elender da-



ran als daheim, ständig bedroht vom nackten Hunger und vom Küstenfieber, das selten einmal einer überstand, den es ergriff. Dazu sollten sie Vorschüsse zurückzahlen, die die Welsergesellschaft ihnen für die Kosten der Überfahrt und die Ausrüstung gewährt hatte. Es gab ja vielleicht noch ein Mittel, um aus dem Elend herauszukommen: den Sklavenhandel. Man durfte zwar die christlichen und friedlichen Untertanen der spanischen Krone nicht in Sklaverei schleppen. Nun, so hetzte man einfach einen Indianerstamm gegen den anderen auf und kaufte dem siegreichen Stamm die Gefangenen ab, die er gemacht hatte. Dann war alles dem Buchstaben des Gesetzes nach in Ordnung. Man bewahrte wohl gar noch die Gefangenen vor dem Schicksal, von ihren Überwindern gemartert zu werden.

Juan de Carvajal wurde nicht müde, den Ansiedlern die Vorzüge dieses Verfahrens in den hellsten Farben zu schildern, und hatte dabei auch einigen Erfolg. Die Deutschen freilich verachteten den Spanier insgeheim, der sich in der verwaisten Kolonie als ungekrönter König aufspielte und dabei nicht einmal richtig schreiben konnte. Doch er hatte im Stadtrat ein großes Mundwerk. Er verstand es, gegen die »schändlichen Ausbeuter« zu wettern, und stand ausgezeichnet mit den spanischen Beamten.

Und dann dieser Dr. Navarro! Mit seinen riesigen Pluderhosen aus rosa Seide und seinem lächerlich kurzen spanischen Mäntelchen stelzte er durch den braunroten, unergründlichen Sand, hochnäsiger und eingebildet und doch nur eine Puppe in den Händen des Ränkeschmieds Carvajal.

»Ich werde Ordnung schaffen«, verkündete er laut, »und jedermann zur Verantwortung ziehen, der sich gegen das königliche Gesetz vergangen hat.« Doch jeder wusste, dass

er selbst insgeheim Sklavenhandel trieb.

Carvajal schlich oft um die Ansiedlung der Freunde herum. Eines Abends trat er ein und begrüßte sie mit krieche- rischer Freundlichkeit.

Die Freunde empfangen ihn eisig. Carvajal holte weit aus. Er schalt auf Ambrosius Ehinger, den »Bluthund«, auf Federmann, der immer nur in seine eigene Tasche wirtschaftete. Vor ein paar Monaten war er, Carvajal, noch begeisterter Parteigänger Federmanns gewesen. Schließlich kam er auch auf Hohermut zu sprechen.

»Ein Kaufmann«, meinte er, »der sich auf Geschäfte versteht, aber kein Führer, kein Soldat. Da ist schließlich Federmann noch ...«

Fabricius' Augen glühten bedenklich. »Señor«, sagte er, sich mühsam beherrschend, »nun ist es genug. Wo wart Ihr denn, Ihr und Euresgleichen, als wir Soldaten unter Hohermut in der Wildnis kämpften und darbtet? Ihr, die Ihr mit den armen Indios wie mit Warenballen Handel treibt, Ihr wollt uns vorwerfen, dass wir Bluthunde seien, weil wir im ehrlichen Kampf die Indianer besiegten, die sich uns mit den Waffen in der Hand in den Weg stellten? Dass wir sie zwangen, unsere Lasten zu tragen, damit wir nur rasch die fetten Länder erreichten, darin Ihr Euch zu mästen gedachtet? Und Ihr, Carvajal, nehmt Euch heraus, unseren Führer zu schmähen und ihn einen Krämer zu schelten? Carvajal!« - Fabricius' Stimme bebte - »Ihr seid nur einer und wir sind zu dritt, ganz abgesehen davon, dass ein jeder von uns allein stärker ist als Ihr. Ich rate Euch, geht nun den Berg wieder hinunter nach Coro, schnell, schnell, dass wir Euch nicht Beine machen.«

Carvajal sprang auf. »Das werdet Ihr mir büßen!«, schrie

er mit wutverzerrtem Gesicht.

Statt aller Antwort stand Kressel auf, packte den Spanier am Kragen und setzte ihn vor die Tür.

Er kam nicht wieder! Aber den Freunden war nicht wohl zumute.

»Passt auf«, sagte Hans, »der spielt uns noch einen bösen Streich!«

Was nun geschah, hatten die Freunde aber doch nicht erwartet. Ein paar Tage später kam, den weißen Stab in der Hand, der Gerichtsbote den Berg herauf. Im Namen des großmächtigen hispanischen Königs, des Schützers der Christenheit und Verteidigers des Glaubens, verkündete er den Freunden einen Beschluss des Bevollmächtigten einer hohen Audiencin in Santo Domingo, des Lizentiaten Dr. Navarro. Im schrecklichsten Kanzleistil war in dem Schriftstück nicht mehr und nicht weniger gesagt, als dass er - Dr. Navarro - die Untersuchung ausdehne auf zwei deutsche Offiziere und einen Soldaten aus dem Expeditionskorps Georg Hohermuts von Speyer, des königlichen Statthalters, die »feige und verräterischerweise« die Truppe verlassen und nach Coro zurückgekehrt seien, wobei sie die Wahrheit durch lügenhafte Berichte zu verschleiern versucht hätten. Auch seien sie verdächtig, freie Indianer, Untertanen des Königs, auf der ihnen überlassenen Siedlung ohne Grund grausam misshandelt zu haben. Des weiteren habe einer der Beschuldigten betrügerischerweise unterlassen, von Perlen, über deren rechtmäßigen Erwerb er sich nicht ausweisen könne, den königlichen Fünften zu entrichten. Das Allerschlimmste kam zuletzt.

»Auch sind die erwähnten Deutschen verdächtig«, so schloss das Dokument, »von der Kirche und vom rechten

Glauben abgefallen zu sein und der verderblichen Lehre des abtrünnigen Mönchs und Erzketzers Martin Luther anzuhängen.«

Die Freunde wussten, was eine solche Anschuldigung aus spanischem Mund bedeutete.

Der niederträchtige Angriff auf die Ehre der drei Siedler erregte in der Stadt, namentlich bei den Deutschen, großes Aufsehen, aber keine Stimme erhob sich zu ihren Gunsten. Es war ja nicht der erste Übergriff des famosen Doktors, den man erlebte. Den Freunden war doch nicht zu helfen. Man konnte sich höchstens den Hass der allmächtigen spanischen Behörden zuziehen, wenn man für die Verfemten eintrat.

Nur Nachbar Wetz schäumte. »Da seht ihr wieder einmal die tückischen, falschen Welschen!«, sagte er. »Das spreizt sich, dumm, eitel, hochmütig und fühlt sich als Herr der Welt. Keine andere Nation darf sich in der Neuen Welt blicken lassen, kein Franzose, kein Engländer, kein Deutscher, gleich fallen sie über den Eindringling her und beißen ihn hinaus wie der Hahn, der keinen anderen auf seinen Mist lässt. Was haben sie denn vor uns voraus? Sind sie tapferer, fleißiger, frömmer als wir?«

»Sie haben nur etwas, was wir nicht haben«, versetzte Fabricius, »sie haben die Macht, sie haben ein Reich und einen König. Wir Deutsche aber - dass Gott erbarm! - wir haben ein paar Hundert Herren, geistliche und weltliche, und ein jeder guckt nur in seinen eigenen Suppentopf und denkt nur an sich, und um Glaubensdinge schlagen sie sich die Schädel ein.«

»Ist der Römische Kaiser Deutscher Nation nicht mehr als der König von Spanien?«, nahm Wetz wieder das Wort.

»Warum wählen die Deutschen einen Spanier zum Kaiser und keinen Landsmann? Und warum kämpfen, bluten und leiden wir für das Spanien, das uns nichts angeht, und nicht für unsere Heimat, unsere Frauen und Kinder?«

»Recht habt Ihr«, versetzte Hans. »Manchmal dünkt mich, wir Deutsche seien wohl gar keine Nation. Wir sind bloß Stämme, elende Häuflein, die einander zerfleischen, wie hierzulande die Indianer. Gebe Gott, dass nicht einmal der Feind über uns kommt, wie wir über die Indianer!«

»Ich glaube nicht, dass die deutsche Nation je untergehen wird«, sagte Kressel bedächtig. »Einmal wird sie sich besinnen. Vielleicht werden noch viel Blut und Tränen fließen bis dahin, aber die Zeit wird kommen.«

»Wir müssten einig sein«, sagte Hans, »dann wären wir unüberwindlich. Ein Reich, ein Kaiser, ein Glaube, ein Recht! Haben nicht die aufrührerischen Bauern geschrien im Fränkischen: ›Für den Kaiser, wider die Fürsten und Pfaffen, der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!‹? Recht haben sie gehabt!«

»Und da unten«, versetzte Fabricius, im Innersten erregt, und wies zum Strand, »müssten zwei oder drei Karavellen liegen mit einem Dutzend guter Stücke an Bord und mit der Fahne des Reichs am Heck.«

»Hohermut«, sagte Hans, »wenn er noch lebte, er würde uns helfen.«

Das Verfahren gegen die Freunde wurde mit ebenso viel kleinlicher Gehässigkeit wie Umständlichkeit geführt. Es war eine harte Aufgabe für sie, dem dicken spanischen Doktor sowie Carvajal, dem öffentlichen Ankläger, Rede und Antwort stehen zu müssen. »Beweise« wollten sie haben, immer nur Beweise, dass Hohermut sie ausgesandt

habe, dass sie auf Befehl Esteban Martins allein weiter in das Gebirge vorgedrungen seien, dass die Chibcha sie »wider ihren Willen« gefangen hätten.

»Herr«, sagte Kressel einmal zornbebend, »Ihr bemüht Euch vergebens, einen ehrlichen Deutschen zum Schurken zu machen. Ich habe Euch erzählt, wie sich alles zugetragen hat, und ich lüge nicht.«

Auf die Frage nach ihrem Bekenntnis schwiegen die drei Deutschen hartnäckig, auch Hans, der ein treuer Sohn der katholischen Kirche war. »Wir sind Christen.« Das war alles, was sie dem spanischen Doktor antworteten.

Die Siedlungsarbeit führten die Freunde weiter, als sei kein Prozess auf Leben und Tod gegen sie anhängig.

»Wer weiß, ob wir noch ernten, was wir jetzt säen und pflanzen!«, sagte Kressel. »Aber sie sollen nicht sagen, dass sie uns kleingekriegt haben. Solange ich lebe, schaffe ich.«

Einmal deutete Fabricius an, dass sie leicht entfliehen könnten, nach Cubagua, der kleinen Insel vor der Küste. Dort hauste ein Haufen wilder Perlenfischer und Sklavenhändler. Kein spanischer Beamter ließ sich dort sehen.

»Nein«, sagte Kressel und sah zärtlich über die grünen Felder, »ich bleibe hier.«

So vergingen Regenzeit und Trockenzeit und abermals nahte die Regenzeit. Man schrieb den Monat Mai des Jahres 1538.

Eines Tages gegen Mittag erhob sich Lärm in der Stadt. Die Bewohner liefen auf der Straße zusammen und das Glöckchen im Turm der Kirche fing heiser an zu bimmeln. Die Freunde, die auf dem Feld gearbeitet hatten, trafen sich, von verschiedenen Seiten herbeieilend, vor der Hütte, von wo man einen guten Überblick über die Stadt und ei-

nen großen Teil des Strandes hatte.

»Was ist los?«, fragte Hans.

Kressel und Fabricius konnten ihm keine Antwort geben.  
Ein Indianerangriff?

Das war wenig wahrscheinlich. Ein Überfall spanischer Freibeuter? Es wäre nicht das erste Mal, dass Coro von einer Räuberbande heimgesucht wurde.

Fabricius wies zum Strand. »Seht doch nur, seht doch!«

Ein Haufen weißer Männer, zu Fuß und zu Pferd, bewaffnet und von einer Anzahl Indianer begleitet, näherte sich der Stadt. Es hatte nicht den Anschein, als ob sie feindliche Absichten hegten. Eher schien es, als seien sie erschöpft, todmüde, wie eine Truppe, die aus verlorener Schlacht heimkehrt.

»Fabricius, Kressel«, schrie Hans und die Stimme versagte ihm fast, »was sind das für Männer? Kehrt Federmann zurück? Ist es womöglich Hohermut?«

Die Freunde stürmten den Berg hinunter. Sie stoßen auf den Zug, der gerade die ersten Hütten der Stadt erreicht. An der Spitze ritt ein großer Mann. Der verwilderte blonde Bart umrahmte ein eingefallenes, hageres Gesicht. Die Kleidung, zerrissen und beschmutzt, verriet den hohen Offizier. Nun wendete er den Kopf und seine Augen streiften die Freunde, die am Wegrand stehen.

»Hohermut!«, schrie Hans. »Hohermut!« Und er sank neben dem Pferd des Führers in die Knie.

Hohermut stutzte. Erstaunt sah er auf den Knienden. Dann begriff er allmählich. Ein Lächeln ging über seine Züge. Er grüßte Hans, indem er den Arm erhob.

»Ihr hier, Kornett Hauser, und Ihr, Leutnant Fabricius, Ihr, Kressel? Ich freue mich, euch zu sehen. Ich hatte nicht

mehr damit gerechnet, dass ihr noch am Leben wärt.« Noch einmal winkte er mit freundlicher Gebärde den Freunden zu, dann ritt er vorüber.

Die Truppe folgte. Es waren wenig mehr als hundert Mann mit kaum noch zwei Dutzend Pferden. Die Infanteristen, die Reiter auf den müden, abgemagerten Gäulen schleppten sich mühsam fort. Fast alle waren von Krankheiten und schlecht verheilten Wunden entkräftet. Vielen flackerte das Fieber aus den eingesunkenen Augen. Die Kleidung bestand aus Fetzen, und an Waffen waren nur noch schartige Schwerter und Spieße vorhanden, die nicht viel besser waren als die der Indianer. Die Freunde sahen da und dort ein bekanntes Gesicht. Andere suchten sie vergebens. Wo ist Estéban Martin, wo der lustige Kölner Barbier?

Am Schluss ritt ernst, aber in aufrechter, stolzer Haltung der Ritter aus dem Frankenland, Philipp von Hutten. Auch er grüßte im Vorüberreiten die Freunde. Ganz zuletzt kam auf einem Rösslein, das so dürr war, dass man alle Rippen zählen konnte, Pater Severinus. Er sah nicht wohlgenährt aus wie ein Pfäfflein daheim am Rhein, aber aus seinen ruhigen Augen strahlte noch immer die verstehende und verzeihende Güte.

Die spanischen Behörden kümmerten sich nicht um die Heimkehr der Expedition. Dr. Navarro war nicht zu sehen, und Bischof Bastidas vermied es, Partei zu ergreifen. Als Hohermut nach ihm schickte, ließ er ihm bestellen, dass er unpässlich sei und den edlen und tapferen Führer leider nicht persönlich begrüßen könne.

Hohermuts Gesicht verfinsterte sich und auch die Landsknechte - die Spanier und die Deutschen - murrten. Mittler-



weile war der Zug auf der Plaza vor der Kirche angekommen. Einige schlugen vor, in das Stadthaus einzudringen und den widerspenstigen spanischen Pfaffen herauszuholen, damit er ihnen die Messe lese. Die Deutschen widersprachen, zumal es schon Nachmittag und also keine Zeit für das Messopfer war, aber die ganze Schar drängte in die Kirche. Man rief nach Pater Severinus. Dem verwilderten Mann, der in seinem ledernen Koller mit der eisernen Sturmhaube viel eher einem Landsknecht glich als einem Priester, legte der spanische Küster nur zögernd Chorhemd und Pluviale um die Schultern.

Und dann stand, zum ersten Mal wieder priesterlich geschmückt, demütig vor dem allmächtigen Gott, der gute Mainzer Pater vor diesem wilden Haufen sündiger Landsknechte, die, das ganze Kirchenschiff füllend, in die Knie gesunken waren. Auf dem Altar hatte der Küster die Kerzen entzündet und Weihrauchwolken stiegen auf. In die tiefe, feierliche Stille hinein klang von des Priesters Lippen der ehrwürdige Gesang, mit dem seit Jahrhunderten die katholische Kirche lobt und dankt:

»Te Deum laudamus.«

Dumpf murmelten die Landsknechte im Wechselgesang:

»Te dominum confitemur.«

In der ersten Reihe, die Häupter tief und voll Andacht gesenkt, knieten die Führer Hohermut und Hutten, nicht weit von ihnen entfernt sah man Hans Hauser und neben ihm die in Freud und Leid erprobten Freunde, Joachim Fabricius und Martin Kressel, die Protestanten.

Nach dem Lobgesang sprach Pater Severinus noch ein kurzes lateinisches Gebet und spendete den Segen.

Die Landsknechte drängten aus der Kirche ins Freie. Sie

suchten ihre Heimstätten auf und fanden sie verwildert und verwüstet.

So endete die Expedition Georg Hohermuts von Speyer in das unentdeckte indianische Land. Viel deutsches und spanisches Blut haben die Felsengebirge und die Ebenen Südamerikas in den Jahren 1535 bis 1538 getrunken. Unschuldiges Indianerblut aber floss in Strömen.

Hohermut war krank. Da Dr. Navarro nicht die geringsten Anstalten machte, dem Zurückgekehrten die Gouverneurswohnung einzuräumen, in der er selber sich eingenistet hatte, musste Hohermut, der sich kaum mehr aufrecht halten konnte, froh sein, bei seinem pfälzischen Landsmann Wetz ein Unterkommen zu finden. Barbara Wetz nahm sich seiner aufs Freundlichste an.

Hier erreichte den Kranken schon am nächsten Tag ein Beschluss des Dr. Navarro, durch den er seiner Ämter entsetzt und sein Gehalt gesperrt wurde. Die Kunde davon, die sich rasch in der Stadt verbreitete, verursachte unter den Soldaten ungeheure Erbitterung. Hutten war sofort bereit, die »elenden spanischen Schreiberseelen« mit ein paar Landsknechten zum Teufel zu sagen. Doch Hohermut widersprach streng. Er verbiete durchaus jede Gewalttätigkeit gegen die von der spanischen Regierung rechtmäßig eingesetzte Obrigkeit. Knirschend musste Hutten sich fügen.

Von Hans Hauser ließ sich Hohermut die Erlebnisse der Freunde seit ihrer Trennung von Estéban Martin schildern. Sofort erwog der Rastlose die Möglichkeiten und Aussichten einer neuen Expedition. »Wenn es euch gelungen ist, über das Gebirge zu kommen«, sagte er, »so muss es doch auch einer größeren Truppe möglich sein. Es ist nur eine Sache des Mutes und der Ausdauer. Und Stützpunkte

muss man anlegen, von wo die Vorräte ergänzt werden können, in Barquisimeto etwa und am Meta.«

Indessen führte Dr. Navarro den erbitterten Kampf gegen die Deutschen und das Welserhaus weiter. Zwar wagte er es angesichts der drohenden Haltung der Soldaten nicht, auch Hohermut in das Verfahren zu verwickeln. Dafür verurteilte er nicht nur Federmann wegen Gewalttätigkeiten gegen die Eingeborenen, sondern auch Ambrosius Ehinger oder vielmehr dessen Erben zu hohen Geldstrafen. Dann holten der Doktor und sein sauberer Kumpan Carvajal zum entscheidenden Schlag gegen die Freunde aus. Dabei erwiesen sich übrigens Melchior Grubel und ein Spanier Jeronimo Cataneo als geschickte und zähe Verteidiger der Freunde und der welserischen Interessen. Gleich zu Anfang der Verhandlung setzte Grubel es durch, dass die Anklage wegen Ketzerei, weil zur Zuständigkeit des geistlichen Gerichts gehörig, abgetrennt wurde, womit freilich zunächst nur Zeit gewonnen war. Auch mit der Anklage der Fahnenflucht war jetzt, nach der Rückkehr der Expedition, nicht mehr viel anzufangen. So schlachtete Carvajal die angeblichen Indianermisshandlungen auf der Siedlung gehörig aus mit der deutlichen Absicht, zu erreichen, dass den Freunden die blühende Siedlung entrissen und ihr Heimfall an die spanische Krone ausgesprochen würde. Kressel, von Grubel unterstützt, verteidigte sich leidenschaftlich, blass vor Erregung. Sollte er auch hier im Welserland um den Acker gebracht werden, der ihm von Gottes und Rechts wegen gehörte?

Es war an einem Julitag. Die Verhandlung im Stadthaus dauerte schon stundenlang, als sich plötzlich Lärm vor dem Haus erhob. Der Doktor schickte den Gerichtsdiener hi-

naus, um nachzusehen, was los sei. Der kam alsbald wieder zurück, totenbleich, und auf dem Fuß folgte ihm ein Haufen Landsknechte. Fabricius erkannte sofort, dass es Leute aus seinem Fähnlein waren, die ein wegen seiner Bärbeißigkeit und Körperkraft berühmter und berüchtigter Bayer anführte.

Ohne Weiteres trat der Bayer an den Richtertisch, ergriff ein mächtiges Tintenfass und schleuderte es dem erschrockenen spanischen Doktor an den Kopf, dass sich der Inhalt über dessen Gesicht und das seidene Wams ergoss. »Ha«, schrie er, »jetzt hast aus'gspüllt, mei Liaba!«

Der Doktor flüchtete hinter einen Stuhl und zeterte Spanisch und in gebrochenem Deutsch. Er berief sich auf seine Vollmacht als Abgesandter der Audiencia und drohte den Aufrührern die furchtbarsten irdischen und göttlichen Strafen an. Doch es half ihm nichts. Im Nu war die ganze Einrichtung des Zimmers in Stücke geschlagen und die Akten in alle Winde zerstreut. Den Doktor und Carvajal zogen die Soldaten aus einer Ecke hervor, in die sie sich geflüchtet hatten, und banden ihnen die Hände auf den Rücken. Dann zog die Schar johlend mit den Gefangenen zur Wetz'schen Siedlung.

Als der kranke Führer den Lärm hörte, erhob er sich von dem Lager, auf dem er geruht hatte. Bleich, an einen Türpfosten gelehnt, erwartete er den Haufen, der sich heranwälzte.

»Hängen müssen sie, die welschen Gauner!«, schrie der Bayer schon von fern.

Der Doktor, kläglich in seinem von Tinte besudelten Gewand anzuschauen, wandte sich mit heftigen Worten an Hohermut.

»Ich protestiere«, rief er. »Ich stehe unter dem Schutz des Königs von Spanien und der Audiencia in Santo Domingo. Schützt mich vor diesen Räufern!«

»Ich kenne Euch nicht«, erwiderte Hohermut, »und meine Soldaten sind keine Räuber.«

»Sie müssen hängen! Hängt sie auf!«, schrien die Landsknechte.

Hohermut erhob den Arm, und der Lärm verstummte.

»Es ist nicht meine Sache«, sagte er leise, aber bestimmt, »über einen Abgesandten der Audiencia zu Gericht zu sitzen. Ich überlasse die Entscheidung dem hochwürdigen Bischof Bastidas.«

Die Landsknechte schienen damit keineswegs zufrieden. Ein bedrohliches Murren erhob sich. Dann aber riefen einzelne: »Auf, auf zu Bischof Bastidas!«

Der schlaue Bischof fühlte sofort, dass sich das Blatt gewendet hatte. Gegen die erbitterten Landsknechte konnte er nichts ausrichten. So dankte er ihnen, dass sie die Stadt von der unerträglichen Zwingherrschaft Navarros bespeit hätten, und versprach, die Gefangenen alsbald vor Gericht zu stellen. Schon am nächsten Tag eröffnete er die Untersuchung gegen die beiden Spanier, und plötzlich kamen von allen Seiten, auch von spanischer, zahllose Beschwerden gegen die gefallenen Machthaber.

Die Verhandlung war nur kurz. Navarro und Carvasal wurden nicht nur Unterschleife aller Art nachgewiesen, sondern sie wurden auch überführt, fortwährend gegen das königliche Verbot Sklavenhandel getrieben zu haben. Bastidas' Urteil lautete - mild genug - auf Verbannung aus der Provinz für alle Zeit. Gefesselt wurden Navarro und Carvajal auf ein nach Santo Domingo bestimmtes Schiff ge-

bracht. Navarro, krank durch die ausgestandene Aufregung, starb auf der Überfahrt, Carvajal dagegen kehrte wenige Jahre später in die Kolonie zurück, erfüllt von maßlosem Hass gegen die Deutschen. Furchtbar war das Unheil, das er über die Deutschen und die Welser brachte, bis auch ihn das wohlverdiente Schicksal erreichte. Er starb am Galgen.

Einstweilen regierten in Coro wieder die Welser. Die spanischen Beamten wagten keinen Widerstand, und selbst Bischof Bastidas bemühte sich sichtlich, seine zweideutige Haltung vergessen zu machen. In Triumph kehrten Kressel und die Freunde auf die Scholle zurück, die spanische Habgier ihnen vergeblich zu entreißen versucht hatte.

Hohermut, noch immer krank, zog wieder in das Gouverneurhaus. Er arbeitete rastlos, wobei ihn Hans als Sekretär unterstützte. Die Aufstellung ergab, dass die Beute der Expedition keineswegs gering war, wenn man auch das Dorado nicht erreicht hatte. Sie betrug fast achtzigtausend Pesos in Gold, von denen nach Abzug des königlichen Fünften eine erhebliche Summe für das Welserhaus und ein beträchtlicher Beuteanteil für die Teilnehmer der Expedition verblieben. Die Freunde waren plötzlich zwar nicht reich, aber leidlich wohlhabend.

Das Erste, was Kressel tat, war, dass er bei Grubel seine Schulden bezahlte und ein Pferd erhandelte, das die Expedition überstanden hatte. Eines Morgens führte er es am Halfter zur Siedlung den Berg hinauf. Es war ein Rappe, struppig und abgemagert. Die Beckenknochen standen weit heraus, doch schien das Beinwerk in Ordnung zu sein. Es war Suse, sein geliebtes Ross. Hans' Lutz war übrigens eingegangen, ebenso Fabricius' Pferd.

Eines Abends - Hans hatte gerade eine umfangreiche Abrechnung für das Welserhaus säuberlich abgeschrieben - saßen die Deutschen, außer Hans, Hutten, Fabricius, Kressel und Melchior Grubel, im Gouverneurhaus plaudernd und rauchend beisammen. Hohermut, der tagsüber heftige Schmerzen gehabt hatte, lag noch ein wenig erschöpft, aber ohne Schmerzen auf einem Ruhebett.

Fabricius wandte sich an ihn: »Wollt Ihr uns nicht ein wenig erzählen, wie die Expedition weiter verlaufen ist, nachdem Ihr Estéban Martin und uns ausgeschickt hattet, einen Weg über das Gebirge auszukundschaften?«

Hohermut stützte den Arm auf und sah sinnend vor sich hin. »Ich will euch erzählen«, sagte er dann, »aber ihr werdet nicht viel Neues hören. Ihr kennt ja das indianische Land und seine Tücken: die endlosen staubigen Ebenen, die glühende Hitze, Hunger, Durst, Fieber und dann und wann ein Kampf mit einer Indianerhorde.

Ich hatte versprochen, drei Wochen am Meta auf eure Rückkehr zu warten. Es vergingen jedoch fünf Wochen, bis endlich Estéban Martin erschien. Er führte drei herrenlose Pferde mit und berichtete bekümmert, dass ihr verschollen wäret. Die Kunde traf mich schwer. Ich wusste, dass ich mich auf niemand so verlassen konnte wie auf euch, Hauser, Fabricius und Kressel. Der Verlust war schier unersetzlich. Ich beschloss mit dem Aufbruch zu warten, in der Hoffnung, dass ihr doch noch den Weg zurückfändet. Als ich aber nach vollen zwei Monaten kein Lebenszeichen von euch erhalten hatte, gab ich die Hoffnung auf und setzte den Marsch nach Süden fort.

Der Weg führte zunächst durch fruchtbares Land mit einer Indianerbevölkerung, wie wir sie so dicht noch niemals

angetroffen hatten. Als wir einen Fluss überschritten hatten, den die Indianer Ariare nannten, hielt ich eine Musterrung ab. Noch war es eine stattliche Zahl, die vor mir stand. Pater Severinus las die Messe, und wir gelobten, nach glücklicher Heimkehr der Heiligen Jungfrau ein reiches Geschenk in feierlicher Wallfahrt zu überbringen. Auch befahl ich, künftig die Feiertage nach christlicher Sitte zu feiern. Am Abend gab es ein festliches Mahl. Wir hatten Spießhirsche in Mengen erlegt und reichlich Maismehl von den Indianern erhalten. Alle waren wir voller Zuversicht. Bald aber wurden wiederum die Lebensmittel knapp und der Hunger drohte. Ein Indianerdorf, in dem wir Lebensmittel zu erbeuten hofften, war mit Palisaden so stark befestigt, dass wir unverrichteter Dinge abziehen mussten. Wir hatten mehrere Verwundete. Erst nach drei weiteren Tagen erreichten wir einen Flecken, wo wir Rast machen konnten.

Das Land wurde zusehends flacher und sumpfiger, je weiter wir vordrangen, und die Indianer selbst berichteten, dass nach Süden hin nur armselige Stämme lebten. Dagegen wussten auch sie wieder von einem reichen Land im Westen zu erzählen, das in etwa zwanzig bis dreißig Tagesmärschen zu erreichen sei. Ich bog deswegen scharf nach Westen ab und erreichte in etwa acht Tagen abermals ein bedeutendes Gewässer. Die Indianer nannten es Papamene. Hier gelang es endlich wieder einmal, mit den Indianern - sie nannten sich Tamas - friedlichen Tauschverkehr anzubahnen. Sie versorgten uns reichlich mit Lebensmitteln und bestätigten die Nachricht von der Nachbarschaft eines reichen Indianervolkes. Doch führe der Weg dorthin durch ein Gebiet wilder Indianer, die sie Choques nannten.«



Hohermut hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: »Die Choques waren in der Tat ein kriegerisches Volk. Wir hatten harte Kämpfe mit ihnen zu bestehen. Doch das hätte den Mut meiner braven Soldaten nimmermehr gebrochen. Erst ein furchtbarer Verlust erschütterte auch die Tapfersten. Da die Führer, die uns die Tamas mitgegeben hatten, aus Furcht vor den Choques davongelaufen waren, zog wie gewöhnlich Estéban Martin mit einigen Reitern als Kundschafter voraus. Er gelangte an einen mächtigen Strom, den er seiner lehmigen Farbe wegen Rio bexmejo, den Roten Fluss, nannte. Als er am Ufer dieses Flusses rastete, wurde er von den Choques überfallen. Estéban Martin mit noch zwei Christen wurde erschlagen, der Rest entkam und schlug sich zur Hauptmacht durch. Alle waren mehr oder weniger schwer verwundet.«

»Estéban Martin!«, fuhr Hohermut leiser fort, »Ihr kanntet ihn. Er war der Besten einer. Er war ein guter Kamerad. Ruhe in Frieden, Estéban Martin!

Es gelang mir, die Truppe noch bis zum Rio bermejo vorwärts zu bringen. Ich selbst verfolgte mit ein paar Begleitern den Fluss einige Tagesreisen aufwärts. Ich fand das Wasser oberhalb klar, entdeckte aber weder eine Furt noch einen Weg ins Gebirge. Als ich unverrichteter Dinge wieder ins Lager zurückgekehrt war, kam eines Morgens eine Abordnung deutscher und spanischer Landsknechte zu mir und bat mich im Namen der ganzen Truppe, umzukehren. Ich willigte ein, wenn auch schweren Herzens. Bevor wir aufbrachen, es war am 13. August 1537, ließ ich von Pater Severinus - ihr wisst, dass er mit dem Jakobsstab umzugehen versteht - die Sonnenhöhe messen. Er maß einhalb Grad nördlicher Breite. Rechnet man den Grad zu zwanzig

spanischen Meilen, so waren wir also in gerader Linie ungefähr zweihundertzehn Meilen von Coro entfernt, das bekanntlich auf etwa elf Grad nördlicher Breite liegt. Noch nie sind weiße Männer so weit von der Küste aus in das Innere der Tierra firme vorgedrungen.

Der Rückmarsch zur Küste ging ziemlich rasch. Der Wunsch, möglichst bald wieder die christlichen Siedlungen zu erreichen, trieb uns vorwärts. Mit Erkundungen hielten wir uns nicht länger auf. Um die Weihnachtszeit erreichten wir den Upia. Am Sarare berichteten Indianer, dass vor nicht langer Zeit weiße Männer den Fluss in entgegengesetzter Richtung überschritten hätten. Wir legten dem Gerücht keine große Bedeutung bei, aber am Apure traten die Spuren, die auf den Zug einer starken europäischen Truppenmacht hinwiesen, so deutlich in Erscheinung, dass ich Nachforschungen anstellen ließ. In erfuhr, dass vor ungefähr drei Monaten Nikolaus Federmann hier vorübergezogen war, angeblich um uns Nachschub und Hilfe zu bringen.

Wir frohlockten. Nun schien alle Not ein Ende zu haben. Sicher hatte Federmann Nachricht von unserem Herannahen und eilte uns entgegen. Warum aber wiesen plötzlich die Spuren der Federmannschen Expedition nach Osten in die Llanos? Was in aller Welt hatte er dort zu suchen? Warum zog er nicht weiter südwärts in den Spuren unseres Vormarsches? Auf diese Weise konnte es geschehen, dass die Hilfsexpedition an uns vorüberzog, ohne uns zu treffen. Es blieb mir nichts anderes übrig, als Federmann Botschaft nachzuschicken. Ich wählte zwanzig Mann zu Fuß und achtzehn zu Pferd aus, die rüstigsten der Truppe, und stellte sie unter Huttens Befehl.«

Hohermut schwieg und presste die Lippen aufeinander. Immer wieder kam tiefe Bitterkeit über ihn, wenn er an den Verrat dachte, der in der Einöde an ihm und den seinen verübt worden war.

»Ich eilte Federmann nach«, nahm Hutten das Wort, »aber schon nach wenigen Tagen war mir klar, dass ich ihn nicht einholen konnte. Es war kein Zweifel, dass er uns aus dem Weg gegangen, gleichsam vor uns geflohen war. Er wollte nicht mit uns zusammentreffen. Was kümmerte ihn unser Schicksal? Er hatte keine Lust, sich auf dem Zug ins Dorado mit uns aufzuhalten. Was konnten wir ihm auch nützen, die wir selbst der Hilfe so dringend bedurften?«

»Ah«, rief Fabricius und schlug mit der Faust auf den Tisch, »der Schurke!«

»Federmann«, sagte Hohermut ruhig, »ist besessen von Golddurst, mehr noch von Ruhmsucht. Sein Name soll einmal später neben denen eines Cortez, Pizarro, Almagro glänzen, das ist sein glühender Ehrgeiz. Vielleicht geht sein Wunsch in Erfüllung. Wenn man aber in Jahrhunderten noch von Nikolaus Federmann aus Ulm sprechen wird, dann wird man auch den Verrat nicht vergessen, den er an uns in der Wildnis verübt hat. Für alle Zeiten ist sein Name damit befleckt.

Ich habe nun nicht mehr viel zu erzählen«, fuhr Hohermut fort. »Wir erreichten den Rand der Llanos und überschritten das Gebirge. Als wir das Meer erblickten, fielen wir auf die Knie und dankten Gott, der uns vor dem Tod in Sünde und Verlassenheit gnädig bewahrt hatte.«

Tiefe Stille herrschte, als Hohermut geendet hatte.

»Geht nun schlafen!«, nahm er dann wieder das Wort. »Es ist schon spät in der Nacht. Wir müssen morgen wieder

früh an die Arbeit. Alles muss für den neuen Zug überdacht und vorbereitet werden. Diesmal müssen wir das Ziel erreichen. Es muss gelingen! Ich, Hohermut, euer Führer, verspreche es euch.«

Seine Augen glühten. Er hatte sich mühsam auf dem Lager aufgerichtet und reichte seinen Gästen die abgekehrte, schweißfeuchte Hand zum Abschied.

Als die Freunde den Berg zur Siedlung hinaufstiegen, sagte Fabricius ernst: »Hohermut wird den neuen Zug ins Dorado nicht führen.«

»Nein«, sagte auch Kressel, »Hohermut ist vom Tod gezeichnet.«

Schweigend, ein jeder in seine Gedanken versunken, erreichten die Freunde ihre Hütte.

Hohermuts Entkräftung nahm rasch zu. Mit eiserner Willenskraft hielt er sich aufrecht und traf die Anordnungen für die Ausrüstung der neuen Expedition. Hans hatte Mühe, den zahllosen Befehlen des Führers, die einander überstürzten, gewissenhaft nachzukommen. Es ging nicht so rasch, wie Hohermut es wünschte. Vor allem mussten Pferde beschafft werden, die nur in Santo Domingo angekauft werden konnten. Außerdem war ein umfangreicher Briefwechsel mit dem Stammhaus der Welser in Augsburg und mit dem Herrn Bartholomäus Welser zu führen, dem Chef des Hauses, der in Antwerpen am Hof des Kaisers weilte. Alles kam darauf an, die Leiter des deutschen Handelshauses davon zu überzeugen, dass sie noch einmal eine große Summe in die Kolonie stecken mussten, wenn sie auf einen Ertrag hoffen wollten. Hans schrieb Briefe über Briefe nach Augsburg, Antwerpen, Santo Domingo, wo ein Italiener Bevollmächtigter der Welser war. Manchmal verzweifelte

er fast über die Engherzigkeit seiner Kollegen, die das Welserland von ihren Kontorböcken aus regieren wollten.

Anfang Oktober erlitt Hohermut eines Morgens mitten in der gemeinsamen Arbeit mit Hans einen Blutsturz. Zu Tod erschrocken, bettete Hans den Führer auf ein Ruhelager und schickte nach dem spanischen Arzt. Dieser fühlte dem Kranken den Puls und zuckte die Achseln. Mit wilder Leidenschaft wehrte sich Hohermut drei Tage lang wider den Tod. Dann gebot er Hans, Pater Severinus zu rufen. Er beichtete dem Priester, und der tapfere, treue Pater sprach ihn mit bebender Stimme seiner Sünden ledig. Dann spendete er ihm das Sakrament der Letzten Ölung. Nur Hutten und Hans waren bei der heiligen Handlung zugegen.

In der Nacht ging ein gewaltiges Gewitter über Coro nieder. Das blauweiße Licht der Blitze erhellte das düstere Gemach fast ununterbrochen. Hohermut lag ganz still. Hans kniete am Bett und hielt die Hand des Sterbenden. Hutten stand am Fenster und sah in die Gewitternacht hinaus.

Gegen drei Uhr morgens richtete sich Hohermut plötzlich auf. »Vorwärts!«, rief er laut. »Hinauf! Hinüber!« Und dann noch einmal leiser: »Vorwärts!« Sein Haupt sank zurück. Georg Hohermut von Speyer, der Deutsche, der Feldhauptmann der Welser, war tot.

Hans weinte bitterlich.

Hohermut wurde in der nächsten Nacht bei Fackelschein in der Kirche von Coro unweit des Altars bestattet. Man hatte keinen Sarg beschaffen können. So lag der Tote in seinem ledernen Wams mit der Sturmhaube und dem Rapier an der Seite auf einer Bahre, die drei Deutsche - Joachim Fabricius, Hans Hauser und Martin Kressel - und drei spanische Offiziere trugen. Bischof Bastidas segnete die Leiche

ein. Das Kirchlein war gedrängt voll. Keiner, der unter Hohermut gedient hatte, fehlte.

Die Geschäfte des Gouverneurs übernahm Philipp von Hutten, noch bevor er förmlich auf Antrag des Welserhauses durch den Indienrat in Sevilla zum Nachfolger Hohermuts bestellt worden war. Mit Eifer wurden die Vorbereitungen für die neue Expedition betrieben, aber es zeigte sich bald, dass noch viele Monate ins Land gehen würden, bis an den Aufbruch gedacht werden konnte.

Eines Tages wandte sich Hutten an Hans. »Ich halte es für unbedingt notwendig, dass ein zuverlässiger Mann, der die Verhältnisse der Kolonie genau kennt, persönlich dem Herrn Bartholomäus Welser Bericht erstattet. Mit Briefen allein kommen wir nicht weiter. Ich weiß, Kornett Hauser, dass es Euch schon lange in die Heimat zieht. Würdet Ihr die Botschaft übernehmen?«

»Und später wieder in die Kolonie zurückkehren?«, fragte Hans.

»Ihr scheint keine große Lust zu haben«, erwiderte Hutten lächelnd. »Tut, was Euch beliebt! Ich überlasse Euch die Entscheidung. Nur müsstet Ihr Euch alsbald auf den Weg nach Antwerpen zu dem Herrn Bartholomäus machen.«

Hans erbat sich Bedenkzeit. Er besprach Huttens Vorschlag mit Fabricius und Kressel.

»Fahr heim!«, sagte Fabricius. »Du hast deine Pflicht Hohermut und den Welsern gegenüber reichlich erfüllt. Ich werde Hutten begleiten. Er braucht einen von uns als Pfadfinder. Und Kressel wird ja doch nicht wieder mitziehen wollen.«

»Nein«, versetzte Kressel, »ich bin nun wieder Bauer. Ich will meinen Acker in Frieden bestellen. Mögen die anderen

Gold und Abenteuern nachlaufen, ich bleibe hier!«

»Nun gut«, sagte Fabricius zu Hans, »so rate ich dir, Hut-  
tens Vorschlag anzunehmen.«

Noch am gleichen Abend teilte Hans dem Gouverneur mit, dass er bereit sei, alsbald nach Antwerpen zu reisen, und dass Fabricius ihn, den Gouverneur, auf seinem neuen Zug begleiten wolle.

Hutten war hochofret. Er ernannte Fabricius zu seinem persönlichen Adjutanten und Stellvertreter. Keine bessere Wahl hätte er treffen können. Der Niedersachse hielt ihm die Treue bis zum bitteren Ende.

Für Hans schlug nun die Abschiedsstunde. *Zischende Viper* hatte die Kunde, dass sein Herr mit einem der großen »Wasserhäuser« über das Meer fahren und nicht mehr zurückkehren werde, schweigend aufgenommen. Dass man ihm zumuten würde, in Coro zu bleiben und auf Kressels Siedlung Sklavendienste zu verrichten, kam ihm gar nicht in den Sinn. Eines Tages trat er zum ersten Mal wieder in indianischer Weise, nur mit einem Lendenschurz bekleidet und leuchtend rot bemalt, vor Hans. In der Hand trug er einen prachtvoll geschnitzten Bogen, den er selbst in wochenlanger mühsamer Arbeit hergestellt hatte. An seiner Hüfte hing der Fellköcher mit den Pfeilen. Eine Federkrone schmückte sein Haupt. »*Zischende Viper* nun heimgehen zu seinem Volk«, sagte er.

Hans fühlte einen schmerzhaften Stich in der Herzgend. Ernst erwiderte er: »Ja, *Zischende Viper*, du nun heimgehen.«

Der Xidehara reichte Fabricius und Kressel die Hand.

»Leb wohl, *Zischende Viper!*«, sagte Kressel. »Ich danke dir.«

»Leb wohl, treue Seele!«, sagte auch Fabricius.

Der Indianer neigte gelassen das Haupt. Dann schlug er den Pfad ins Gebirge ein. Hans begleitete ihn. Sie kamen an der Stelle vorüber, wo Hans einst den von den Hunden der weißen Männer gehetzten Indianerjüngling hatte entweichen lassen. Dann stiegen sie über glattes Gras steil aufwärts. Über ihnen aus dem feuchten Buschwerk, das den Streifen der Alpensavanne begrenzte, stieg der Nebel in dünnen, geraden Schleiern wie Rauch auf. Aus den Schluchten rauschte unsichtbar das Wasser zu ihnen herauf, und tief zu ihren Füßen lagen die winzigen Hütten von Coro. Deutlich war Kressels Siedlung zu erkennen. Nach vierstündigem Marsch über die Savanne kamen sie in ein Buschwerk von Sträuchern und niedrigen Bäumen. Der Abhang des Berges wurde sanfter und der Fuß versank im purpurroten Blütenmeer der Befaria, der neuweltlichen Alpenrose. Die zahllosen Blüten glühten in der Sonne, ein Anblick von berauscher Schönheit.

Hier blieb der Xidehara plötzlich stehen und wandte sich zu Hans, indem er auf die Sonne wies: »Du nun umkehren, sonst dunkel werden.«

Hans nickte nur, sprechen konnte er nicht.

Da schleuderte *Zischende Viper* mit einem Ruck den Bogen fort und warf sich vor Hans auf die Erde, das Gesicht in die roten Blüten pressend. Es war der Ausdruck völliger Hingabe. *Ich bin dein*, besagte er, *ich gehöre dir mit Leib und Seele, du kannst mit mir machen, was du willst.*

Sekundenlang lag der Xidehara unbeweglich. Dann erhob er sich und griff nach seinem Bogen. Wortlos wandte er sich zum Gehen. Aufgewühlt bis ins Innerste sah Hans, wie *Zischende Viper*, gleichsam ein schönes, edles Tier, langsam,



ohne sich noch einmal umzusehen, über den Teppich der Alpenrosen der sinkenden Sonne zuschritt, zu seinem Volk, in die Freiheit.

Die erste Schiffsgelegenheit nach Santo Domingo bot sich Anfang Dezember. Nachdem sich Hans von Hutten verabschiedet hatte, der ihm ein großes Paket Briefe mitgab, darunter auch Briefe an seine, des Ritters, Mutter und seinen Bruder, den hochwürdigen Bischof in Eichstätt, ging Hans an Bord, begleitet von Fabricius und Kressel. Die letzten Stunden vor der Abfahrt saßen die Freunde zusammen an Deck. Sie sprachen nicht viel.

Fabricius versprach, über seine und Kressels Erlebnisse dem Freund gelegentlich zu schreiben. »Zwei, drei Jahre wird freilich die neue Expedition dauern«, meinte Fabricius. »Solange wirst du nichts von mir hören.«

»Und von mir darfst du nichts Geschriebenes erwarten«, sagte Kressel. »Ich bin kein Schriftgelehrter.«

»Vergesst mich nicht!«, bat Hans.

»Niemals!«, antworteten Fabricius und Kressel wie aus einem Munde.

Als sie das Schiff verlassen hatten, stand Hans noch lange an der Reling und sah zum Strand von Coro hinüber. Allmählich brach die Nacht herein. Er erkannte deutlich am Berghang ein winziges Licht. Dort saßen nun Fabricius und Kressel zusammen, die Getreuen, und dachten an ihn.

Doch Kressel dachte auch daran, dass morgen der Mais geschnitten werden müsse, und Fabricius, dass noch eine Anzahl Musketen für den Zug Philipps von Hutten ins Dorado fehlte.

Dann rasselten die Ankerketten. Das Schiff kam in Fahrt

und das kleine Licht am Berg verschwand hinter einem Dunstschleier.

Santo Domingo, die Hauptstadt des spanischen Kolonialreichs, machte auf Hans einen großen Eindruck. Vor noch nicht fünfzig Jahren hatte Christoph Kolumbus' Bruder Bartholomäus hier auf Hispaniola die erste Ansiedlung der Neuen Welt gegründet. Jetzt erhob sich anstelle der Lehmhütten eine reiche Stadt, gekrönt von einer mächtigen steinernen Kathedrale. Rings um die Stadt lagen riesige Zuckerrohr- und Tabakpflanzungen. Weiße Männer in reicher spanischer Tracht spazierten durch die Straßen, und dunkeläugige Frauen, weißgekleidet mit der schwarzen Mantilla auf dem Kopf, lagen auf den Veranden der niedrigen Häuser im Schatten.

Es wimmelte von ebenholzfarbenen Guineasklaven. Wo aber war die Urbevölkerung, die Indianer, die einst Kolumbus und seine Gefährten freundlich und zutraulich begrüßt hatten? Sie waren zerrieben, zersprengt, vernichtet. In den Gold- und Kupferminen, auf den sonnenglühenden Pflanzungen hatten sie im Sklavendienst für den kalten, habgierigen Eroberer ihr Leben gelassen. Kaum noch ein Indianergesicht sah Hans. Dafür beherrschten die Schwarzen das Bild der Stadt, deren »Einfuhr« in das entvölkerte Land ein gewinnbringendes Geschäft war, an dem sich - leider Gottes - auch das deutsche Welserhaus beteiligte. Schon zeigten sich - erste Spuren des beginnenden Verfalls - neben den reinblütigen Weißen, Schwarzen und Roten die Mischblütigen: Mulatten, die Mischlinge von Weißen und Negeren, und Mestizen, die Mischlinge von Weißen und Indianern. Es wird nicht mehr drei Jahrhunderte dauern, und kein Geringerer als der große Napoleon, zu dessen Reich

die Insel dann gehört, wird sie an Mulatten und Neger verlieren.

Hans' Verhandlungen mit dem Faktor der Welser waren bald erledigt. Auch auf eine Schiffsgelegenheit brauchte er nicht lange zu warten. Es verging damals kaum eine Woche, ohne dass ein Schiff aus Europa in Santo Domingo eintraf. Zufälligerweise war es wieder die *Trinidad*, auf der Hans die Heimreise antrat. Diesmal räumte der Kapitän dem bevorzugten Gast, der die Tracht des vornehmen Spaniers trug, eine Kajüte auf dem Oberdeck ein. Es war dieselbe, die Hohermut und Hutten auf der Überfahrt benutzt hatten. Das war freilich ein besserer Aufenthalt als der dunkle, dumpfe Verschlag, den Hans auf der Ausreise mit Kressel und den Pferden geteilt hatte. Die Überfahrt ging glatt und rasch vonstatten. Nach kaum fünf Wochen machte die *Trinidad* am Kai von Sevilla fest.

Unter den vielen Neugierigen, die die Ankunft des Schiffes herbeigelockt hatte, stand ganz vorn Francisco Garcia, der Kommiss des Welserhauses. Er begrüßte Hans mit einem tiefen Bückling und lud ihn ein, während seines Aufenthaltes in Sevilla sein Gast zu sein. Hans dankte aber und zog es vor, in einem Gasthaus zu wohnen. Am Abend nach der Ankunft schlenderte er am Ufer des Guadalquivir entlang. Er dachte an seine Abreise aus Europa, die eigentlich eine Flucht gewesen war. Hier hatte die *Trinidad* gelegen, hier war er ins Wasser gesprungen, um schwimmend das Schiff zu erreichen, ein tolles Wagestück. Dann saß er in einer Weinschenke, wo es laut und lustig herging, allein an einem Tisch vor einem Becher spanischen Weins. Bilder stiegen vor ihm auf, unablässig, in verwirrender Fülle. Was hatte er nicht alles in den letzten drei Jahren erlebt! Als Jun-

ge war er ausgezogen, als Mann kehrte er zurück von der Fahrt ins indianische Land.

Es war zwar - man möchte sagen: ausnahmsweise - einmal kein Krieg zwischen dem deutschen Kaiser und Franz I., dem französischen König. Der dritte Krieg zwischen den beiden Herrschern war wenige Monate vorher durch den Waffenstillstand von Nizza beendet worden. Trotzdem glaubte Hans für die Reise nach Antwerpen dem Wasserweg vor dem Landweg durch Frankreich den Vorzug geben zu sollen. So ging er Anfang März an Bord eines nach Antwerpen bestimmten Schiffes. Das Wetter war schlecht, und in der Biskaya hatte das Schiff einen heftigen Sturm zu bestehen. Ein paar Tage später tauchten unweit der Insel Quessant plötzlich zwei französische Schiffe auf, die, des Friedenszustandes ungeachtet, Jagd auf den Spanier zu machen begannen. Dem Kapitän schien es zweckmäßiger, zu fliehen, als sich mit den Franzosen in Verhandlungen einzulassen. Er ließ das letzte Fetzchen Leinwand setzen und nahm geraden Kurs auf die englische Küste. Die Reisenden standen am Heck des Schiffes und schauten gespannt nach den Verfolgern aus, die, gleichfalls mit vollen Segeln, hinter dem Spanier herliefen. Fast wie auf dem Magdalena, dachte Hans. Aber gegen Abend blieben die Verfolger zurück. Ein paar Kanonenschüsse, die sie dem spanischen Schiff nachsandten, gingen viel zu kurz.

An einem regenfeuchten, nebelverhangenen Märztag betrat Hans in Antwerpen wieder vaterländischen Boden. Er suchte alsbald nach seiner Ankunft den Herrn Bartholomäus Welser auf, der ihn aufs Freundlichste in seinem prächtigen, unweit der Kathedrale gelegenen Haus empfing. Der würdige, schon ergraute königliche Kaufmann,

der reiche spanische Tracht trug, hörte mit großer Aufmerksamkeit Hans' Bericht an. An seiner Seite stand ein junger, noch nicht dreißigjähriger Mann, dem die blonden Locken auf die Schultern fielen. Unverwandt hingen seine Augen an Hans' Lippen, während dieser von den wirtschaftlichen Möglichkeiten der Welserkolonie sprach und von den Aussichten eines neuen Entdeckungszuges.

»Ich danke Euch«, sagte Bartholomäus Welser, als Hans geendet hatte. »Ich muss mich glücklich schätzen, treue Diener zu haben, welche die Interessen meines Hauses im fernen indianischen Land so mutig und geschickt vertreten. Nehmt das zum Dank!«

Er reichte Hans einen kleinen seidenen Beutel, gefüllt mit Dukaten. Hans wollte ablehnen, aber Bartholomäus sagte lächelnd: »Nehmt nur! Ihr seid nun wieder in Europa und werdet es brauchen können. Auch soll niemand sagen, dass der alte Bartholomäus Welser knickerig sei.« Dann fuhr er ernster fort: »Ich werde dem Ritter Philipp von Hutten alle Hilfe angedeihen lassen, deren er bedarf. Es kommt dem Welserhaus auf ein paar Tausend Pesos gewiss nicht an. Ich werde ihm sogar das Kostbarste senden, was ich besitze, Bartholomäus, meinen ältesten Sohn, damit er an dem neuen Entdeckungszug teilnehme.« Er wies auf den jungen blonden Mann an seiner Seite.

Hans erschrak. »Wollt Ihr wirklich Euer Leben in der europäischen Gesittung mit dem Dasein in der indianischen Wildnis tauschen? Furchtbare Entbehrungen und tausend Gefahren warten Euer.«

»Ich bin entschlossen«, sagte Bartholomäus Welser der Jüngere.

Hans' Augen glitten über den schwächtigen jungen

Mann. Eine unbestimmte Angst erfüllte ihn. »So möge Euch Gott behüten!«, sagte er dann zögernd.

In der Nacht hatte Hans einen schweren Traum. Er sah deutlich das Tal des Tocujo vor sich.

*Eine Schar abgerissener deutscher Landsknechte steht einem Trupp gutgekleideter und bewaffneter Spanier gegenüber. Die Führer der Deutschen, Philipp von Hutten und Bartholomäus Welser der Jüngere, verhandeln mit dem Führer der Spanier. Es ist Juan de Carvajal, der Schurke.*

*»Ich verlange freien Durchzug nach Coro«, ruft Hutten, »damit ich dem König und den Welsern, denen durch königliche Bewilligung die Provinz gehört, Rechenschaft ablegen kann.«*

*»Habt ihr's gehört?«, schreit Carvajal. »Welserisch nennt er die Provinz. Ein Verräter ist er an der spanischen Krone. Hinaus mit den Deutschen aus India!«*

*Huttens Rapier fliegt aus der Scheide. »Das werdet Ihr mir büßen!«*

*Hans stöhnt auf im Schlaf. Die Traumbilder verwirren sich. Doch dann sieht er plötzlich mit entsetzlicher Deutlichkeit, wie ein Indianer die Machete gegen Philipp von Hutten und Bartholomäus Welser zückt. Einen Augenblick später hebt er die blutigen Köpfe der Enthaupteten in die Höhe. Höhnisch sieht Carvajal zu.*

Mit einem Aufschrei erwachte Hans. Schon früh am nächsten Morgen stand er vor Bartholomäus Welser dem Jüngeren. »Zieht nicht ins indianische Land!«, flehte er. »Zieht nicht!«

Bartholomäus Welser blickte erstaunt auf den ungerufenen Warner. »Ich danke Euch, dass Ihr mich vor den Ge-

fahren des indianischen Landes bewahren wollt. Ich weiß, dass ich vielleicht drüben sterben muss, aber ich weiß auch, dass niemand seinem Schicksal entrinnen kann. Kein Mensch kann seinem Leben auch nur eine Stunde zusetzen. Wir stehen alle in Gottes Hand und müssen den Weg gehen, den er uns führt. Nur darauf kommt es an, dass wir getreu sind, Gott und uns selbst getreu bis in den Tod.«

Erschüttert verneigte sich Hans vor dem Sohn seines Herrn.

Bartholomäus Welser der Jüngere aber zog nach Venezuela - in den Tod.

Hans fuhr den Rhein hinauf über Köln und Mainz nach Straßburg. O, du deutscher Strom von Pracht und Herrlichkeit! Tausendmal schöner sind deine Ufer mit den lieblichen Dörfern und den sanften Rebhügeln als die vom Urwald strotzenden Ufer des Magdalena, tausendmal schöner deine grünen Fluten als die braunen Gewässer des Tropenstromes! Von Straßburg zog Hans über den Schwarzwald nach Konstanz. Auf Bartholomäus Welsers Wunsch übernahm er die Leitung der dortigen Filiale des Welserhauses. Ein Jahr später heiratete er Berta Köler, die Tochter eines Konstanzer Ratsherrn. Wir erzählten schon, dass sie als Braut vor dem Altar die Perlen trug, die Hans an der Küste von Paraguana gesucht hatte.

Berta Köler schenkte ihrem Gatten eine stattliche Anzahl Kinder. Hans Hauser, der Weitgereiste, stand in hohem Ansehen bei seinen Mitbürgern. Er wurde Ratsherr an seines Schwiegervaters Stelle und starb hochbetagt. Noch heute blüht das Geschlecht der Hauser im Badischen.

Von Fabricius ist zu erzählen, dass er am neuen Entdeckungszug unter Philipp von Huttens Führung teilnahm

und Zeuge war, wie Carvajal Hutten und Bartholomäus Welsler enthaupten ließ. Wie durch ein Wunder entging er der Wut des Spaniers. Nach Deutschland zurückgekehrt, besuchte er Hans Hauser in Konstanz. Später wurde er Professor an der Universität Helmstedt. Sein hauptsächlichstes Forschungsgebiet waren die Naturwissenschaften, die damals noch in den ersten Anfängen standen. Über seine Erlebnisse im indianischen Land schrieb er ein Buch, das in Halle gedruckt wurde. Es war ein erster Versuch einer naturwissenschaftlichen Darstellung des neuen Erdteils. So wurde der Helmstedter Professor der Vorläufer des großen Naturforschers Alexander von Humboldt, der zweihundertfünfzig Jahre später sein klassisches Werk über die Gegenden geschrieben hat, wo die Freunde unerhörte Abenteuer bestanden. Ein Exemplar des Fabricius'schen Buches, das fast ganz verschollen ist, spielte ein glücklicher Zufall dem Verfasser in die Hände, der dadurch in die Lage versetzt wurde, diese Geschichte zu erzählen.

Kressel heiratete die Witwe eines auf dem Zug Huttens gefallenen deutschen Ansiedlers. Die Kressels saßen bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts in Venezuela. Dann kehrte der älteste Spross der Familie nach Deutschland zurück und kaufte sich in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, unweit des Mains, an. Es gibt heute im Hessischen ein Dorf, in dem jeder dritte Mann Kressel heißt. Alle sind Bauern und wohlhabend. Als der Verfasser, damals noch ein junger Mann, in den großen Krieg zog, war ein Martin Kressel sein Bursche und guter Kamerad. Sein Pferd hieß Suse.



